Kunz von Kauffung.

Von

Ludwig Storch.

Erster Theil.

Leipzig,
W. Engelmann.
1828.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorerinnerung.

Unsere vaterländische Geschichte ist reich an interessanten Stoffen zum historischen Roman. Einer der vorzüglichsten ist meiner Meinung nach der kühne Prinzenräuber; und zwar nicht sowohl wegen jener in der Geschichte als einzig dastehenden That, als vielmehr der verwickelten Umstände, aus denen sie hervorging, des Zeitalters, in dem sie geschah und der Personen, die mehr oder minder dabei betheiligt waren und mit denen Kunz in Verbindung lebte. Die Begebenheit fällt in eine sehr merkwürdige Zeit, gleichsam an den Marksstein, der das Mittelalter von der neueren Zeit trennt. Schon ist das Ritterthum fast verklungen; der Krieg ist durch Einführung der Schießgewehre ein ganz anderer geworden; eine Masse neuer Ideen sind im Umschwung; mit gigan-

schen Planen geht die Zeit schwanger und Jedermann weiß, was sie im Anfang des nächsten Jahrhunderts gebiert. Aber all jenes Große wird jetzt schon vorbereitet.

Der Stoff hat schon manche Bearbeitung erfahren; wir besitzen Romane und Trauerspiele, aber die Verfasser sind alle an der Vielseitigkeit, der Masse der Motive und der getreuen Darstellung der Zeit selbst gescheitert. Es ist hier nicht der Ort, Recensionen über jene Versuche zu schreiben; denn ich weiß nicht, ob ich selbst den Knoten glücklich gelöst habe. Schwer ist es immer, ein historisches Factum, das so ganz zum Eigenthum des Volks und in seinem Munde seit Jahrhunderten zur Mythe geworden ist, volksthümlich im Roman wieder zu geben. Durch so viele schlechte Bearbeitungen dieser Thatsache abgeschreckt, hätte ich aus eigenem Antriebe mich schwerlich jemals damit befaßt, aber von meinem Herrn Verleger und Freund dazu aufgefordert, wurde das, was erst mich abhielt, nun Anreizungsmittel. Übrigens hat einer meiner Freunde schon lange den Plan gehabt, den Kunz dramatisch zu behandeln, schon viel dazu gesammelt und vorgearbeitet auch Einzelnes vollendet; und da unter

seiner Hand der Stoff gewiß zu etwas Vortrefflichem sich bilden wird, so möchte ich ihn hiermit mahnen, die Ausführung seines Werkes nicht länger zurückzuhalten und die Welt damit zu beschenken. Um nicht weitläufig zu werden, erlaube ich mir nur einige historische Bemerkungen:

1) Was den Namen Kauffung betrifft, so schreibt man ihn gewöhnlich Kaufungen; allein Kunz schrieb selbst Kauffungka und Kauffungk, wie aus den Urkunden zu sehen; ich halte deshalb die runde Form für die richtigere. Auch Joh. Aug. Apel nannte sein Trauerspiel (Leipz. 1809.): Kunz von Kauffung.

2) Seite 6. Markgraf Albrecht, der teutsche Achilles genannt, war der jüngere Bruder des Churfürsten Friedrich 2 von Brandenburg; ein anderer Bruder hieß Johann mit dem Beinamen der Alchymist. Friedrichs Gattinn war Katharina, die Schwester des Churfürsten Friedrich von Sachsen und des Herzogs Wilhelm. Ihre zweite Schwester Anna war an den Landgrafen Ludwig von Hessen vermählt. Albrecht, seinem Charakter nach ein Freund des thüringischen Herzogs, vermählte sich später mit Friedrichs des Sanftmüthigen Tochter, Anna, welche in dieser

Erzählung auftritt. Beide sind die Stammeltern des königlich preußischen Hauses; denn Albrecht bestieg nach seines Bruders Friedrichs Absterben 1470 den churfürstlichen Thron von Brandenburg.

3) Seite 11. Elisabeth, die Tochter des teutschen Kaisers Sigismund, die Gemahlinn seines Nachfolgers, Albrechts von Östreich, und die Mutter Annas, der jungen Herzoginn von Thüringen, war die Erbinn von Ungern und Böhmen. Als ihr junger Gemahl so plötzlich dahin starb, bestimmte ihr die ungrische Nation aus politischen Gründen den König von Polen, Ladislaus 3 zum Gatten. Kurz vor der Vermählung gebar sie Ladislaus, den nachherigen König von Ungern und Böhmen. Ihr neuer Gemahl konnte ihr den verlorenen nicht ersetzen; sie starb den 24. December 1442. Der polnische Ladislaus, nun allein König, blieb bei Varna gegen die Türken 1444; und die Nation trauerte lange um Beide.

4) S. 24. Zeile 11 von unten muß heißen: ihre Mutter war von ihr geschieden; welches ich zu berichtigen bitte.

Gotha, im August 1827.

Kunz von Kauffung.

Novelle aus der Geschichte Sachsens.

Erster Theil.

Der Landgraf von Thüringen, Friedrich 4, der Friedfertige, auch wohl der Einfältige genannt, war am 4ten Mai 1440 zu Weißensee unbetrauert gestorben. Seine unfruchtbare Ehe mit Anna von Schwarzburg-Arnstadt hatte durch Einmischung des Vaters der letzteren, Günthers 39, in die Regierungsgeschäfte des Thüringerlandes viel Unheil in der Familie angestiftet. Thüringen hatte große Drangsale erfahren; doch begraben wurden mit den Gebeinen des Landgrafen zu Reinhardsbrunn alle Leiden des geängsteten Volkes, und mit neuen schönen Hoffnungen sah es dem künftigen Herrscherpaare entgegen. Dies waren der Churfürst von Sachsen und Markgraf von Meißen Friedrich 2, mit dem Beinamen der Sanftmüthige, und der Herzog Wilhelm 3. Der

erstere, schon ein Mann, der im dreißigsten Jahre stand, kühn, besonnen und voll Eifer für das Wohl seiner Länder; Wilhelm noch ein feuriger Jüngling von sechszehn Jahren, in dem der Heldengeist aller seiner tapfern Ahnen wieder erwacht und versammelt und nur noch mit den Formen eines jugendlichen Flattersinnes zu ringen schien, um, wenn diese niedergekämpft wären, mit ungezügelter Kühnheit seine Kräfte zu entfalten und zu gebrauchen. Beide waren die Söhne Friedrichs des Streitbaren, Markgrafen von Meißen, des treusten Anhängers des teutschen Kaisers Sigismund im verderblichen Hussitenkriege und andern Angelegenheiten des Reichs sowohl, als seines Hauses. Zwar hatte Sigismund dankbar den ihm in Krieg und Frieden fest anhangenden Markgrafen, nach Absterben des askanischen Herzogstammes auf dem churfürstlich sächsischen Stuhle, mit der Chur und dem Herzogthume von Sachsen belehnt, hatte später die enge Verbindung des meißnisch-sächsischen Hauses mit dem ihm verwandten östreichischen Hause bewirkt; denn Friedrichs des Sanftmüthigen Gemahlinn war Margaretha, die Tochter Herzog Ernsts des Eisernen von Östreich und die Schwester des später den teutschen Kaiserthron besitzenden Friedrichs 3; aber der edele Albrecht 2,

Sigismunds Schwiegersohn und Nachfolger in der teutschen Königswürde, wollte seinem Vorgänger nicht nachstehen im Wohlthun, er wollte vollenden, was der Verstorbene begonnen hatte, er wollte auch den jüngern Sproß des mächtigen sächsischen Hauses durch Bande des Bluts an das habsburger Geschlecht und seinen Königsthron binden, um ihn immer fester zu bauen durch solche gewaltige Lehnsträger. Und schon 1439 verlobte König Albrecht von Östreich wie in dumpfer Vorahnung seines baldigen Scheidens sein achtjährig Töchterlein Anna mit dem funfzehnjährigen Herzoge Wilhelm; und gleichsam als hätte er eilen müssen, die Morgenröthe der Erfüllung seines Lieblingswunsches noch zu schauen, verschied der edle König in der Blüthe seines Lebens und hinterließ seiner trauernden Gemahlinn Elisabeth außer Anna, der schon verlobten Braut, und einer jüngern Tochter Elisabeth noch einen Nachfolger und Erben ihrer väterlichen Besitzungen Ungarn und Böhmen, Ladislaus, der aber erst nach des Vaters Tode geboren wurde.

Friedrich 3, der nach seines Vetters Absterben zum teutschen Könige erwählt wurde, verabsäumte nicht, als Schager des Churfürsten von Sachsen, dem Bruder desselben das Wort seines Vorgängers zu

halten. Albrecht hatte seiner Tochter ein wahrhaft königliches Erbtheil zugedacht; denn hundert Tausend Dukaten betrug ihre Heimsteuer, und zur Sicherstellung waren ihr das Herzogthum Luxemburg und die Grafschaft Chimay, als ihr mütterliches Stammland, angewiesen. Nach gegebener Bestätigung Kaiser Friedrichs brachte die Königswittwe Elisabeth ihre geliebte Tochter, die eben das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, und deren künftige Schönheit sich schon zu entfalten begann, selbst nach Dresden, wo sich damals alle Glieder des churfürstlichen Hauses aufhielten.

Wiederum waren also alle meißnischen und thüringschen Länder vereinigt, doch nur, um wiederum bald getrennt zu werden; denn als Herzog Wilhelm sein zwanzigstes Jahr zurück gelegt hatte, begehrte er die Theilung der Lande vom Churfürsten, seinem Bruder, damit er sodann, als eigner Herr und Herrscher die junge schöne Braut heimführen könne. Es kam also 1445 zu einem Vergleiche zu Altenburg, wobei Churfürst Friedrich Meißen und einen Theil vom Osterlande für sich wählte, seinem Bruder Wilhelm aber Thüringen und die übrigen Besitzungen im Osterlande und in Franken überließ.

Mochten nun bei diesem Vergleiche wirklich

kleine Vervortheilungen statt gefunden haben, oder mochten sie nur eingebildete sein, mochten vielleicht auch nur unbillige Anforderungen von beiden Theilen, kleine Neckereien, durch Zuflüsterung und Anfeindung der gegenseitigen Räthe veranlaßt, das Blut der fürstlichen Brüder gegenseitig in Wallung bringen; genug keinem genügte sein Theil, und diese Unzufriedenheit brach bald in einen öffentlichen Streit aus. Erbittert gingen die Brüder von einander, fest entschlossen, mit den Waffen ihre vermeintlichen Rechte durchzusetzen. Das ganze Land war in Gährung, und jeglicher Bewohner desselben harrte bange der Dinge, die da kommen sollten. Da vereinigten sich die Stände des Adels und der Bürgerschaft, und zogen zu ihrem Beistande herbei den Churfürsten Friedrich 2 von Brandenburg, den Landgrafen Ludwig von Hessen, beide Schwäger der streitenden Fürsten, den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Erzbischof Friedrich von Magdeburg nebst den Bischöfen von Meißen, Naumburg und Merseburg. Und es gelang ihnen, die Brüder auf einem Versammlungstage im Kloster Neuwerk bei Halle zu vereinigen, und der daselbst errichtete Vertrag, unter dem Namen des hällischen Machtspruchs bekannt, bestätigte mit einigen nicht sehr bedeutenden

Abänderungen den Altenburger Theilungsvergleich. Die Brüder schienen versöhnt, doch glimmte in ihren Herzen der Funke des Hasses fort, und ihre Umgebungen unterließen nicht, denselben im Stillen anzufachen. Apel von Vitzthum hatte vorzüglich das Herz des jungen Wilhelm einzunehmen gewußt, und von beispiellosem Egoismus geleitet, suchte er des Herzogs Gemüth immer mehr von seinem Bruder abzuziehen. Der Churfürst drang als der ältere und erfahrenere Bruder auf Apels und der übrigen Räthe Entfernung. Wilhelms Stolz erwachte bei der anmaßlichen unwürdigen Behandlung seines Bruders, und mit Kälte wieß er den Antrag zurück; Friedrich, dadurch noch mehr erbittert, betrachtete den Herzog wie einen verblendeten Knaben, den man mit Güte seiner Irrthümer nicht zeihen könne, zog also ohne weitere Umstände vor Roßla, Apels Wohnsitz, und machte Miene, es zu erstürmen. Wilhelms fürchterlichster Zorn entbrannte, und er würde den Churfürsten mit seiner Macht vernichtet haben, wenn nicht der Bruder seines Schwestermanns, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, gerade bei ihm in Jena gewesen, und als Vermittler nach Roßla geeilt wäre. Friedrich schien auf des Markgrafen Zureden sein Unrecht zu erkennen, und ließ sich von ihm zum Abzuge bewegen,

nachdem er auf die abscheulichste und des Sanftmüthigen höchst unwürdige Weise die umliegenden Dörfer mit allen ihren Feldern verwüstet hatte. Ruhe waltete wieder rings umher, aber es war die entsetzliche Ruhe, welche dem verderblichen Sturmwüthen vorangeht. Die Brüder waren voll heimlichen Grolls gegen einander; der Zunder hatte sich in großer Menge gesammelt; es bedurfte einer kleinen Reibung, den Funken zu entwickeln, der schnell um sich greifen mußte, als gräßliche Flamme, Land und Menschen zu verderben.

Lauter Jubel erfüllte das ſchöne Thal der Saale; Liedesklang und Becherſang rauſchten durch den reizendſten Theil desſelben, dem man nicht mit Unrecht den Namen des Paradieſes gegeben hat. Von allen Seiten über die nackten Berge und durch die Thalſchluchten zogen feſtgeſchmückte Schaaren; die Burgen des Thüringerlands thaten ſich auf, ihre ritterlichen Helden, von reichgekleideten Knappen gefolgt, zu entlaſſen; und des Landvolks ſtrömte viel herein in die uralte Stadt des Oſterlandes, den Fürſtenſitz Jena. All dies Volk kam zum reichſten und herrlichſten Feſt, wie es lang und weit und breit nicht war geſehen worden; denn der junge Herzog Wilhelm von Sachſen und Thüringen feierte hier in ſeiner Lieblingsſtadt, wo er immer gern und froh verweilte, ſein Beilager mit der ſittigen, ſchönen, funfzehnjährigen Anna, der edelen Tochter des verſtorbenen Königs Albrecht. Der ſchönſte Sommer hatte ſeine Schätze aufgethan, und der gabenreiche Auguſt bot ſeine Früchte. Ringsum Luſt, ringsum Sonnenſchein und das herrliche Thal mit ſeinem Para-

dieſe; wahrlich der Herzog hätte Zeit und Ort nicht ſchöner wählen können.

Das ſchwerzubefriedigende Gemüth des ſtolzen Herzogs hatte im Übermuthe jugendlicher Eitelkeit Alles aufgeboten, um ſein Hochzeitfeſt recht glänzend zu feiern, um zu zeigen, daß es eine Königstochter ſei, die er heimführe. Nicht nur ſämmtliche Ritter ſeines Landes, der Kaiſer ſelbſt war eingeladen, und über achtzig Fürſten des Reichs, und alle Städte ſeines Landes, deren jede drei Abgeordnete zur Feier ſchicken mußte. Zwar erſchien der Kaiſer nicht ſelbſt und viele von den geladenen Fürſten, aber desohngeachtet gab es ſo viel fürſtliche Häupter, daß man ſie im Schloſſe nicht alle unterzubringen wußte. Jeder Ritter brachte ſeine Dame und wohl noch mehr, Schweſtern und Verwandte, mit. Auch gab es der geiſtlichen groſen Herren in Fülle, denn der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Hildesheim, Halberſtadt, Meißen, Naumburg und Merſeburg, Äbte und Prälaten weit und breit her waren zugegen in aller ihrer Herrlichkeit. Kein Ritter und keine Dame hatte den Aufwand geſpart, und die unerhörte Kleiderpracht und der ſonſtige Staat des funfzehnten Jahrhunderts trat bei dieſer Gelegenheit recht ins vollſte Licht. Es waren allein an dreitau-

ſend Pferde von den Gäſten und ihrem Gefolge mitgebracht, nicht zu gedenken der kaum zählbaren Menſchenmaſſe, welche die Stadt nicht faſſen konnte.

Am Montage nach St. Viti verſammelten ſich die vornehmſten der Gäſte auf dem Schloſſe, um das Brautpaar zum Altare zu begleiten; nach der heiligen Handlung ward die Stimme der Freude rings nur hörbar von den ſtärkſten bis zu den weichſten Tönen. Herzog Wilhelm warf das ſchwarze freudeglänzende Feuerauge in der Verſammlung der Edeln umher, neigte ſich jugendlich raſch bald zu einem lächelnden greiſen Degen, bald zu einem jungen Ritter, wohl auch zu einer edeln Matrone oder einer ritterlichen Jungfrau, ſie alle herzlich zu begrüßen, dann ſtrich er ſich wieder ſein langes dunkellockiges Haar aus dem ſchönen bräunlichen Geſichte, und ſchaute wie wonneberauſcht in den glanzerfüllten Zirkel. Anna, kaum den Kinderjahren entwachſen und nur ſchüchtern ahnend die Geheimniſſe und Pflichten ihres künftigen Standes, verweilte in holder Schaam neben ihm, leicht überhaucht vom Erröthen frommer Unſchuld, wie die Lilie nur leicht vom Strahl des Abendroths berührt wird. Ihre ruhigen von keinem Spiel irgend einer Leidenſchaft bewegten himmelblauen Augen blickten nur dann und

wann leiſe und kaum ſich an den Anblick Aller gewöhnend empor, auch ſchienen ſie ſich flüchtig mit Thränen zu füllen, die aber wieder verſiegten; aus dem etwas länglichen faſt bleichen edlen Geſichte ſprach die Hoheit und Würde einer Königstochter aus dem Stamme der Habsburger. Ihr zur Seite ſtanden einige ungeriſche Große noch in die dunkele Farbe der Trauer gehüllt, faſt wie eine böſe Vorbedeutung für Annas künftige Tage. Im Gemüthe der ſchönen Braut ſelbſt ſchien eine düſtere Ahnung aufzuſteigen; denn trotz des ſie umrauſchenden Jubels blickte ſie immer ſtill vor ſich hin, und bewegt und geängſtet von einem innern unerklärlichen Bangen ſtahl ſich öfters ein leiſer Seufzer aus der bewegten jungen Bruſt. Sie gedachte ihrer geliebten dahingeſchiedenen Mutter. Bei der über Alles koſtbar geſchmückten Tafel, an welche ſich die fürſtlichen Gäſte mit dem Brautpaare ſetzten, bedienten die vornehmſten thüringiſchen Grafen und Herren die Letzteren, eine Auszeichnung, die noch keinem Beherrſcher dieſes Landes widerfahren war. Da ſtand Graf Heinrich von Schwarzburg zur Bedienung des Herzogs vor dem Tiſche, Graf Günther von Beichlingen zu der ihrigen, Graf Günther von Mansfeld und Heinrich von Brandenſtein trugen das Eſſen

der Herzoginn aufs Graf Adolph von Gleichen und Claus von Wangenheim dem Herzoge, voran abet gingen Graf Ernst von Gleichen, der Hofmeister, von des Herzogs Seite, Graf Ludwig von Gleichen und Ludwig von Witzleben von der ihrigen. Der Burggraf Diethart von Kirchberg stand als Schenk des Herzogs, Graf Heinrich von Luthenberg als Schenk der Herzoginn vor der Schenkbank; Graf Sigmund von Gleichen und Thilo von Seebach trugen die Trinkbecher dem Herzoge, und Graf Ernst von Honstein und Hans Blankenberg der Herzoginn zu. Außerdem waren zu seinem Dienste bei Tische noch beordert Friedrich von Hopfgarten, Hans von Schlotheim, Kersten von Witzleben, zu dem ihrigen aber Busso Vitzthum, Jörge Vitzthum, Heinrich von Melling, Hans von Wangenheim. Jeder von diesen dienstthuenden Grafen und Herren hatte noch zehn Nebengesellen von seiner Dienerschaft zur Aufwartung der Gäste bei Tafel. Alle strotzten von Gold und Silber und zierlicher Stickerei an der Kleidung.

Des Abends wurde ein groſses Banquett gegeben, worin Jeglicher Theil nahm, der von Adel war. Um den Herzog hatten sich seine Ritter versammelt, die den Namen seiner Geheimen führten;

denn nichts unternahm der junge Herzog, ohne ihren Rath und Zustimmung.

„Was wird euer Bruder, Herzog, zu dem Hochzeitschmause sagen? Er hat eure Einladung trotzig abgeschlagen, und das Einladungsschreiben kaum gelesen," trat ein sehr reich gekleideter schon bejahrter Ritter den Bräutigam an, der eben in den Anblick einer anwesenden, ihm fremden Dame versenkt war, und die bewegten Mienen des Fragers vermochten ihr hämisches Spiel nicht zu unterdrücken, mit dem er die schadenfroh klingenden Worte begleitete.

„Mag er sich doch die Nase einspannen lassen, damit er den Schnupf[illegible]icht bekommt. Kann auch unterdessen in der Postille lesen oder seine Knechte ermahnen, der sanfte Mann; er will nicht kommen weil er mir nicht befehlen kann," erwiederte auffahrend und trotzig der Herzog.

„Aber ich bitt' euch, gestrenger Herr, all des Streits wäre ein End, wenn ihr eurem Bruder in dem einen Punkte nachgäbt und mich aus euren Diensten entließt; denn meine Abdankung verlangt er ja vor allen Andern und fast weiter gar nichts. Sagt selbst, was ist so viel an mir, daß ihr mit eurem Bruder, der doch weit älter ist, als ihr, und klüger sein will, in stetem Zank um meine Person

lebt! Laßt mich ziehen und vereinigt euch mit dem Churfürſten."

„Redet mir nie wieder ſolch Wort, Apel! Bei meinem Zorne befehle ich euch das!" ſagte heftig der Herzog. „Ich bin kein unmündiger Bube mehr, und weiß recht gut, was ich zu thun und zu laſſen habe. Und wenn mir auch eure guten treuen Dienſte zu gar nichts behülflich wären, ſo würd ich euch dennoch nicht entlaſſen, und zwar deshalb nicht, weil es mein übermüthiger Bruder verlangt, der den Zucht- und Hofmeiſter noch immer nicht vergeſſen kann, den er vor zehn Jahren gar trefflich gegen mich ſpielte. Ich wäre ja als ein unbärtig Kind zu ſchätzen, wenn ich ihm ſeinen Willen nur in einem Stücke nachgeben ſollt. Und ſchweigt ihr und ihr Alle, die ich meine Getreuen nenne," zürnte er, gegen die Andern gewendet, „vom Churfürſten, damit mein Freudentag mir nicht verſalzen werde, durch ſolch bittere Gedanken, wie mir jedesmal das Geſpräch von meinem Bruder erzeugen."

„Lieber Schwäher, ereifert euch nicht drob," redete ihn der Markgraf Albrecht an, „und laßt den Dingen ihren Lauf; der Churfürſt hat mir vor Koſſel verſprochen, ſich ruhig zu verhalten, und er hats wahrlich nicht noth, den Streit wieder zu be-

ginnen. Aber laßt auch ihr ihn in Frieden. Ihr aber, Apel, thut eure Pflicht in dem Dienſte, den euch Gott und euer Herr übertragen, und beharrt darin treu bis euch der Eine oder der Andere einmal davon los ſpricht."

„Ihr kennt den unermüdeten Eifer, edler Herr Markgraf," entgegnete freundlich lächelnd Apel Vitzthum, „den ich für meines gnädigen Herrn Nutz und Frommen anzuwenden gewohnt bin. Was hülfe mir alles eitle Selbſtlob, es wäre thöricht; denn es iſt mir ganz zur eigenen Natur geworden, für meinen Herzog und Gebieter jede Stunde Gut und Blut zu laſſen. Ich ſchweige von Allem und laſſe die Vergangenheit reden, ſie mag auch hinſichtlich der Zukunft für mich zeugen."

„Ich weiß es, und Alle wiſſen es, daß ihr ein braver Ritter, ein verſtändiger Rath und mein Freund und Anhänger ſeid," erwiederte Wilhelm, „und ich verfehle nie, meine Dankbarkeit und Achtung euch an den Tag zu legen; aber nun ſollt ihr mir auch nicht von Abdanken ſprechen. Ich geſtehe, ich bedarf eures Raths, und ein Wort von euch iſt mir mehr werth, als eine Rede meines allzuklugen Bruders und er ſelbſt."

„Nehmt meinen Dank für eure Gnade und die Versicherung, daß ich lebenslänglich mich deren würdig zeigen werde," erwiederte sich verbeugend Apel Vitzthum; der Herzog aber wandte sich zu Bernhard von Kochberg, einem andern seiner vertrauten Räthe in seiner Nähe.

„Sagt mir doch, wer ist der lange bleiche Ritter, er scheint höchst ungesund? Wenn ich nicht irre, sah ich ihn heute in eurem Gefolge mit ankommen, Ritter Kochberg."

„Er ist mein Schwager, edler Herr!" war die Antwort, „ein Ritter aus Franken, Namens Heßberg; seine Frau, das lebhafte junge Weib mit den schwarzen feurigen Augen, die rechts von eurer Gemahlinn am Balkone sitzt, ist die Tochter Ritter Eberhards von Brandenstein zu Roßla, und die Schwester meiner Frau."

„Wie heißt die Schöne?" fragte Wilhelm sich vergessend, und seine Augen suchten die Stelle wieder, die sie kaum verlassen hatten, und die Glutblicke der Frau brannten ihm entgegen.

„Katharina," entgegnete Kochberg. „Sie wird mit Recht eine der reizendsten Frauen genannt, und manchen guten Ritter hat ihre Schönheit schon bezaubert. Ich bitt' euch Herzog, hütet euch, ihr zu

nahe zu kommen, ſie verſengt mit den glühenden Strahlen ihrer Augen.“

„Ihr faſelt!“ lachte Wilhelm. „Aber das Weib iſt wahrlich ſchön! Laßt uns zu ihr gehen, Ritter; man muß die Gefahr ſuchen, um ſie zu beſtehen.“

Sie gingen; Wilhelms Blicke ſtrömten auf die majeſtätiſche Geſtalt der jungen Ritterfrau, die ſich mit einer großartigen Grazie erhob, wie ſie nur Königinnen zuzukommen ſcheint. Ihr Wuchs war edel, ſchlank, und doch alle Formen voll und üppig. In ihren Augen ſchwamm ein Liebreiz, der das ſchöngebildete Geſicht überglänzte und deſſen Strahlen von da aus die ganze Geſtalt zu umſpinnen ſchienen; aber aus der Quelle, der er entfloß, brannte noch eine ſchwärmeriſche ungezügelte Glut, wie ein düſteres verſchloſſenes Feuer, das verdeckt doch ſtets ſichtbar zu werden und den Kerker zu ſprengen droht. Solchen Blicken können Männer ſelten widerſtehen, ſie umziehen und umgarnen ſie leiſe mit tauſend Fädchen, die zum feſten unzerreißlichen Netze werden.

„Noch nie hatte ich das Glück euch an unſerer Hofhaltung zu ſehen,“ redete Wilhelm ſchier verwirrt nach den erſten Begrüßungen zu der ſchönen Frau; „und ihr habt unrecht gethan euch denen ſo

lange entzogen zu haben, die ſtolz darauf ſein müſſen, euch zu ihrer Geſellſchaft zählen zu dürfen."

„Die Gnade, euch aufwarten zu können, durchlauchtigſter Herr," erwiederte Katharina, „war mir früher nicht erlaubt; denn erſt ſeit einem Jahre hat Thüringen und unſer Land die Freude, euch allein ſeinen Herrſcher zu nennen, und ſeit einem Jahre bin ich vermählt und meinem Eheherrn nachgezogen nach Franken auf ſeine Burg."

„Er hat meinem Lande einen großen Schatz entwendet," ſagte der Herzog faſt zärtlich und ergriff im Feuer der Leidenſchaft, die ihn plötzlich durchſtürmte, Katharinas Hand, ſie zu preſſen, und ein leiſer Druck der ihrigen ſagte ihm, daß das reizende Weib nicht unempfindlich ſei.

„Darauf darf ich euch nichts erwiedern, als daß ich nach wie vor eure getreue Unterthaninn ſein werde," ſagte Katharina; und als eben ein neuer Tanz aufgeſpielt wurde, trat der junge ſchlanke Herzog mit dem ſchönſten Weibe im Saale den Reigen an.

Mancherlei Gruppen hatten ſich unterdeſſen geſtaltet; die alten Ritter ſaßen zechend zuſammen, die jüngeren warteten ihren Damen auf oder drehten ſich mit ihnen im Tanze. Die fromme ſchöne Anna ſaß auf ihrem hohen Seſſel, wie ein verklärter En-

gel erhoben über allen irdiſchen Schmerz und alles eitele nichtige Treiben der Menſchen. Mild und freundlich blickte ſie auf ihre Umgebung hernieder und lächelte ſo hold, wußte Jedem ſo Liebevolles zu ſagen, daß ſie Aller Herzen gewann. Als ſie mit ihrem Gemahle den Tanz eröffnet und mit jedem der anweſenden Fürſten, ihren lieben Schwähern und Vettern, einmal getanzt hatte, zog ſie ſich zurück und geſtattete den einzelnen Rittern und Frauen, ihr zu nahen und ſich mit ihr zu unterhalten. Unter den Erſteren trat auch ein ſehr hoher Mann heran, mit faſt koloſſalem Gliederbau, kräftiger ſtolzer Haltung, ſtarkem gelockten Haar und edlem Geſichte.

„Gnädige Frau," ſprach er, ſich verbeugend, „ich weiß nicht, ob ich das Glück habe, noch von euch gekannt zu ſein; vor vier Jahren, als eure Frau Mutter euch nach Dresden geleitete, wurde mir die Ehre, euch mit einer Anzahl ſächſiſcher und thüringiſcher Ritter zum Empfang entgegen reiten zu dürfen."

„O ich erinnre mich eurer gar wohl," erwiederte die Fürſtinn; „wie ſollt ich auch nicht, hab ich euch doch immer am Hofe meines Schwagers geſehen, eh' ſich der unſelige Zwiſt entſpann. Ihr ſeid der

Ritter Kunz von Kauffung, der Hofmarschal des Churfürsten zu Altenburg."

„Und euer getreuer Diener, so lange ich lebe," erwiederte Kunz.

„O sagt mir," fiel ihm Anna ins Wort, „wie befindet sich die gute Margareth, meine liebe Base? Was schaffen ihre lieben Kinderchen, die ich nun seit Jahr und Tag nicht hab gesehen?"

„Die Churfürstinn, meine gnädige Frau," erwiederte Kunz, und neigte sich näher nach der Herzoginn und sprach mit gedämpfter Stimme, „läßt euch herzlich und freundschaftlichst grüßen; sie läßt euch bitten durch mich, ihrer nicht zu vergessen in eurem Gebet und euch stets erinnerlich zu sein, daß sie mit euch aus gleichem Blute des Östreichischen Stammes entsprossen sei."

„Wie kann Margaretha glauben, daß ich jemals aufhören würde, ihre treue Base zu sein? Glaubt mir, Ritter von Kauffung, und gebt diese Versicherung auch eurer Herrinn, daß ich mich stets eifrig bemühen werde, den Frieden zwischen den fürstlichen Brüdern zu erhalten und zu befestigen."

„Meiner fürstlichen Frau," fuhr Kunz fort, „ist vor kurzem groß Leid widerfahren; ihr ältest Prinzlein Alexander ist zu Meißen verstorben; ein artig

Herrlein, war eben neun Jahr alt geweſen; ſie läßt euch bitten um euer Beileid."

„Gott ſchenk ihr Troſt, der armen lieben Baſe!" ſchluchzte Anna und trocknete ſich den Thränenſtrom; nach einiger Zeit fuhr ſie gefaßter fort: „O ich ſehne mich recht, einmal das Herz mit ihr umzutauſchen. — Doch das kleinſte Prinzlein Albrecht iſt geſund? Konnt noch nicht laufen, als ich in Meißen von den Lieben ſchied, wird wohl nun größer und rüſtiger ſein."

„Er wird tüchtig und nimmt zuſehens brav zu; er hat alle Anlagen einmal ein guter Rittersmann zu werden. Auch Prinz Friedrich und Prinz Ernſt ſind groß geworden, der Letztere zählt nun ſchon fünf Jahr und beginnt den Wurfſpieß zu ſchleudern und beſteigt ſchon täglich ſein Pferd. Gott erhalte uns die theuren Kinder."

„Und von den lieben Prinzeſſinnen, meinen Bäschen habt ihr kein freundliches Wort an mich zu meinen Ehrentage?" fragte Anna, und Kunz trat noch einen Schritt näher, zog aus ſeinem reichverzierten Wamſe ein kleines wohlverpacktes Käſtchen mit den Worten:

„Die Prinzeſſinn Anna und die Prinzeſſinn Amalia laſſen euch ſchönſtens grüßen, ſie und die Mutter ſchicken euch ein klein Geſchenk zu eurem Hochzeitfeſte, was ſie gefertiget zu eurem Schmuck mit ei-

gener Hand; doch möchtet Ihrs geheim halten vor Jedermann, damit kein Unheil draus erwachse."

Anna nahm das Päckchen, drückte es an ihre Lippen und ließ ein Paar Thränen darauf fallen. „Die lieben Jungfraun!" rief sie dann, „könnt ich sie an mein Herz drücken und sie Alle die lieben Kinder und die theure Mutter! Wie sehr hart ertrag ich die Trennung von den Theuren! O ich fühle heute am meisten, daß ich nicht glücklich bin!"

Kunz von Kauffung trat gerührt zurück; er hatte die Thränen in den Augen der engelschönen jungen Frau gesehen und ehrte ihren Schmerz. Wohl wußte er, wie sehr Anna die Kinder ihrer Schwägerinn geliebt, wie sie selbst noch Kind in Dresden und Meißen unter ihnen aufgewachsen war. Der letzte Ausruf der Herzoginn schnitt ihm noch mehr durch die Seele; denn er hatte mit Späherblicken ihren Gemahl beobachtet und den tiefen Eindruck wohl bemerkt, den die verführerischen Reize Katharinas von Brandenstein auf ihn gemacht hatten. Anna gemahnte ihm in dem Augenblicke wie eine Seherinn und ihn selbst durchzuckte es wie eine traurige Ahnung, als drohe der liebenswürdigsten Fürstinn, die seine ganze Neigung besaß, viel Unheil. Da drängte

es ihn zum Worte und er sprach mit weicher fast zitternder Stimme zu ihr:

„Gnädige Frau, traut auf mich eine feste Treue; euer Schmerz geht mir nah und ich muß euch helfen. Wenn ihr mir euer Vertrauen schenken wollt, so werde ich euch dienen treu und ritterlich so lang ich lebe und mein Schwert hält, so wahr mir Gott helfe! Gebt mir eure Wünsche zu erkennen, ich werde Alles pünktlich an die Churfürstinn besorgen, und wollt ihr sie einmal sprechen heimlich oder öffentlich, so werd' ich's suchen zu bewerkstelligen. Kommt ihr aber sonst in Nöthen oder Anfechtung, so gelob ich euch Schutz und Beistand bei meiner Ritterehre."

„Ihr seid ein edler Mann, Kunz," erwiderte die Herzoginn und reichte ihm die Hand; „ich werd's zu erkennen und euch wohl zu gedenken wissen. Vielleicht kommt auch die Zeit, wo ich euch wieder an euer Wort erinnere. Bevor ihr wieder von dannen zieht, werd' ich euch Aufträge geben an meine liebe Base und ihre Kinder in Meißen."

Kunz verneigte sich und Anna wandte sich wieder zu den Stellvertretern ihrer Mutter.

Der Ritter gedachte im Herzen, wie die junge edle Herzoginn doch recht alles Schirmes und Schutzes

bewußt sei, wenn der Herzog sie nicht lieben sollte, und daß dem wilden überall nach den Extremen greifenden Sinne Wilhelms das stille stets in sich zurückgezogene und nur in bescheidener Gottergebenheit nach innen zu sich entfaltende Gemüth Annas nicht genügen werde, wurde ihm immer klarer; allein stand dann die hohe Frau in einer sie stets feindlich berührenden Welt, allein in der todten fürchterlich kalten Pracht ihres Standes, der sie schied von der Mittheilung tiefempfundner Schmerzen. Zwar war der teutsche König Friedrich 3. ihr Vetter und Vormund, aber das Oberhaupt des Staates stand ihr zu fern; zwar war Ladislaus, der König von Ungern und Böhmen, ihr Bruder, aber er war noch ein Knabe; ihre Mutter schied wieder von ihr — und dann — der Gedanke erfaßte Kunzens Seele immer gewaltiger — war Anna verlassen. Er gedachte seines Weibes, die auch Anna hieß und seiner Kinder, und gelobte sich dann im Stillen noch einmal, der theuren Herzoginn ein Beistand zu sein, wenn sie dessen bedürfe.

Versenkt in mancherlei Betrachtungen hatte er nicht bemerkt, wie Herzog Wilhelm mit seiner reizenden Tänzerinn vor ihm stand; durch ihre lebhafte Unterhaltung aufmerksam gemacht, trat er noch einen Schritt näher.

„Und euer Gatte kränkelt, seit ihr sein Weib seid?“ fragte sie Wilhelm.

„Wie ein zehrendes Gift schleicht es ihm durch Adern und Gebeine, seine Kraft schwindet zusehends,“ erwiederte seine Tänzerinn.

„Wie sehr seid ihr zu bedauern, schöne Frau! Ihr verdientet einen Gott voll jugendlicher Kraft an eurer Seite zu haben. Habt ihr euren Gatten je geliebt?“

„Herzog,“ sprach Katharina mit Leidenschaft und blickte ihm in das trunkene schwarze Auge, das gierig in den Reizen ihrer Formen schwelgte, „Herzog, ich liebte noch nie einen Mann.“

„Wie aber konntet ihr euch den Traum der Jugend so grausam zerstören, wie die bunte Welt selbstgeschaffener schöner Bilder so muthwillig zerreissen und einem Manne eure Hand reichen, für den ihr nichts empfandet?“

„Ich empfand Achtung für ihn. Mein Vater wünschte unsere Verbindung und der Kindespflicht opferte ich gern die kleinen thörichten Wünsche meines sich selbst nicht verstehenden Herzens.“

„Also es hatte doch Wünsche? Ihr mußtet ein Opfer bringen? Es sträubte sich gegen euren Schicksalsrief aufgeregter der Herzog.

„Ich bitt euch, edler Herr,“ fuhr Katharina im weichen zitternden Tone fort, „schont meiner Schwäche; ich gesteh euch gerne, daß mein Herz seine Neigung hat; doch muß ich euch immer versichern, daß ich noch nie einen Mann geliebt habe.“

„Blick und Wort verrathen mir allzudeutlich, Katharina, daß ihr nicht glücklich seid. Glaubt mir, ich nehme großen Antheil an euch. O diese Ehen auf Achtung begründet gemahnen mich wie eine Blume ohne Duft! Ein solch Leben ist kein eisig kalter Dezembertag, wo man recht grimmig die Schmerzen des Lebens empfindet; es ist kein jubelnder Frühlingsmorgen, der uns Blumenkränze mit lustigem Sonnenschein an das trauliche Lager der Liebe schleudert; es ist kein heißflammender Sommertag, der des Mannes Schweiß mit dem Ährenkranze krönt, den er dem liebenden verlangend ihm entgegen tretenden Weibe um den blühenden Leib schlingt, nein ein ruhiger, ewig gleicher frösteinder Herbsttag ist es, die Sonne kann die Fensterscheiben kaum erwärmen, und doch ist's nicht lustig kalt; kein belebender Tanz dringt zum Ohr, nicht das Geläute der Schellen, nicht der Schnitter Gesang, nicht Peitschenknall und Hurrahruf lustiger Eisfahrer, o pfui! das Leben ist todt; man schläft ein auf der Ofenbank. Meine

ihr nicht, daß Nachtigallenlieder, Blumenketten, Duft und warmer Sonnenschein, daß Blitz und Donnerwetter, die heulende Windsbraut und prasselnder Hagelschlag, daß Frühlingssäuseln und des Winters Sturmgebrüll uns erst empfinden machen, daß wir sind, und solch bewegtes frischempfundenes schnell verduftetes Leben gewährt allein rasch gefühlte kühn genossene Liebe."

„Wahrhaftig! eure Worte, Herzog," erwiederte Katharina warm, „wären im Stande, in manchem Herzen die Sehnsucht nach solchem Liebesleben zu erwecken. Doch meine Kränze sind verdorrt."

„Öffnet eure Brust dem neuen Frühling, der mit Rosenfinger an sie klopft! Pflanzt neue Blumen, sie werden sich euch zu Kränzen winden!"

Der Tanz drängte sie weiter fort und Kunz hatte genug gehört, um sich nicht im Herzog zu irren. Sinnend trat er zur Schenkbank, um einen Becher zu leeren, dort fand er die Gebrüder Vitzthum, Apel und Busso, die er absichtlich immer vermieden hatte; eine nicht geringe Anzahl thüringischer Grafen und Herren waren um sie versammelt und sprachen den Weinhumpen tapfer zu. „Kunz," rief Apel, „laßt uns auch ein Wort zusammen kosen! Wir waren sonst gute Freunde und getreue Nach-

Bart und haben wohl manchen Scheffel Salz mit einander verspeist; wie kömmt's, daß wir uns seit geraumer Zeit fremd geworden sind?"

„Ei," sagte Kunz, „das müßt ihr besser wissen, als ich; denn ich war nie fremd gegen euch."

„Nun" entgegnete jener lachend, „seit mir der Churfürst, euer Herr, dermaßen zu Leibe will, daß ich in meinem Haus und Hof des Lebens nicht mehr sicher bin, will's mich doch bedünken, als habe sich eure Gesinnung gegen mich ebenfalls geändert."

„Glaubt mir, sie ist dieselbe geblieben" antwortete Kunz bitter; „denn ich hielt euch nie für einen Apostel und Kreuzprediger."

„Das spricht der Churfürst aus euch!" schrie Apel von Wein erhitzt. „Dankt's dem Orte, Kunz, wo wir sind, sonst wollt ich euch darauf antworten."

„Ihr würdet mir die Nägel auch nicht von den Fingern brennen," sagte Kunz kalt. „Trinkt euren Wein und laßt mich den meinen trinken; dann laßt doch jeden seine eigene Straße ziehen."

„Nein ich laß euch nicht!" rief Apel noch heftiger, „ihr sagtet mir denn, warum der Churfürst nicht zur Hochzeit gekommen ist."

„Euch steckt doch immer ein verdammt Vormundschaftswesen im Kopf. Glaubt ihr wohl der

Churfürſt habe mich zu ſeinem Vormund beſtellt, und gebe mir Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen? Was geht mich ſein Nichtkommen an? was euch? Er lebt in Meißen, ich in Altenburg, ihr in Roßla. Was thut's noth, daß wir uns um einander bekümmern?"

„O ihr wollt mir nur ausweichen" ſagte Apel, „doch das ſchadet nichts; wir wollen einander nicht zürnen; thut mir Beſcheid und trinkt auf meines Herzogs und ſeiner jungen Frau Wohl."

„Euer Herzog iſt auch der meinige" erwiederte Kunz; „denn ich bin ein Thüringer, ſo gut als ihr."

Dann nahm er den dargebotenen Becher und lerrte ihn.

„Nun warum tratet ihr nicht in ſeine Dienſte? Warum dient ihr dem Herrn vom Meißnerland, eure meiſten Schlöſſer und Beſitzungen liegen in Thüringen?"

„Ich hab dem Churfürſten ſeit dem Tag gedient, als unſer ſeliger Landgraf Friedrich zu Weißenſee ſanft entſchlief und all ſein Land an die meißner Markgrafen fiel; da wußte noch kein Menſch, wie's Gott ſchicken würde und wer von den zwei fürſtlichen Herrn würd Landgraf von Thüringen ſein. Nun werd ich nicht mit dem Rock auch den Herrn wechſeln ſollen. Ueberdieß will ich aufrichtig gegen

euch sein, Apel, ich glaube nicht, daß wir uns lange vertragen würden. Dem Churfürsten bin ich unterthan, euch würd ich's nicht sein können."

„Ritter Kunz, eure Zunge bewegt sich gar zu frei," drohte Apel, „und ihr geht drauf aus, mich zu stechen; doch bedenkt daß ihr nicht in Meißen, sondern in Jena seid."

„Meine Zunge kann überall die Wahrheit reden, und ich fürcht in Jena den Teufel so wenig als anderswo, das, dächt ich, wüßtet ihr aus alter Zeit noch her. Ich habe meiner Zunge nie Gewalt angethan, werd's von euch nicht noch lernen sollen."

„Nun so sagt mir, wenn ihr der Wahrheit so sehr huldigt, was hat der Churfürst, euer Herr, eigentlich gegen mich, daß er mich vertreiben will von Land und Dienst?"

„Ich meint, ihr wüßtet es lang von ihm selbst, doch wollt ihr's noch einmal aus meinem Munde hören, sag ich's auch gerne. Ihr sollt sein Ehegemahl, die Frau Margareth bestrickt und ihr zugeflüstert haben, sie möchte die eheliche Lieb und Pflicht ihrem Herrn verweigern, weil er von übler Leibesschwäche und verderblicher Krankheit heimgesucht sei, die sie selbst zu Grunde richten könne, als wärt ihr drauf ausgegangen schon vor langer Zeit, daß die

Frau keiner Leibeserben genesen solle, ferner habet ihr dem Churfürsten mit Gifttrank nach dem Leben getrachtet und —"

„Schweigt!" rief Apel wüthend „der Teufel selbst spricht solche Abscheulichkeiten aus euch. Schweigt! ich könnte mich gegen euch vergessen. Solch verfluchtes Wort kommt nicht vom Churfürsten, das spricht eure Bosheit."

„Ich will's euch schwarz auf weiß vom Churfürsten selber bringen und dann mit meinem Schwerte noch einmal auf euren Kopf schreiben, wenn ihr mich Lügen beschuldigt und euer Schimpfmaul nicht zähmt; ihr habt mich aufgefordert zu reden und ich that's, was wollt ihr nun?"

Der Streit drohte schon heftiger zu werden, denn es mischten sich mehrere Ritter in den Wortwechsel, als der Herzog herzutrat und sich befragte, was die Gemüther so aufgereizt habe.

„Kunz von Kauffung ist vom Churfürsten als Spion abgeschickt, zu erlauren, was bei uns vorgeht," sagte Apel hitzig; „er vertheidigt seinen Herrn gegen euch und hat mir vor allen ehrbaren Rittern Schimpf und Schande angethan."

„Das lügt ihr in euren Hals hinein!" rief Kunz zornig, und wandte sich dann zum Herzog und sprach:

„Ihr habt mich, gnädigster Herr, als einen thüringischen Edelmann zu eurem Beilager laden lassen; ich habe nicht verabsäumt, euch zu Willen zu sein; nun kommen mir die auf den Hals und wollen mich necken, und nun will's Apel drehen, als habe ich mich an ihm reiben wollen."

„Beruhigt euch," entgegnete im sanften Tone der Herzog, „und laßt die, sie sind erbittert und Apel hat's Ursach in vieler Hinsicht; wir wollen darüber nicht streiten, ihr sollt's aber auch nicht. Eure Pflicht gebietet euch, daß ihr anders redet, wie diese, und daß ihr's mit Gewicht und Kraft thut, ist löblich von euch, Ritter Kunz, und ich schätz euch um desto mehr, als einen tüchtigen Ritter, weil ihr eurem Herrn treu dient. Noch mehr aber freut mich's, daß ihr meiner Einladung ein Gnüge geleistet, und nicht ausgeblieben seid, wie manche andere, die meinem Bruder anhängen, und mir deshalb zürnen."

„Wollt ich doch lieber, ich könnt Alles zum Besten lenken!" sagte Kunz; „ich würde gern ein großes Opfer nicht scheuen."

„Von eurem guten Willen bin ich überzeugt," sprach der Herzog rasch und faßte Kunzens Hand, „wär ich's doch auch so von dem meines Bruders;

aber, aber, mein lieber Kauffung, — nicht daß ich euch gewinnen will und herüberziehen zu mir, — er iſt der Wolf im Schaafskleide. Glaubt ihr vielleicht, daß ich meinen Bruder nicht liebe, ſo irrt ihr ſehr; ich lieb ihn jedenfalls mehr, als er mich, ſonſt würd ich nicht immer ſtille geſchwiegen haben zu den Unwürdigkeiten, die er mir ſtets angethan. Seht, als mein Vater ſtarb — Gott ſchenk ihm Friede! — war ich ein Bübchen von drei Jahren und hatte noch keinen Begriff von brüderlicher Einigkeit und Liebe, aber als er ſo herzzerreißende Worte zu uns ſprach und uns vermahnte, ſtets treu und feſt zuſammen zu halten und einig zu ſein, recht wahrhaftig, wie Brüder ſein müßten, und ihm die Thränen über die bleichenden Wangen rollten, da ahnte ich doch was er von uns wollte; ich weinte mit und ſah meine drei älteren Brüder an und gelobte mir mit kindlichem Sinne, ſie nach des Vaters und des Himmels Gebot recht zu lieben. Den einen, den Heinrich, hat Gott zu ſich genommen, er bedarf meiner Liebe nicht mehr, der Sigismund hat unſerem Hauſe Schande gemacht und uns keine brüderliche Liebe bewieſen, und Friedrich, den ich allein noch habe, ſtößt meine Liebe von ſich. Er ſtand als ein Jüngling von ſechszehn Jahren am Sterbebette

unſeres edelen Vaters; er hätte ſich ſeine Worte am tiefſten einprägen ſollen."

„Edler Herr," ſagte Kunz mit Gefühl, „meint ihr denn wirklich, daß euch euer Bruder nicht liebe? Ich habe oft das Gegentheil von ihm gehört; und ſonderbar genug glaubt er von euch, was ihr von ihm glaubt."

„Nun dann verſtehen wir uns nie, oder er will mich nicht verſtehen!" rief Wilhelm unwillig. „Unter ſeiner Leitung bin ich aufgewachſen; er war immer ſehr ſtreng gegen mich und ließ mich meine jugendliche Wildheit oft hart büßen; dieſes Benehmen gegen mich machte mir ſchon damals Vieles an ihm verhaßt, was ich bis jetzt noch nicht ausſtehen kann. Er will ewig den klugen, den verſtändigen ſanftmüthigen beſonnenen Mann machen, und Alles ſoll ſich unter ſeinen Händen ſchnurgerade und eben geſtalten. Aber das Leben iſt einmal höckerig, veränderlich, wunderlich, heute Sonnenſchein, morgen Sturmwetter. Den ſanften Leuten kann ich nicht beſonders gut ſein; ſie ſind meiſt verſteckt, heimtückiſch; gerad heraus lob ich mir, wenn's auch derb und grob kommt. Meine Bruſt iſt nicht gebaut, ſich zu ſchmiegen und zu bücken; gerade durch will ſie, mag's nun reißen oder brechen. Laßt doch jedem ſeine Art und Weiſe;

was kümmert's ihm, wenn ich's toll treibe? hab ich doch Land und Leuten noch nicht geschadet; warum will er mir immer vorschreiben und mich meistern? Die Jugend gährt und braust wie ein Faß mit jungem Wein; laßt Jeden gewähren; 's wird doch ein guter Wein draus. Dächt er so wie ich, wir wären die besten Freunde."

„Es käme nur darauf an, Herzog," erwiederte Kunz, „daß ihr einmal freimüthig und herzlich mit eurem Bruder sprächt; ich bin überzeugt, es würde sich manche Irrung heben, die durch Mittelsleute, die einen bösen Willen haben, nur schlimmer und bitterer wird."

„Hab ich doch in Halle mit ihm gesprochen im Winter vorigen Jahr, wo ich mir, um nur Ruh und Frieden vor ihm zu haben, noch ein Paar Ämter von meinem Lande abschwatzen ließ, und er selbst hat sich doch seine Portion erwählt und mich nicht gefragt ob ich Thüringen haben will, oder Meißen. Aber erst war er kaum dazu zu bewegen gewesen, mich zu sehen, und als wir nun endlich doch zusammen kamen, da war er kalt und einsilbig; mir hatte das Herz vor Verlangen ihn zum umarmen freudig in der Brust geschlagen; ich zitterte schier, als ich ihm entgegen trat und nun stand ich vor diesem essigsauren

Mann, der mir mit einer leeren Höflichkeit die Hand bot. Ich war wie aus den Wolken gefallen, doch sammelte ich mich schnell und war nun noch kälter, als er. Wir schieden in Frieden von einander; ich sagte nicht wieder nach ihm. Plötzlich fällt's ihm ein, mir zu befehlen, daß ich meine Räthe und den Apel Vitzthum vor allen Andern fortjagen soll, weil sie böse Anschläge wider ihn im Schilde führten, und wir allzusammen das Land Thüringen dem böhmischen König, meinem Schwager, in die Hände spielen wollten. Das jagt ihn in den Harnisch und er bedenkt nicht, daß ich meine Länder selbst behalten und gern meinen Leibeserben, die mir, hoff ich, doch der Himmel schenken wird, hinterlassen will. Als ich nun über seine Anmuthung lache, zieht er feindlich heran und verwüstet mir das Land. Ich hab ihm die Unbill nicht entgelten lassen; ich lud ihn ein zu meiner Hochzeit mit seinem Eheweibe und seinen Kindern durch ein eigenhändiges Schreiben; er hat mir nicht darauf geantwortet, weder er, noch eins aus seinem Hause ist erschienen. Nun sagt mir selbst, Kunz, — ihr seid ein erfahrener Ritter und ein verständiger Mann — sagt ist das liebevoll, ist das brüderlich von ihm gehandelt?"

„Man muß gestehen" entgegnete Kunz, „ihr habt viel für euch; doch würde ich euch immerhin rathen, wenn ihr guten Rath von mir annehmen wollt, hört nicht zuviel auf Andere, sondern wendet euch lieber selbst an euren Bruder; was in meinen Kräften steht, so werde ich dafür sorgen, daß er nichts ungünstig von euch aufnimmt."

„Kunz, ihr seid ein braver Ritter und es kann durch eure Verwendung Manches geschehen; sagt meinem Bruder; daß ich zu jeder Zeit ihm liebreich die Hand biete."

Nach den Versicherungen ewiger Gewogenheit verließ Wilhelm Kunzen mit einem Händedruck rasch und ungeduldig und verlohr sich im Gedränge des Saales; später sah ihn Kunz wieder bei der reizenden Katharina stehen und lebhaft mit ihr sich unterhalten. Der Ritter schüttelte, wie von düstern Gedanken befangen, das Haupt und murmelte für sich hin: „Wilhelm hüte dich, daß wir selbst nicht an einander gerathen!"

Die unzählbare Versammlung überbot sich immer mehr im Erguß zügelloser Freude, denn der Wein, der in Strömen floß, hatte alle Köpfe umschleiert, und das Getöse legte sich erst mit dem aufstehenden Morgen. Nur die junge Herzoginn hatte

ernſt und ſinnig ihren Platz nicht wieder verlaſſen und ſchien keinen Antheil zu nehmen an dieſer niederen Luſt. In ihrer Bruſt war der Stern einer höheren Freude aufgegangen.

Der folgende Tag reihete ſich an den vergangenen, wie eine Roſe im Kranze ſich an die andere drängt. Die ganze Stadt war wieder wie im Aufruhr. Neue Menſchenmaſſen zogen herein, neue Ritter zeigten ſich in blanker Rüſtung, denn der Herzog hatte den heutigen Nachmittag zur Aufführung prächtiger Ritterſpiele beſtimmt. Mit dieſen Ritterſpielen ſollten die eigentlichen Luſtbarkeiten und Ergötzungen des Feſtes beginnen und Wilhelms erfinderiſcher Geiſt hatte eine Reihe von Tagen gewählt, deren jeder Neues und Schöneres bringen ſollte. Schon ſtanden die langen Tafeln im Schloſſe wieder mit den köſtlichſten Geräthſchaften beſtellt, ſchon ſchäumte der Wein wieder in den ſilbernen Humpen, ſchon waren alle hohen Gäſte verſammelt und die Speiſen wurden aufgetragen, da ſprengte ein beſtaubter Ritter durch das Thor des Schloſſes und verlangte eilig und verſtört nach Kunz von Kauffung.

Seine ſonderbare Ankunft, ſein ängſtliches Benehmen weiſſagte Allen nichts Gutes und in banger

Erwartung umstand ihn die Menge. Verwundert über die Meldung trat Kunz aus dem Saale, noch mehr verwundert trat er näher, als er in dem Ritter, der eben das Visir zurückgeschlagen hatte, seinen Bruder Dietrich von Kauffung erkannte. Sie traten zusammen ab und hielten eine lange Unterredung, dann kehrte Kunz wieder in den Saal zurück und verlangte den Herzog zu sprechen. In eine Fensterwölbung mit ihm gelehnt begann Kunz:

„So sehr es mich schmerzt, euch in allen dem, was ihr mir gestern Abend über euren Bruder saget, bestärken zu müssen, so kann ich doch nicht umhin, euch eine Nachricht mitzutheilen, die mir so eben durch meinen Bruder Dietrich von Leipzig her überbracht worden ist, wenn sie euch auch betreten machen sollte. Der Churfürst hat nämlich, wie ihr bereits wißt, seine Landstände auf den gestrigen Tag nach Leipzig berufen, dort aber hat man berathschlaget, wie man euch hier mit den Vornehmsten eures Landes zu fangen die schönste Gelegenheit habe, und der Churfürst rüstet sich in Eile, dieselbe zu benutzen. Nehmt eure Maßregeln danach; ich muß euch verlassen und zwar sogleich; denn er hat einen Boten nach mir gesendet und mich ohne Verzug

nach Leipzig bestellt, indem er nicht der Meinung ist, daß ich eure Hochzeitfest mit begehe."

Bestürzt blickte Herzog Wilhelm vor sich hin und die Augen aller Gäste waren auf ihn gerichtet; alle Herzen schlugen bang, ob des unbekannten Ereignisses. Kunz beurlaubte sich indeß von ihm, und wurde mit einem herzlichen Händedruck entlassen. Als er an der Herzoginn vorüberging, flüsterte er ihr zu: „Heute kann ich nur eure Grüße an die Base bestellen; ein andermal mehr! Lebt wohl!" —

Draußen war's unterdessen schon sehr lebendig geworden und Alles rannte bunt durcheinander; denn einige Freunde Dietrichs hatten von ihm erfahren, welche Gefahr bevorstehe und als Kunz mit seinem Bruder durch das Thor der Stadt ritt, folgten eine Menge Ritter nach. Hier bleiben konnte keiner, weil Niemand auf den Kampf vorbereitet war. Wilhelm theilte die Kunde vom feindlichen Heranzug seines Bruders ebenfalls den Gästen mit und allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter ihnen. Jeder eilte, sich so schnell als möglich zu sichern; man vergaß die Freuden der Tafel und der Spiele; die Speisen blieben unberührt und standen noch so am andern Tage. Alle eilten davon, Manche um sich aus dem Handel zu ziehen, Andere um sich zu rüsten

und dem Herzoge beizustehen. Ihnen bestimmte Wilhelm den folgenden Morgen und Weißenfels zum Sammelplatz, denn diese Grenzstadt seines Reiches gedachte er zu befestigen und seinem Bruder den Zug nach Thüringen mit Nachdruck zu wehren. Nach einigen Stunden war das Schloß leer, das laute Getöse war plötzlich verstummt, und hätte man nicht das Klirren der Waffen und Rüstungen, welche der Herzog für sich und die wenigen Leute, die er bei sich hatte, herbeischaffen und in Stand setzen ließ, gehört, es hätte Grabesstille im Hochzeithause gewaltet, das am Abend vorher vom übermäßigen Jubel zusammenzubrechen drohte.

Geharnischt mit dem Schwerte in der Faust trat Herzog Wilhelm vor sein junges Weib, um sich bei ihr zu beurlauben, drückte ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wangen und versprach bald wieder heimzukehren. Dann sprengte er schön und kühn, wie der jugendliche Kriegsgott zum Thore hinaus.

„Böse Vorbedeutung!“ seufzte Anna; „böses Zeichen für mein künftiges Leben ist dieser zerrissene Kranz der hochzeitlichen Freuden. Mög es Gott zum Besten wenden!“ Und sie verschloß sich in ihre innern Frauengemächer. Tags darauf ließ sie alle die aufgehäuften Speisen an die Armen vertheilen.

Versammelt auf den Ruf ihres Herrn waren in Leipzig die Stände des Landes, er selbst war von Meißen herübergekommen. Von der hohen Kuppel der alten Pleißenburg flatterte im heitern Sonnenschein die farbige Fahne, weit in das Land hinein verkündend, daß das edle Herrscherhaupt in ihren Mauren verweile. Unten aber in den weiten luftigen Sälen des Schlosses saß auf dem erhabenen Sessel in ernster Majestät, angethan mit dem Purpur und dem fürstlichen Hermelin und dem Churfürstenhute auf dem lockigen Haupte, tiefen Schmerz in den milden Zügen seines Gesichtes, der Sachsen Churfürst, Friedrich der zweite, den Mit- und Nachwelt den Sanftmüthigen genannt haben. Vor ihm standen ehrfurchtsvoll mit entblöß'tem Haupte die mächtigsten Lehnsträger seines Reichs und rund um saßen die Stände desselben in der Versammlung, sich mit dem Fürsten zu berathen über das Wohl und Wehe des Vaterlandes. Da winkten die Herolde und tiefe Stille herrschte im Saale. Friedrich eröffnete den Ständen die Absicht seines Rufes. Es war immer noch die alte Beschwerde über das unbesonnene Handeln seines Bruders, wie er es nannte, das durch

die Leitung seiner eigennützigen boshaftete Rathgeber herbeigeführt würde.

„Mein Bruder, der Herzog Wilhelm," sprach er, „ist umstrickt von des Teufels Garnen und von seiner List verblendet, daß er nicht sieht, wie sie ihn immer fester fassen. Er hört nicht auf meine brüderliche Mahnung; denn er ist versunken in einen starrhälsigen Stolz, daß er nichts anzunehmen brauche von einem Andern, am wenigsten von seinem Bruder. Verschlimmert hab ich durch meine gute Worte und durch die Schritte, die ich zu seinem Heile that, was ich bessern wollte, und er verharrt nun mit unerschütterlicher Festigkeit darauf, die Vitzthume und ihren bösen Anhang bei sich zu behalten und sie noch fester an sich zu ketten. Ich weiß, daß diese Gottlosen viel Böses und Verderbliches gegen mich und mein Land im Schilde führen, und wer vermöchte die Tiefe ihrer Bosheit zu ergründen, wer vermöchte das höllische Gewebe klar zu durchschauen, was sie immer fort spinnen und flechten. Der Apel führt meinen armen Bruder, den ich herzlich liebe und bedaure, tagtäglich hinter's Licht, er hat ihm schier die ganze Verwaltung des Landes abgenommen; denn jener ist ein wilder Jüngling, jagt der Lust und dem Vergnügen nach und hat Ekel an den Geschäften, welche dem Fürsten und

Väter eines Landes zukommen. Der Apel aber zieht das arme Volk aus, behält die besten Einkünfte für sich, saugt sich voll wie ein Schwamm, baut ein festes Schloß um das andere und schafft noch dazu viel Geldes außer Land, um sich zu sichern. Seine Helfershelfer vergessen sich auch nicht und Jeder sucht sich zu bereichern auf Kosten des armen gedrückten Landes. Wie Pilze sind sie aufgeschossen auf seiner Höhe, die besten und vortheilhaftesten Stellen schnappen sie weg, in ihren Händen ruht alle Gewalt, keine Stimme der bedrängten und geplagten Unschuld dringt zu den Ohren des betrogenenen Herzogs, und der feiert unbekümmert um das Alles seine Hochzeit, lebt in Saus und Braus und meint noch dazu ich thue ihm groß Unrecht. Was ist nun anzufangen bei solch großem Elende? Was anders, als alle Kräfte aufzubieten, um mit Gewalt das zu bezwecken, was wir in Güte nicht erlangen können. Wenn ihr einen ungezogenen Knaben am Rande eines Abgrunds rennen sehet und locket ihn mit sanften Worten, und er höret nicht auf euren Mahnungsruf und läuft noch weiter, euch wohl noch dazu verlachend, so habt ihr Mitleid mit seiner Thorheit, gehet hin und reißt ihn mit Gewalt weg, wie sehr er sich auch sträuben und wild geberden mag.

So laſſet auch uns jetzt mit meinem verblendeten Bruder verfahren. Mit Heeresmacht wollen wir das Land überziehen, und ſeine böſen Räthe wegfangen, ihn ſelbſt aber bewahren und ſchützen vor aller Unbill."

Mit einſtimmiger Erklärung aller anweſenden Grafen und Herren wurde der Vorſchlag angenommen und der Zug nach dem Oſterlande verabredet. Die folgenden Tage wurden mit Rüſtungen zugebracht und an der Spitze ſeines Haufens zog der Churfürſt von Leipzig aus nach Lützen. Wie ſehr aber erſtaunte er, als er dort vernahm, daß zwiſchen Lützen und Weißenfels ſein Bruder mit einer größeren Heeresmacht, als die ſeinige, wohlgerüſtet ſeiner erwarte! Schnell verlor er den Muth und mit ihm ſein Heer. Unvorbereitet hatte er den unmündigen Knaben zu überfallen gedacht, und nun ſtand er trotzig in Stahl und Eiſen vor ihm und bot ihm die Spitze. Des Churfürſten Verlegenheit war nicht gering; ein Treffen mit dem Bruder wollte und konnte er unter ſo bewandten Umſtänden nicht wagen. Kunz von Kauffung war unterdeſſen zu dem Heere geſtoßen und bat den Churfürſten um eine Unterredung. Hier eröffnete er ihm ſeines Bruders wohlwollende Geſinnung, verſicherte, daß ſich in der Güte das Meiſte von ihm gewinnen laſſe, und daß, wenn

man es nur geschickt anfange, der Herzog vielleicht zu bewegen sei, seine Rathgeber von sich zu entfernen.

So erzürnt der Churfürst auch erst gewesen war, so sagte er doch, als Kunz mit seinen Vorstellungen geendet hatte: „Ihr habt ein verständiges Wort gesprochen, Ritter Kauffung, und es wäre wahrlich besser, wir machten die Sache in Frieden und Einigkeit ab. Euch will ich sie also anvertrauen; reitet zu meinem Bruder hinüber nach Weißenfels und macht ihm die dringendsten Vorstellungen wegen seiner schlechten Diener; dann eröffnet ihm meinen Wunsch, daß ich ihn selbst sprechen und mich mit ihm berathen wolle über die Regierung unserer Länder. Er selbst mag Zeit und Ort unserer Zusammenkunft bestimmen."

Gedankenvoll ritt Kunz über die ebene Fläche des Landes und überlegte, wie er am geschicktesten seine Worte an den Herzog einrichten wolle, damit er ihn unvermerkt überrede, dem Churfürsten, wenn auch noch nichts nachzugeben, aber doch wenigstens einen biegsamen Willen zu zeigen. Eine Stunde vor Weißenfels, wo das flache Land allmälig zu Hügeln sich gestaltet und die Saale ihren Lauf mehr nach Norden kehrt, erblickte er die Reisigen der Thüringer aufgestellt. Die Sonne blitzte von den blanken

Rüſtungen wieder, daß es nicht anders war, als ſei das Heer in Strahlenpanzer gekleidet.

Höhnend trat Apel Vitzthum dem Ritter Kunz entgegen.

„Was gilt's," ſagte er, „der Churfürſt ſchickt euch wieder, gut beizulegen, da er ſieht, daß wir uns nicht fangen laſſen, wie die Mäuſe in der Falle? Ihr ſollt dem Herzog wohl friſchen Speck anſtecken?"

„An euch hat's wahrlich nicht gelegen, Apel, daß der Herzog auf ſeiner Hut war. Habt ihr ihn denn vielleicht vor dem Überfalle gewarnt?" erwiederte Kunz mit Nachdruck.

„Nein ihr habt's gethan?" lachte Vitzthum. „Aber habt ihr das auch eurem Churfürſten geſagt? Bedenkt wohl, daß Niemand zweien Herren dienen kann."

„Ihr dient zwar nur Einem mit all euren Leibes und Seelenkräften, dem thut ihr Alles zu Nutz und Lieb, für den ſammelt ihr Geld und Gut; und dieſer Herr iſt weiter Niemand als ihr ſelbſt. Wenn ich aber dem Churfürſten und dem Herzoge zugleich mich dienſtfertig erweiſe, ſo geſchieht's um den Frieden zu erhalten und die fürſtlichen Brüder in Einigkeit; kann ich das aber mit meinen geringen Kräften nicht durchſetzen, ſo weiß ich wohl auf wen ich zuerſt zuſchlagen werde."

„Geht nur, Kunz, der Churfürst wird euch eure Treue schon belohnen. Ich habe dem Landgrafen Friedrich gedient und ihn begraben helfen, der war ein Herr, der den Ritter zu schätzen wußte. Aber als wir Thüringer dem Churfürsten von Sachsen zufielen, da meinte er nicht anders, als wir sollten Alle seine Knechte sein. Wer ihm was Liebes und Gutes erzeigt, dem weiß er's keinen Dank; denn er meint, das gebühre sich von Gottes und Rechtswegen. Glaubt mir, ich wär außer Landes gezogen, wenn der Churfürst die thüringische Landesportion gewählt hätte. Er und ich sind nun einmal geborene Feinde. Was hat er immer Böses gegen mich im Sinn? Soll ich's ihm etwa mit Liebe vergelten? Oder soll ich zusehen, wie er meinen Herrn, den Herzog plagt? Wollt ihr Frieden stiften, in Gottes Namen! ich mag's nicht wehren; doch werdet ihr wahrlich vom Churfürsten keinen Dank davon haben."

„Ich thue das Gute weder um des Dankes, noch um meines Vortheils willen, noch viel weniger möcht ich das Schlechte darum thun. Führt mich zum Herzog."

Der junge Held saß auf einem hervorspringenden Felsstück des Saalufers und schaute gedankenvoll

in die Tiefe des rasch vorübergleitenden Stromes hinab, das schwarzlockige Haupt auf die Hand gestützt. Wie aus schwerem Sinnen fuhr er auf, als Kunz zu ihm trat und sah ihn schier verstört an. Der Ritter richtete seinen Auftrag mit vieler Vorsicht aus, fand aber den Herzog wider alles Erwarten sehr bereitwillig, auf die Vorschläge seines Bruders einzugehen und seine Haufen zurückzuführen. Obgleich der Widerwille gegen die Untreue und die Anmaßung des Churfürsten wieder lebhaft hervorbrach, so schien es doch Kunzen, als bewege etwas Anderes des Herzogs Seele, was jede Überlegung eines anderen Gegenstandes zurückdrängte. Wilhelm schien es sogar sehr lieb zu sein, den Feindseligkeiten Einhalt zu thun und seinen Bruder zu sprechen. Er bestimmte ihm das Kloster Pegau und denselben Tag in der folgenden Woche zur Zusammenkunft.

Vergnügt über das beginnende Gelingen seines Planes verließ Kunz das Lager und eilte nach Lützen. Wilhelm zog seine Leute nach Weißenfels zurück, der Churfürst ging nach Leipzig. Von da aus erließ er ein sehr freundliches und herablassendes Schreiben an seinen Bruder, und suchte ihm darin über Apel Vitzthum und seinen Anhang die Augen zu öffnen. Dieser Brief sollte ein guter Vorläufer sein

und den Herzog auf Alles vorbereiten; und vielleicht hätte die Unterredung selbst Manches bewirkt, wenn nicht des Herzogs Gemüth von neuem überredet und in die höchste Erbitterung gesetzt worden wäre.

Friedrich hatte kaum einige Tage wieder sein liebes Schloß, die Pleißenburg, bewohnt und sein Heer noch nicht entlassen, als einer der mächtigsten thüringischen Grafen, Ernst von Gleichen, ein bejahrter würdiger Mann, der früher des Herzogs Wilhelm Hofmeister gewesen und noch immer sein Minister, aber dabei ein Freund des Churfürsten war, ebendaselbst mit einer kleinen [illegible] Schaar seiner Leute anlangte. Begierig, die Ursache der Ankunft des Grafen zu erfahren, empfing ihn der Churfürst höchst gnädig.

„Wenn ich früher durch die Nothwendigkeit meines dem Herzog gegebenen Eidschwurs der Treue gezwungen wurde, durchlauchtiger Herr,“ begann der Graf seine Anrede, „mich feindlich euch gegenüberzustellen, so geschah es, wie ihr leicht ermessen könnt, keineswegs aus persönlichem Haß und Abneigung gegen euch und eure Sache; im Gegentheil war ich stets bemüht, dieselbe für gerechte und billig zu halten, [illegible] meine Lehnspflicht und das gegebene Wort band mich an euren Bruder. Nun ich aber [illegible] täglich [illegible]

einsehe, so kann ich es für keine Sünde mehr halten, diesen Eid zu brechen und mich zu eurer Partei zu schlagen, Herr Churfürst. Drum bin ich gekommen, euch meine Dienste anzubieten."

„Ihr seid mir willkommen!" sagte Friedrich freundlich und reichte ihm die Hand. „Doch sagt mir, Graf, was ist die Ursach, daß ihr so plötzlich eure Sinnesart geändert und der Sache, die doch jetzt um keinen Heller schlechter ist, als sie immer gewesen, den Rücken kehrt?"

„Der Apel Vitzthum wird stündlich toller und unverschämter; kein rechtlicher Mann vermag's mehr auszuhalten. Das Herz kehrt sich einem im Leibe um, wenn man dem Unfuge zusehen muß, den er im Lande und gleichsam unter den Augen des Herzogs treibt, der aber für all diese Gräulthaten blind und für die Klagen seiner Lehnsleute taub geworden ist."

„Ihr galtet doch sonst viel bei meinem Bruder," nahm der Churfürst das Wort, „und habt ihn oft genug gegen mich selbst in Schutz genommen, wenn ich, erzürnt über sein unüberlegtes Beginnen, oft auf seine Züchtigung drang. Hat er euch auf einmal die Ohren verschlossen?"

„Ich bitt euch," erwiederte Graf Gleichen, „spottet meiner jetzigen Ohnmacht nicht. Der Bitzthum hat ihn umlagert und wie mit einer diamantenen Mauer umschlossen, über die Keiner dringen kann. Alle Ämter und Ehrenstellen hat der Schurke mit den nichtswürdigen Buben besetzt, die er sich gar herrlich zu seinem Gebrauche auszusuchen versteht. Aber glaubt nur mir, es wurmt manchem edeln thüringischen Herrn gar sehr im Herzen, daß er solch scheußlich Regiment ertragen soll, und nur die schickliche Gelegenheit darf sich bieten, um den schlummernden Funken zur Flamme anzublasen. Wort und Handschlag hab ich von Vielen, daß sie mit eurem Verlaub und Schutz losbrechen wollen gegen den Apel und seine bösen Gesellen."

Aufmerksam hatte der Churfürst des Grafen Rede angehört, dann sprach er nach einigem Nachdenken: „Graf, ihr bringt mir eine höchst wichtige Nachricht. Ich traue euren grauen Haaren. Keinen der lieben Thüringer werde ich zurückweisen, der mir seine Hülfe anträgt. Ich werde ihnen ein milder Herrscher sein und ihre Klagen abzustellen suchen. Läßt sich auf dem Wege der Güte wieder nichts ausrichten und giebt der Herzog auf meine brüderliche Mahnung und Vorstellung, den Bitzthumen die

Thüre zu weisen, wiederum kein Gehör, so wollen wir von allen Seiten losschlagen."

„Ihr seid im Irrthum," entgegnete Gleichen, „wenn ihr meint mit Zureden etwas auszurichten; ich war in Weimar zugegen, als der Herzog euer liebevolles, freundschaftliches Schreiben erhielt; er schien wirklich sehr bewegt und freute sich in der Rührung, die ihn dergestalt übermannte, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen, auf eure Umarmung. Ich that mein Wort hinzu und bestärkte ihn nach Kräften in seinem guten Vorhaben. Aber am Abend desselben Tages kam der Apel von Roßla und brachte den Bernhard von Kochberg und noch Einige seines Gelichters mit. Sie zechten zusammen die halbe Nacht hindurch und am Morgen ritt der Herzog mit ihnen auf die Jagd. Als sie zurückkehrten, hört ich die Glocken ganz anders läuten. Die schlechten Bursche hatten euch zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht, höhnten euch und lachten über eure Einfalt. Der Herzog setzte einen grimmigen Schwur darauf, eher sein eigenes Land zu meiden und als Knappe draußen umherzuziehen, ehe er nach eurem Willen nur einen Finger breit thäte."

„Die Buben!" rief der Churfürst entrüstet, „mein Arm soll sie züchtigen! Doch weiter, weiter!

verschweigt mir nichts, edler Graf, damit ich sie ganz in ihrer Schlechtigkeit, und meinen verrückten Bruder in seiner kindischen Schwäche sehe."

„Hört und erstaunt, wie weit sich der Herzog vergessen kann!" fuhr Gleichen fort. „Ich stellte mich an, als ob ich mit ihnen in ein Horn bliese und machte sie dadurch recht treuherzig, da erfuhr ich denn, der Herzog wolle auf euer Schreiben euch Antwort senden, und sich anstellen, als sei er geneigt, sich in allen Stücken in euren Willen zu fügen und sodann euch nochmals höflichst einladen, nach dem Kloster Pegau zu kommen; dort aber sollte Apel euch überfallen und gefangen von dannen führen auf eins seiner festen Schlösser."

Sprachlos vor Erstaunen fuhr der Churfürst mit der Hand über das Gesicht, um sich zu sammeln und seine Verwirrung zu verbergen. Dies Übermaß schlauer Bosheit hatte er doch nicht erwartet und schaudernd stand er vor dem Abgrunde, in den zu stürzen er im Begriff gewesen war.

„Redet ihr Wahrheit, Graf," begann er nach einer Weile, „so ist von Stund an jedes Band zwischen mir und meinem Bruder zerrissen."

„Ich zweifle noch stark," fuhr der Graf Ernst fort, „daß der Herzog selbst die gefährlichen Anschläge

kennt, die jene gottlosen Knechte gegen euch schmieden; ich aber weiß aus sicherer Quelle, daß Apel damit umgeht, euch vom Regimente zu bringen und euer ganzes Land den Böhmen in die Hände zu spielen, ja man hat im geheimen Rathe beschlossen, euch, wenn's nicht anders anginge, aus dem Wege zu schaffen."

„Nun der Teufel steht seinen Leuten nur bis zu einer gewissen Zeit bei, dann fängt er sie in ihren eigenen Netzen. Der Herr Gott wird mich schützen gegen die List meiner Feinde," sagte der Churfürst gerührt. „Euch aber, Graf, werd ich's zu erkennen wissen. Geht nach Hause, sammelt euch im Stillen eure Leute und haltet sie schlagfertig; sucht auch, so viel ihr vermögt, die thüringischen Herren für mich zu gewinnen, damit wir auf verschiedenen Seiten losbrechen können."

Der Graf ging und mischte sich unter die anwesenden Führer des Heeres, unter denen er viele Freunde hatte, und bald wurde sein Übertritt zu ihnen und mit lärmender Freude gefeiert. Unter denen, welche des Grafen That am meisten priesen und ihn mit Lobsprüchen überhäuften, waren Georg von Ebenberg, ein listiger und verschlagener Mann, und Hildebrandt von Einsiedel, ein tapferer Degen und

dem Churfürsten ergeben, wie kein Anderer. Mit de waren geheime Räthe desselben und gleichsam seine rechte Hand. Noch an demselben Abend ließ er sie beide zu sich bescheiden und theilte ihnen die vom Grafen Ernst von Gleichen erhaltenen wichtigen Nachrichten mit.

„Was ist hier das Klügste, Ritter und Freunde?“ schloß er seinen Bericht, „soll ich das Alles ertragen? Soll ich schweigen zu solchem Schimpf und mir diese Vasallen über die Hörner wachsen lassen? Noch wissen wir nicht, ob der Herzog sich von seiner Weibe wird eines Reichserben zu erfreuen haben, denn Anna ist zart und nicht geschaffen, Mutter vieler Kinder zu werden; sollte der Himmel vielleicht ihren Leib verschließen, so würde das Land wieder durch meine Söhne vereinigt. So unmöglich schier auch der Fall ist, so hab ich doch deshalb das Recht, das Land meines Bruders nicht aus den Augen zu lassen und nicht zu dulden, daß schurkische Lehnsträger und Vasallen ihm die besten Kräfte aussaugen. Soll ich deshalb also wieder mit gewappneter Hand diese Blutigel vertreiben, und Krieg gegen meinen Bruder führen, der sich nicht von ihnen losesagen kann? Das Letztere hab ich, wie ihr wißt, schon mehrmals versucht, doch sie sind auf der Huth und

wissen meiner Macht immer eine stärkere entgegen zu sehen."

„Hier bedarf's keiner Wahl," entgegnete Hildebrandt und seine rechte Faust faßte schon den Griff des ungeheuren Schwertes, was er rasselnd hinter sich herzog. „Laßt uns gleich jetzt einfallen in das Land des Herzogs, da wir noch Alle beisammen sind und endlich einmal die Schelme überrumpeln. Ich hätte große Lust dem Apel und seinen Spießgesellen Ohren und Nasen abzuschneiden und sie auf schädige Hunde zu binden, oder ihnen das Fell über den Kopf zu ziehen."

„Nicht zu hitzig, Ritter Hildebrand!" fiel ihm Georg von Wibenberg in's Wort; „denn solch rasch überlegte Hitze möchte uns wieder Alles verderben. es wäre nicht das erstemal, daß wir unverrichteter Sache mit Lanzen und Büchsen abziehen müßten und uns auslachen lassen im teutschen Lande. Mein Rath wäre, uns im Stillen erst zu verstärken und Botschaft auszusenden in's Thüringer- und Osterland und mit des Grafen Ernst von Gleichen Beistand die mächtigsten Lehnsleute dort auf unsere Seite zu ziehen. Haben wir erst ihr Wort und sind ihres Beistandes gewiß, so können wir's in Gottes Namen wagen und zweifels ohne werden wir mit solcher Gewalt

den übermüthigen Herzog zu Baden treiben können. Wolltet ihr mir aber meinem Rathe noch Etwas zuzufügen erlauben, gnädigster Herr, so würde ich euch sagen, daß euer Bruder als Herzog und Regent Thüringens immer euer Feind sein und bleiben wird, und selbst die bezwungene Schlange wird euch tödtlich in die Ferse verwunden."

„Wie meint ihr das, Bibenberg?" fragte der Churfürst aufmerksam.

„Gedanken sind zollfrei und ich habe meine eigenen Gedanken; doch stehen sie jederzeit eurer Churfürstlichen Durchlaucht unterthänigst zu Gebote" entgegnete der listige Alte. „Ihr wißt, daß euer Wohl stets das meine war; ich bin ergraut im Dienste eures seligen Vaters und des eurigen und ich hoffe zu Gott, daß ich demselben die letzten Jahre meines Lebens mit Kraft und gutem Willen widmen kann."

„Nun so laßt mich wissen, was ihr im Sinne führt über mich und den Herzog."

„Euer Bruder Sigismund versuchte Meutereien gegen euch anzuzetteln und euch zu schaden; er war ein unruhiger Kopf und viel von ihm zu fürchten; denn er schien Alles daran setzen zu wollen, seine Landesportion wieder zu gewinnen, und ließ sich auf keine Vorstellung ein, daß er sich seiner Rechte be-

geben; als er ein Mönch geworden. Ich rieth euch kurzen Prozeß mit ihm zu machen und ihn gefangenzunehmen; ihr führtet ihn gefangen nach dem Schloß Scharfenberg und sein ganzer Anhang war mit einem Schlage zu Boden geworfen und hat sich seitdem nicht mehr geregt, so wenig, wie er selbst. Ist's mit dem Wilhelm nicht ein ähnlicher Fall? Er trachtet euch von Thron und Leben zu bringen, gerade wie jener. Was hindert euch, mit ihm so, wie mit jenem zu verfahren? Ihr habt Unglück mit euren Brüdern, aber euer eigenes und des Landes Wohl heischt eine durchgreifende Maßregel. Thut eurem Herzen also Gewalt an, sichert euch durch diesen herben Schritt, sucht seiner habhaft zu werden und steckt den Unsinnigen mit nach Scharfenberg, daß er sich austoben. Sein Anhang, eure Feinde, werden durch das Ungeheure solch muthiger Entschlossenheit verblüfft sein und sich aus dem Staube machen. Mit einem Schlage so hier wieder, wie dort, werdet ihr sie Alle getroffen haben."

Mit verschlungenen Armen wandelte der Churfürst durch das Zimmer und als ob er einem schweren innern Kampf bestehe zuckte es oft fieberisch in seinem Gesichte. Das große Auge stierte zur Erde, seine Schritte wurden ungewisser, er hielt sich end-

lich wie erschöpft an dem Pfeiler an, der in der Mitte des Gemachs das ungeheure Gebälke trug.

„Was fehlt euch an, gnädiger Herr,“ fragte Hildebrand von Einsiedel erschreckt durch die ungewöhnliche Bewegung seines geliebten Fürsten. Aber mannhaft erhob dieser wieder das Haupt und blickte mit Ehrfurcht gebietenden leuchtenden Blicken umher.

„Bibenberg,“ sagte er langsam, „mag's euch nun ein guter oder ein böser Geist eingegeben haben, euer Wort ist auf keinen schlechten Boden gefallen. Ihr habt recht, nieder mit dem trotzigen Buben! Er gilt mir nicht mehr, wie sein heimtückischer pfäffischer Bruder. In den Staub will ich ihn treten, den tollen Knaben, der mich unter seinen Gesellen zu verhöhnen wagt. Es sei beschlossen! Ihm ist sein Land und seine Krone nütze. Wie Friedrich der Ernsthafte, mein Urgroßvater zugleich Beherrscher von Meißen und Thüringen war, so will auch ich wieder beide Länder unter mein Regiment bringen. Gebt dem Grafen von Gleichen einen Brief an alle Thüringer Herrn, ich will mein Siegel daran hängen und meinen Namen unterschreiben; fordert sie auf uns beizustehen. Ihr aber, liebe Freunde, haltet geheim, was wir ersonnen und verabredet haben; wenn

es reif iſt, wird es ſchon hervortreten an den hellen Sonnenſchein.“

Beide reichten dem Churfürſten die Hände zum Zeichen ihrer Verſchwiegenheit, beſprachen ſich dann noch mit ihm über manches, dieſe Angelegenheit Betreffende, und verließen ihn in der ſpäten Nacht.

In der Frühe des andern Morgens ſaß der Churfürſt mit ſeinem Gefolge auf, unter dem ſich auch Kunz von Kauffung befand und zog nach Meiſſen. Kunz hatte vom Grafen von Gleichen ebenfalls des Herzogs Wankelmuth und unziemliches Betragen erfahren und grämte ſich im Herzen ſtill über das Mißlingen ſeiner Plane.

„Kauffung,“ ſagte der Churfürſt unterwegs zu ihm, „eure Mühe war vergebens; ich werde nicht nach Pegau reiten, um mich einfahen zu laſſen wie ein verlaufener Hund. Ich hatt es gut mit meinem Bruder vor, aber er wird zum Scheim an mir. Nun gilt's des Schwertes Schärfe gegen ihn zu kehren, und der Pfeil, den er auf mein Haupt abdrückt, mag ſich gegen ihn ſelbſt wenden.

„Und doch möchte ich euch immer bitten,“ erwiederte Kunz, „den Herzog nicht mit ſeinen Räthen zu verwechſeln. Bedenkt, daß ſein junges brauſendes Blut wenig zur Überlegung geneigt, leicht durch

schändliche Überredung hingerissen wird. Er trägt wahrlich nicht die Hälfte der Schuld."

„Er hat sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt," entgegnete Friedrich unwillig, „ist er doch also kein Kind mehr. Schweigt mir von ihm, und vertheidigt ihn nicht länger, wenn ich nicht glauben soll, ihr liebt ihn mehr, als mich. Das Loos ist nun einmal gefallen und ich will nicht länger von spöttischen Buben verlacht werden."

„Mein Arm und Schwert sind stets zu euren Diensten. Mag sich's gestalten, wie da will, meines und aller braven Ritter Beistandes seid ihr gewiß."

Die übrige Zeit des Weges, der in rascher Eile zurückgelegt wurde, brachte der Churfürst in stillem Brüten zu. Am Abend winkte ihnen das alte freundliche Schloß von Meißen, die hohe Wasserburg, und die Elbe erglühte im letzten Strahl der untergehenden Sonne.

Sittsam trat ihnen im Schloßhofe die Churfürstinn Margaretha entgegen, eine hohe schlanke Frau, mit edler Würde im Gesicht, in dem die Ähnlichkeit mit der Herzoginn Anna nicht zu verkennen war. Ein weites faltiges Trauergewand verhüllte die stolzgeformten Glieder und den majestätischen Leib, denn sie trauerte noch um ihren erstgebornen Prinzen Alexander. Wie Anna zart und

weich, ein sanftes Wesen, das sich in Sehnsucht nach dem empfundenen und doch nicht gekannten Etwas auflösen will, so war Margarethe stark und kräftig, voll angestammter Würde und im Bewußtsein derselben, eine blühende Tochter der Erde, durch ihre Gaben beglückt, und auf ihr fast jedes stillen Wunsches Befriedigung findend. Ihr Haus, ihr Gatte und ihre Kinder waren ihre Welt, und der Himmel schenkte ihr einen reichen Ehesegen; denn zehn Kinder sind ihrem Schooße erblüht, fünf Söhne und fünf Töchter. So bildete die fürstliche Frau zu Anna, ihrer Verwandtinn, gleichsam Gegensatz und Ergänzung.

An ihren Händen führte sie die schon zu Jungfrauen emporwachsenden Töchter, Amalia und Anna, schlanke Gestalten, wie die Mutter und fast in Allem ihre Ebenbilder. Um sie herum hüpften vier Knaben, wovon drei ihre Söhne, der vierte aber Heinrich Graf von Barby, der Sohn des Hofmeisters der Prinzen war. Friedrich, der älteste der Prinzen, sieben Jahre alt, war zu schlank für sein Alter, bleich und still; Ernst, zwei Jahre jünger, blickte mit lieben gutmüthigen Augen und lächelndem Gesichte auf die Ankommenden; seine weichen goldenen Haare flossen ihm über den Nacken, sein Händchen

ſtreckten ſich nach dem Vater aus; Albrecht der Jüngſte, erſt drei Jahre alt, jauchzte in abgebrochenen Worten und rannte ſchnell nach den wiehernden Pferden. Der junge Waldy ſtand ſchon von ferne.

Des Churfürſten finſteres Geſicht verklärte ſich beim Anblick ſeiner Lieben augenblicklich, und ein heiteres Lächeln ſpielte über dasſelbe. Er ſprang vom Pferde, übergab es dem Knappen, nahm den Helm vom Haupte, eilte auf Margarethen zu und ſchloß ſie mit Liebkoſungen in ſeine Arme; die Kinder ſchloſſen einen Kreis um ihn, die Töchter und Friedrich weinten vor Freude, Ernſt ſprang jauchzend an ihm hinauf und Albrecht klapperte mit dem hintern Theile der Schwertſcheide an den eiſernen Beinſchienen. Aus den Armen des geliebten Weibes entlaſſen, umfaßte Friedrich ſeine Kinder nach der Reihe und küßte ſie auf die Wangen jedes mit einem zärtlichen Namen benennend.

„Mein werther Gemahl," redete Margaretha ihn an, „ich war in groſſer Angſt um euch. Das verderbliche Kriegsfeuer fürchte ich, wird uns noch verzehren."

„Wird Margaretha zugeben" erwiederte Friedrich, „daß meine Rechte geſchmälert werden? Soll

ich mich höhnen laſſen von meinem Bruder? Mich erbarmt ſeines armen Landes."

„Aber müßt ihr darum ausziehen mit Feuer und Schwert und Dörfer und Städte verwüſten? Was haben euch die armen Leute gethan?"

„Der Krieg hat ſeine Art ſo und das Land ſteht für ſeinen Herrn; man kann nicht ihm zu Leibe wollen und jenes ſchonen; der Welt Lauf iſt nicht anders."

„Eiſerner und doch geliebter Mann, könnte ich euch doch an unſeres Hauſes Frieden ketten! Ihr liebt mich, ich weiß es, ihr liebt eure Kinder, möchtet ihr doch ſtets bei uns verweilen in den Mauren dieſes Schloſſes, oder nur hinausziehen, eure Völker zu beglücken, nicht die Flamme des Kriegs in ihre Hütten zu tragen."

„Ihr wißt, Margareth, daß theils meines eigenen Lands Noth und Plag, theils meines Bruders Narrheit und ſein toll Treiben mit meinen Feinden mich immer hinausruft, und ich mehr Zeit fern von euch zubringen muß, als in eurer lieben Pfleg und Sorgfalt. Laßt eure lieben Kinder euch Erſatz ſein für die Entbehrung meines täglichen Umgangs, und erzieht ſie ſo fromm und ſittſam, wie ihr ſelbſt ſeid, zu Gottes Ehr und unſrer eignen Freude."

„Habt ihr euch wieder mit eurem Bruder vertragen?“

„Ich denk, es soll sich bald Alles legen. Will's Gott ſo bleib ich diesem Jammer bei euch.“

„Dies Wort gießt wie viel Troſt in die Seele; wenn ich euch habe, traure ich nicht halb ſo ſehr um mein liebes ſeliges Söhnlein. So bedarf es eures Schwertes nicht mehr, um die übeln Händel zu ſchlichten?“

„Die Zukunft wird's lehren. Müſſen wir einmal wieder zuſchlagen, ſo gedenken wir's bald abzumachen. Ein Weib wie ihr hat Muth Alles zu ertragen, und wenn's Noth thut, denk ich, führet ihr wohl auch einmal des Feldherrnſchwert, wie meine Mutter, als ſie das ſächſiſche Heer verſammelte und bei Auſig gegen die Böhmen führte.“

„Ei wenns ſein muß,“ erwiederte die Churfürſtinn lächelnd. „Fließt doch in meinen Adern das Blut Ernſt's des Eiſernen. — Jetzt aber tretet herein, denn die Nacht umhüllt uns ſchier; ihr werdet müde ſein vom langen Ritte und der Erholung bedürfen.“

Der Churfürſt ging; Kunz trat zu Margarethen und brachte die Grüße von der Herzoginn Anna an ſie und die Kinder. Mit Thränen im Blick, die

die letzte dunkele Glut der Abendröthete vergoldete, ſtand die hehre Frau vor ihm wie ein ehrfurchtgebietendes ernſtes Weſen der Nacht; ihr Dank war kurz und herzlich, als ſie Alles erfragt von der lieben jungen Baſe, und die Töchter drückten Kunzen die Hand. Die Knaben waren dem Vater nachgeeilt. Die Begleitung des Churfürſten war abgeſeſſen und folgte ins Schloß. Leiſe umfing die ruhige Nacht ſeine Zinnen und ihre tauſend Augen, die hellen Sterne, ſahen auf die Erde herab und ſpiegelten ſich unten in dem ſtill vorüberziehenden Strom der Elbe.

Auf dem Schloſſe zu Altenburg ſaß Kunz von Kaufungen an der Seite ſeines jungen Weibes Anna. Auf ihrem Schooſe ſchaukelte ſie ihr letztgebornes Knäbchen, das munter nach den groſſen ſilbernen Knöpfen haſchte, die wie Glocken an des Vaters Wamſe hingen. Zu ihren Füſſen ſpielte der ältere Knabe mit einer Armbruſt. Unmuthig rieb ſich Kunz die Stirne; düſtre Gedanken ſchienen ſeine Seele zu durchkreuzen. Anna beugte ihr Haupt zu ihm herüber, hielt ihm den Knaben entgegen, der ſich in den Locken des Bartes feſtklammerte und ſprach, ihn ſelbſt mit dem andern Arme umfaſſend:

„Was bewegt wieder deinen unruhigen Geiſt, Kunz, darfſt du's deinem Weibe nicht vertrauen? Genüg ich dir nicht mehr und deine Kinder?

„Der Fürſten Eintracht und Liebe," antwortete er ihr, und nahm den Knaben zu ſich, „war ſeit Jahren mein Wunſch und mein Beſtreben, und nun ſeh ich das Ziel immer weiter entrückt; ſoll mir das nicht Sorge und Kummer machen?"

„Ich kenne deine groſſen Plane," entgegnete Anna feuriger, „und ich bin ſtolz darauf, ſie mit geboren zu haben. Dich irren die Rathgeber der

Fürſten am meiſten; aber gieb den Muth nicht auf! Vielleicht krönt noch ein glücklicher Erfolg deine Bemühungen; du vereinſt die fürſtlichen Brüder und ihre fernere Eintracht kann nur durch dich beſtehen; du wirſt ihnen unentbehrlich, jeder bedarf deiner auf gleiche Weiſe, jeder iſt dir den größten Dank ſchuldig, jeder ſetzt auf dich das meiſte Vertrauen, durch deine Hand gehen alle Geſchäfte, du ſteigſt zur höchſten Ehrenſtufe und wir werden reich an Gütern und Freunden."

„Auch an Neidern," antwortete Kunz eintönig.

„O laß nicht von deinem feſten Willen, mit dem du ſchon ſo Vieles erlangteſt und durchſetzteſt! Es muß gelingen! Meine ſchönen Träume müſſen in Erfüllung gehen; ich kenne deinen Geiſt! O wie jauchze ich ſchon innerlich, daß ich einſt an der Seite der Churfürſtinn und Herzoginn ſtolz auf alle Edelfrauen herabſehen kann!"

„Mäßige deine Freude! Wir ſind noch zu fern vom Ziele! Dort ſtehen mir die Bißthume und ihr Anhang, hier der geckenhafte eingebildete Georg von Bibenberg und dein eigener Bruder Hildebrandt entgegen."

„Die Hinderniſſe müſſen die Kraft ſtählen!" redete die kühne ehrſüchtige Frau und ihre großen

kranken Augen strahlten von innerem Feuer. „Mein Bruder ist nichts als ein Haudegen und immer schlagfertig, wenn's des Churfürsten Ehre gilt; er läßt sich leicht zu unserem Zwecke gewinnen, ohne daß wir ihm unsere geheimen Absichten zu verrathen brauchen. Ihn zu bearbeiten überlaß mir, er liebt mich sehr und vermag mir nichts abzuschlagen. Auch gilt er viel bei dem Churfürsten, und mit seiner und deiner übrigen Freunde Hülfe, deren du doch eine große Anzahl hast, läßt sich Bibenberg vielleicht bald verdrängen. Auf diesen mußt du dein Hauptaugenmerk jetzt richten, auf ihn die stillen Pfeile zuerst schicken. Du hast einen Fehlgriff gethan, daß du den Herzog eher zu gewinnen suchtest, um den Apel zu stürzen; er ist nicht dein Landesherr und liegt dir zu fern. Wirke zuerst auf den Churfürsten, suche ihn zu gewinnen und dich ihm nothwendig zu machen; ist der Bibenberg erst aus dem Wege, dann kannst du den Fürsten zu manchem überreden, wodurch er sich seinem Bruder nähert. Sieht aber der Herzog, daß es ihm ein Ernst ist, so kannst du leicht ihn zur Vereinigung führen, Apel wird ihm dann schon entbehrlicher. Vorsichtig und allmälig zeigst du diesen im verhaßten Lichte, er fällt und du stehst als Stifter des Bruderbundes in der Mitte zwischen

Welden.. Dann ſetzte kühn den Fuß auf die geſtürzten Übermüthigen; ſie ſind die erſte Stufe zu deiner künftigen Größe."

....„Wie ſchnell und leicht ſich das Alles in deinem Kopfe zuſammenzimmert" lächelte Kunz. „Und doch iſt kaum ein ſchwacher Anfang in der Wirklichkeit gemacht."

„Mein Bruder hauſt jetzt drüben in Rohren bei ſeinem Schwiegervater, dem Ritter von Meckau; laß mich hinübereiten. Ich ſchwöre dir's zu, daß ich ihn gewinne."

„Brauche Vorſicht, Anna, damit nicht der ganze kühne Bau durch niederen Verrath zuſammenſtürze! Wahre dich, daß ſelbſt die ſtumme Nacht keinen Laut höre, der von unſerem Geheimniß zeuge. Nur allmälig reift die Frucht, drum dränge nicht voreilig, daß du ſie nicht ſchon in der Blüthe zerſtöreſt."

„Rathe mir nicht, Kunz," ſagte Anna mit leidenſchaftlicher Heftigkeit und erhob ſich von ihrem Sitze; „ich weiß, was und wie zu handeln gilt. Jetzt reit ich, und wenn mir der Himmel gnädig iſt, ſo bring ich dir meinen Bruder dieſen Abend mit."

Sie ging, übergab den Zofen ihre Kinder, und befahl den Knappen die Roſſe zu ſatteln, und nach

wenig Augenblicken ritt sie durch das Thor den Berg hinunter.

„Wohin wird mich der Ehrgeiz dieses Weibes führen?“ sagte Kunz seufzend. „Und doch stimmen ihre Wünsche stets mit den meinigen überein. Soll ich mich glücklich preisen, daß ich sie besitze? Stets schweifen ihre Plane höher; und doch lieb' ich sie darum. Es giebt liebenswürdigere, reizendere Weiber, als sie, und nicht selten schon hab ich mein Herz auf Irrwegen ertappt, aber desungeachtet hab ich sie stets geliebt, wie man ein Weib von solcher Seelenkühnheit lieben muß. Zärtlichkeit ist ihr fremd; sie ist zur Gebieterinn geschaffen. Wahrlich Anna ist meiner werth! —“

Ihr nach in den Hof hinabgeschritten, ließ er auch sein Roß sattlen und ritt nach den Waldungen der Leine, wo er sich fast täglich an der Jagd zu vergnügen pflegte. Als er spät am Abend zurückkehrte, sah er in dem hinteren Gebäude, das er bewohnte, mehr Fenster als gewöhnlich erleuchtet und schloß daraus, daß Hildebrandt von Einsiedel, sein Schwager, wirklich schon dort verweile. Im Schloßhofe kam ihm Anna schon mit triumphirenden Schritten entgegen; ihre hohe Gestalt schien vor Freude zu leuchten.

„Sicher hab ich ihn gefangen,“ flüſterte ſie dem Gemahl zu „und ſchon iſt das köſtlichſte Geheimniß in meinen Händen, das ich ihm je abgeſchmeichelt habe.“

Sie zog ihn in das Haus und entdeckte ihm des Churfürſten Entſchluß, ſeinen Bruder gefangen zu nehmen und zu entthronen.

Kunz empfing ſeinen Schwager mit vieler Herzlichkeit, und nach langer Unterredung des Abends ward der gutherzige Hildebrandt durch Kunzens ſcheinbar vortreffliche Abſicht und Annas Liſt für den Plan gewonnen, den Georg von Bibenberg zu ſtürzen. Kunzens nächſtes Handeln mußte nun vorzüglich darauf hingehen, ſich in Meißen, Sachſen, Thüringen und allen Ländern der beiden fürſtlichen Brüder ſo viel Freunde und Anhänger als möglich zu verſchaffen, um beim Ausbruch der Feindſeligkeit den Churfürſten nach ſeinen Abſichten lenken zu können. Sobald alſo Hildebrandt von Einſiedel wieder geſchieden war, zog er mit ſeinem Knappen Schweinitz nach dem Voigtlande. Dort ſprach er bei einem alten Waffenbruder und Vertrauten, Wilhelm von Schönfels ein, theilte ihm das Nöthige mit und lud ihn, ſo wie Alle, die er gewann, zu einer Zuſammenkunft auf ſeinem Ritterhauſe in Thams-

Glück in Thüringen ein. In der dortigen Gegend hatte Kunz beträchtliche Güter, die er bei dieser Gelegenheit mustern wollte. Vom Voigtlande zog er weiter nach Franken und erwarb sich unter der dortigen Ritterschaft manchen Anhang; denn überall murrte man nur über der Vitzthume angemaßte Herrschaft, den Herzog selbst schien man nicht zu hassen; man hoffte im Gegentheil Alles von ihm, wenn die bösen Rathgeber entfernt wären.

In seinem Wege lag das Schloß des Ritters von Heßberg, den er schon von längerer Zeit her kannte, und mit seiner jungen schönen Gemahlinn Katharina vor einigen Monaten auf der Hochzeit des Herzogs Wilhelm gesprochen hatte. Kunz hoffte von Heßberg, als einem Schwager Bernhards von Kochberg, manchen Wink zu erhaschen, was vielleicht in des Herzogs geheimen Rathe vorgegangen sei. Er lenkte sein Roß nach der Burg, nannte dem Thorwart seinen Namen und bat um ein Nachtquartier. Das Thor that sich ihm auf und kaum sah er sich auf dem Hofe, als die reizende achtzehnjährige Katharina ihm zum Willkomm entgegen hüpfte. Ihre schwarzen Haare flossen in langen glänzenden Locken auf die Schultern, ihr mit vielen goldenen Borden ausgezierter Rock war oben

weit ausgeschnitten, so daß der volle üppig wogende Busen zur Hälfte sichtbar war. Unten reichte der Rock kaum bis an die Kniee, so daß das Auge von der Fülle schöner Formen entzückt nur gieriger gemacht wurde. Kunz mußte sich abermals gestehen, noch nie ein reizenderes Weib gesehen zu haben. Verwundert, daß ihn die Hausfrau empfange, stieg er vom Pferde; sie aber hieß ihn herzlich willkommen, drückte ihm mit Wärme die Hand und benachrichtigte ihn sogleich, daß ihr Hausherr nach Nürnberg zu einem Ritterfeste gezogen sei und sie in ihrer Einsamkeit zurückgelassen habe.

Kunz hielt es für Sitte und Ritterpflicht auf diese Kunde nicht im Schlosse zu verweilen und erklärte dieses Katharinen, aber sie bat so sanft und dringend, und begleitete ihre Bitte mit so zärtlichen Blicken, daß Kunz der Einladung nicht widerstehen konnte. Freundlich führte sie ihn die Stiegen hinauf in ihr Gemach und lud ihn ein, sich auf das Ruhebett niederzulassen. Bald stand der volle Weinhumpen auf der geglätteten Tafel und mancherlei Früchte des Herbstes folgten als Erfrischungen. Katharina plauderte so angenehm von ihrem Vaterlande Thüringen, von Roßla, wo ihr Vater wohnte und sie geboren war, von der Hochzeit des

Herzogs Wilhelm und von ihm selbst, den sie nicht genug loben konnte, daß Kunzen die Stunden wie Minuten hinflogen. Unwillkührlich drängte sich ihm der Vergleich zwischen der jugendlich blühenden zauberschönen Frau und ihrem kränkelnden schon in den funfziger Jahren stehenden Gemahl auf: und sie schien ihm, wie das volle üppige Leben, daß seine Kraft auszuströmen drängt und deshalb nach gleicher Kraft sich sehnt, um sich inbrünstig an sie anzuklammern und sich mit ihr zu vereinigen, neben dem bleichen Tode, der alles Leben an sich reißt, um sich an ihm zu erwärmen und zu beleben, und doch nicht warm wird, und doch der Tod bleibt. Er konnte sich nicht enthalten, etwas über dieses Mißverhältniß zu äußern, aber unbefangen erzählte ihm Katharina, wie sie dem Ritter von Heßberg bloß nach dem Willen ihres Vaters die Hand gereicht, ohne im mindesten etwas für ihn zu fühlen; Heßberg sei nämlich ein alter Bekannter ihres Vaters gewesen und nie verheirathet. Oft sei er in Rossla eingekehrt und habe sie als Säugling schon seine Braut genannt. Dieser Scherz habe sich allmälig zum Ernste gestaltet; denn Heßberg habe ihrem Vater das Versprechen abgenommen, sie ihm, sobald sie herangewachsen und mannbar geworden sei, zum Eheweib zu geben. Bei diesem

Versprechen sei es geblieben und sie selbst weiter nicht um ihre Einwilligung gefragt worden; sie habe die Liebe nicht gekannt und jeder Mann, der ihr persönlich gerade nicht zuwider, sei ihr recht gewesen, sobald ihr Vater gewünscht hätte, sie solle sich mit ihm verbinden.

„Freilich," setzte sie mit einem scheinischen Lächeln hinzu, „sind es noch keine zwei Jahre, seit ich die Gemahlinn eines Mannes bin, den ich nicht lieben kann, und schon haben sich meine Ansichten über diesen Punkt bedeutend geändert; das Herz behauptet seine Rechte." Dabei blickte sie dem kräftig schönen Kunz so sehnsüchtig verlangend in das Auge, daß ihm der Blick bis in das innerste Herz drang.

Die Tafel war unterdessen auf der jungen Ritterfrau Befehl reichlich besetzt worden, mit den verbindlichsten Worten forderte sie ihren Gast auf, das Wenige, was ihre Küche böte, zu genießen. Allein mit ihr in einem kleinen trauten Gemach saß Kunz ihr gegenüber; bei jeder Bewegung, die fast immer eine Berührung zur Folge hatte, wurde es Kunzen bänger im Herzen und mehr als sonst sprach er mit einer Hast, die er sich selbst nicht erklären konnte, dem vortrefflichen Weine zu, der in reichlichem Vor-

nähe auf der Tafel war. Die Speisen waren ausgesucht und der Churfürst selbst hätte nicht besser bewirthet werden können. Katharinas Worte wurden immer Lieblicher, immer schmeichelnder und stahlen sich wie eine süße, wollüstige Musik in Kunzens Ohr; er konnte die Frau fast nicht mehr anblicken; denn wie ein zehrendes Feuer schlich's ihm durch die Adern, die Glut theilte sich allen Gliedern mit und drang ihm bis zu den Fingerspitzen, und jeder ihrer Zauberblicke, der in seine Augen traf, vermehrte diesen Brand. Er versuchte es, an sein Weib, an seine Kinder zu denken, aber wie Schattenbilder flohen sie in die Tiefe seiner Seele zurück, er konnte sie kaum erhaschen und nicht fest halten, wie er auch rang; alle seine Sinne erfüllte das holde Weib, die mit warmem Leben liebesehnsüchtig vor ihm saß. Er wollte sich den Abend zurückrufen, wo er dem Herzog im Herzen so streng getadelt, daß er dieser jugendlichen Schönen gehuldigt, aber dieser Tadel kam ihm jetzt unbegreiflich vor; ihm war's in dieser Stunde, als müßten alle Männer Katharinas Schönheit verehren, als gehörte ihren unvergleichlichen Reizen dieser schuldige Tribut. Das ungemäßigte Verlangen nach ihr, das ihn durchraste, schien ihm nur eine gerechte Rache an seiner frühe-

um Strenge. Ihre Unterhaltung drehte ſich immer um den Punkt, daß ein ſehnſüchtiges, liebebegehrendes Herz und eine in ewiger Entſagung und Entbehrung aller ſtillen Freuden der Liebe vertrauerte Jugend von keinem Genuſſe ſpäterer Jahre, von keiner andern Lebensfreude befriedigt und aufgewogen werden könne. Dabei aber war Katharina ſo muthwillig, lachte über ſich und ihren bejahrten Mann, miſchte Ernſt und Scherz ſo wunderlich, daß in Kunzen ſchwerlich das Gefühl des Mitleids erregt werden konnte.

„Seht," rief ſie faſt ausgelaſſen, „niemand iſt froher unter Menſchen als ich; aber allein iſt's ſchlecht vergnügt ſein; mein Ehegeſpons iſt immer griesgrämlich und ich kann nicht lachen, nicht ſingen wie ich will. Deshalb ſeid ihr mir ein recht willkommner Gaſt, weil ich brav mit euch plaudern kann."

„Schöne Frau," ſagte Kunz; „eurem Herrn wird wahrlich mein Beſuch nicht ſo willkommen ſein, als er euch ſcheint; es wäre mir und euch beſſer, ich wäre vorhin am Burgthore wieder umgekehrt."

„Still!" ſagte Katharina, „laßt mich dafür ſorgen, daß er nichts von eurer Anweſenheit erfahre; ich habe die Leute auf meiner Seite."

„Aber dies Geheimnißvolle," erwiederte Kunz erſtaunt, „kann euch gefährlicher werden, als ihr

meint. Traut ihr meiner Standhaftigkeit so sehr, daß ihr mich ganz unempfindlich für eure Reize haltet?“

„Nun,“ sagte Katharina unbefangen und lächelte ihn an, „seid ihr nicht auch des Glaubens, daß mir eure Gesellschaft lieber ist, als die meines Eheherrn?“

Kunzens Brust schien ihm zerspringen zu wollen; es nebelte vor seinen Augen und von der ganzen Außenwelt sah er nichts als die holde üppige Gestalt Katharinas, die wie von einem Zauberglanze umflossen war.

„Süßes Weib!“ stammelte er, und zog sie zu sich auf das schwellende Ruhebette nieder, sein Mund berührte ihren blendend weißen Nacken, ihren fliegenden Busen; die Fülle ihrer Rabenlocken umspielte ihn; es durchzuckte ihn fieberisch.

„Lieber Mann!“ flüsterte sie und preßte einen glühenden Kuß auf seine Lippen.

Da fiel Kunz in das Netz der Verführerinn und verletzte seine Pflichten als Gatte, Gast und Ritter. — Eh der Tag graute, riß er sich aus den Armen der lockenden Fee, aufgeschreckt durch sein erwachendes Gewissen. Heimlich wie ein Verräther schlich er aus der Burg und ließ sich still die Pferde von seinem Knappen nachführen. Dann

sprengte er, als wäre das Verderben geflügelt hinter ihm, davon, dem Thüringer Walde zu. Der Tag war kalt und unfreundlich, noch mürrischer der Abend. Kunz wollte noch eins seiner Güter erreichen, das jenseits des Gebirges lag. Der kalte Herbstwind pfiff durch die hohen Buchen und Eichen und raubte ihnen das falbe Laub, das er rascheind vor sich her trieb; einzelne große Regentropfen klangen in den Ästen, die wie Riesenarme gespenstisch hervorragten, die düstre Nachtluft zu umarmen; einzelne Felsenblöcke streckten ihre weißen Häupter in die ungewisse Dämmerung und warfen zitternden Schein von den Bergrücken in die engen Thalungen hinab. Mürrisch starrte Kunz vor sich hin in die Finsterniß, die immermehr die Berge umflorte und die Thäler schon erfüllt hatte; sein Inneres glich der ihn umgebenden Natur. Der Regen nahm zu und ergoß sich zuletzt in Strömen; Schweinitz, der sonst immer bei guter Laune war, fing an leise, dann lauter durch die Zähne zu fluchen.

Sie waren schon lange die Höhe des Gebirges passirt und noch immer ritten sie im dichten Walde. Die Finsterniß ließ sie kaum noch den Weg erkennen und Schweinitz wollte es bedünken, als seien sie ganz von der rechten Straße abgekommen. Das

Unangenehme ihrer Lage ließ Kunzen selber wünschen, ein Obdach zu finden; doch schien hier keine Hoffnung dazu zu sein. Plötzlich bemerkte Schweinitz durch die Baumstämme den Schein eines Feuers und machte mit vieler Freude seinem Herrn die köstliche Entdeckung bekannt. Beide versuchten gerade darauf loszugehen, doch machten Steine und wildverwachsenes Gestrüpp ihnen dieses unmöglich. Von der Nothwendigkeit gezwungen, verfolgten sie also noch eine gute Strecke den Weg, in der Hoffnung endlich einen Zugang zu dem erblickten Feuer, das ihnen zuweilen wieder entschwand, zu entdecken, bis sie endlich auf eine Waldwiese herauskamen. Hier sahen sie die auflodernden Flammen des Feuers deutlicher, das ihnen zur linken Hand in nicht unbeträchtlicher Entfernung auf einer Anhöhe brannte. Kunz stieg vom Pferde, übergab es Schweinitz und forschte sich über die sumpfige Wiese den unsichern Weg aus, der Knappe folgte ihm Schritt vor Schritt. Als sie eine Weile so langsam fortgezogen waren, kamen sie an die Höhe, die wieder mit dichtem Walde bewachsen war, aber das Feuer war ihren Blicken wieder entzogen, doch glaubte Kunz einzelne Menschenstimmen zu vernehmen. Sein Schwert brachte ihm neue Bahn durch das Gebüsch,

der Knappe war gezwungen mit den Pferden zurückzubleiben. Als der Ritter mühsam den Gipfel erklimmt hatte, sah er das allmälig verglimmende Feuer auf einer nahen ihm entgegen liegenden Höhe; einzelne schwarze Gestalten wurden zuweilen vor demselben sichtbar; die weit leuchtende Glut röthete rings umher die dicken Baumstämme auf eine abenteuerliche Weise und warf einen bleichen Schein an den rabenschwarzen nächtlichen Himmel. „Was dies auch für sonderbares Volk sein mag," dachte Kunz bei sich, „einen Schutz müssen sie doch haben für den Regen und ein Paar Bissen Brot für den Hunger. Ist es Raubgesindel, läßt sich schon auch mit ihnen fertig werden." Und seine Schritte verdoppelnd war er bald durch das kleine dazwischen liegende Thal an den Berg gekommen, dessen Haupt das Ziel seiner jetzigen Wünsche war. Aber furchtbar steil stieg die Höhe vor ihm auf, gerade hinauf zu klimmen schien durchaus unthunlich; und nur mit vieler Mühe und Anstrengung gelang es ihm, die buschige Bergwand quer aufwärts zu durchschneiden. Riesenmäßige Bäume und große Felsstücken, auch einzelnes Steingeräll, versperrten ihm den Weg und hemmten seinen ermüdenden Fuß. Endlich hatte er eine vorspringende Felsenspitze erklettert, kaum hundert Schritte

vor ihm glimmte das Feuer noch ſchwach, und, wie er deutlich bemerkte, unter einem zeltähnlichen Dache, das jedoch nach den Seiten hinaus offen war. Von dem Geſtein aber, worauf er ſtand, konnte er unmöglich einen weiteren Weg entdecken; er rief alſo ein lautes „Halloh!“ das furchtbar in den Bergſchluchten durch die todtenſtille Nacht widerhallte. Augenblicklich ſchlugen einige Hunde an und verdoppelten ſchnell ihr kräftiges Gebell, darauf wurde es lebendig um das Feuer, mehrere Männergeſtalten wurden im ungewiſſen Zwielichte ſichtbar. Kunz rief zum zweitenmale und eine tiefe Baßſtimme rief ein donnerndes „Werda?“

„Ein verirrter Rittersmann, der um ein Obdach bittet,“ war Kunzens Antwort. Darauf ſah er, wie zwei Männer ein Paar Kienfackeln an den glühenden Kohlen anzündeten und hinter einem andern Felſen nach der entgegengeſetzten Richtung verſchwanden. Einige Zeit darauf erſchienen ſie wieder zu ſeinen Häupten auf dem Berge und riefen, er möge laute von ſich geben, damit ſie die Richtung nach ſeinem Standpunkt nehmen könnten. Kunz befolgte ihren Rath und nun ſtiegen ſie ſogleich gerade zu ihm herab. Es waren zwei abenteuerlich gekleidete Männergeſtalten, der eine Al-

tere mit einem langen Barte, kleinen ſtechenden Augen und mürriſchem Geſichte hatte weite Beinkleider von drei oder viererlei verſchiedenen Farben, ſie hingen unordentlich um ſeine dürre Geſtalt, auch ſchienen ſie ihm viel zu groß zu ſein. Seltſam ſtach dagegen der enge mit Puffen beſetzte ſpaniſche Rock und die Krauſe auf demſelben ab. Auf ſeinem Kopfe trug er eine lederne Kappe, denen der Bergleute ähnlich; die Kleidung war übrigens alt und zerfetzt. Der Andere, noch ſehr jung und von freundlichem Ausſehen, hatte einen zerriſſenen Mantel um, aus dem ein ſonſt koſtbar geweſenes Wams hervorſah, über dasſelbe hatte er einen breiten rothen Gürtel mit Glocken nach damaliger Sitte verziert, die ein widrigklingendes Geläute ertönen ließen. Ein geblümter Unterrock vollendete ſeine Kleidung. Hoſen ſchien er nicht zu tragen, und ſah deshalb einer Frau ähnlich, wozu ſein jugendliches volles Geſicht und ſein langlockiges Haar noch Vieles beitrugen. Beide hatten lange Büchſen in der Hand, die geladen zu ſein ſchienen. Die Glut der Fackeln röthete die wunderlichen ſchwarzbraunen Geſichter und gab ihnen ein wildes verwegenes Anſehn. Barſchen Tones fragte der Ältere woher er komme; dabei verzogen ſich ſeine Mienen zur abſcheulichen Fratze.

„Von Meiningen," erwiederte Kunz.

„Und wohin gedenkt ihr?

„Nach Behringen; da ich aber vom rechten Wege abgekommen sein muß, so sagt mir, wohin bin ich geraden?"

„Das habt ihr nicht nöthig zu erfahren; es ist genug, wenn wir euch morgen auf den Weg bringen, der euch richtig nach dem Orte führt, wohin ihr wollt."

Mit dieser kurzen Abfertigung bedeutete er Kunzen, ihm zu folgen; schweigend gehorchte dieser. Der Sprecher ging voran und trachtete mit der Fackel vor, der junge Mensch folgte. Steil ging ihr Weg wieder bergauf, über Geklippe und durch Bergkehlen zwischen dem oft hochaufsteigenden Gestein; an den Spitzen der Steinblöcke und an ihm entgegen hangenden Zweigen mußte sich Kunz oft anklammern, um sich höher hinaufzuschwingen, oder nicht auszugleiten und in die unter ihm aufgähnende schwarze Tiefe hinabzustürzen. Aber leicht wie flüchtige Gemsen kletterten seine Begleiter die Höhe hinauf. Noch hatten sie nicht den Rücken des Berges erreicht, als sie sich rechts wandten, wiederum quer über Klippen und dann bergab stiegen. Dicht unter sich sah Kunz die noch glühenden Kohlen des verloschenen Feuers.

Noch einige Schritte und er ſtand mit ſeinen Führern auf einem nicht mehr als einige Fuß meſſenden ebenen Platze, der, ſo wie der ganze Berg, mit hohen Buchen und Eichen beſetzt war. An die Schafte derſelben war in einiger Höhe mit Seilen ein großes Tuch befeſtigt, welches oben mit noch grünem Laub belegt und unten mit Stangen unterſtützt war. Unter dieſem Dache hatte das Feuer gebrannt und war durch daſſelbe vor dem Regen geſchützt geweſen. Ringsum war das Plätzchen mit dem dichteſten Gebüſch bewachſen und nirgends entdeckte Kunz einen Ausgang. An der vorderen Seite ſchoß der Berg jählings ab, an der hintern ſtieg ein Felſenkegel in die Höhe, zu den beiden Seiten erhoben ſich zwei Hügel, wie Wälle, welche ſich an den Felſen anſchloſſen, wo ſie ſelbſt näher zuſammentraten und in ihrer Mitte einen ausgehöhlten Eingang in die ziemlich weite Öffnung einer Höhle gewährten, welche in den Felſen hineinging. In der Höhle ſelbſt erblickte Kunz Licht und ſah daß ſie vorne einen breiten geräumigen Platz hatte und beträchtlich hoch war. Auf der kleinen Ebene gingen ein Paar große Hunde, knurrend und mit feurigen Augen.

„Tretet hier herein," ſagte der ältere Führer, nachdem er die Hunde zur Ruhe verwieſen hatte;

„man wird euch gleich zu Essen bringen und ein Nachtlager bereiten.“

Kunz erinnerte nun, daß er seinen Knappen unfern von hier auf der Waldwiese mit den Pferden verlassen habe und diesen auch unter Dach wünsche, und setzte hinzu, daß er ihre Dienste gut belohnen wolle.

„Das hättet ihr eher sagen können,“ fuhr der Alte mürrisch auf. „Ihr hättet uns einen Weg in der finstern Nacht erspart. Übrigens haltet mit euren Versprechungen an euch; wir brauchen eure Belohnung nicht.“

Auf seinen Ruf: „Eule! Schwalb!“ traten aus dem Hintergrund der Höhle noch eine lange hagere Mannsgestalt mit struppigen Haaren, nothdürftig in einen zerlumpten Pelz gehüllt, und ein flinker Knabe in eine blaue Tuchjacke mit blanken Henkeln gekleidet hervor; zu gleich wurde Kunz mehrerer Gestalten ansichtig, die sich in den hintern Theilen der Höhle bewegten und Weiber zu sein schienen. Die Krümmung des durch den Felsen fortlaufenden Ganges erlaubten ihm nicht, mehr zu sehen. Die Männer unterhielten sich in einer Kunzen ganz unverständlichen Sprache, darauf zündeten die beiden zuletzt Erschienenen frische Fackeln an, fragten Kunzen, wie sein

Knappe heiße und als ſie dieſes erfahren, ſtiegen ſie behende den Berg hinauf.

„Die Pferde werden freilich auf der Wieſe bleiben müſſen," ſagte der alte Führer; „denn dieſe Höhe iſt nicht für ihren Gang geeignet, doch finden ſie dort gutes Futter, unſere Leute werden dafür Sorge tragen, daß ſie nicht von Ort und Stelle kommen; morgen könnt ihr ſie dort wieder abholen. Cäſar," fuhr er zu dem Jüngling gewendet fort, der unterdeſſen mit der größten Neugierde Kunzens ganzen Anzug einzeln mit den Augen gemuſtert hatte, „geh und ſag, daß wir noch einen Gaſt bekommen haben, ſie ſollen für ein gutes Abendbrot ſorgen." Der Burſche verſchwand in die Höhle. Kunz war durch alle dieſe ſonderbaren Erſcheinungen ſehr aufgeregt, und je weniger er ſich ſelbſt erklären konnte, in welcher wunderlichen Waldbewohner Geſellſchaft er gekommen war, um ſo heftiger wachte der Wunſch in ihm auf, über dieſen Punkt belehrt zu ſein.

„Ich weiß nicht, ob es euch angenehm iſt, wenn ich euch frage, zu wem mich der Zufall und das ſchlechte Wetter dieſer Nacht geführt haben," redete er den griesgrämlichen Alten an; „doch iſt es ein ſehr natürlicher und verzeihlicher Wunſch, meine

Mosithäter kennen zu lernen; es steht euch ja immer frei meine Frage zu beantworten oder nicht."

„Glaubt auf mein Wort," erwiederte der Alte, „wir sind gerade nicht schlechter und nicht besser als ihr selbst, und wenn ihr auf gute Geburt und alten Adel etwas haltet, so kann ich euch bei meiner Ehre versichern, daß ich und die Meisten, die ihr hier theils schon gesehen habt und theils noch sehen werdet, von den uralten berühmten Pharaonen in Aegyptenland in geraden Linie abstammen. Seid ihr damit und mit einem guten Stück gebratenem Wildbret und einem weichen Moslager für diese Nacht zufrieden, so ist es mir gerade nicht unangenehm; seid ihr es aber nicht, so kann ich euch wahrlich mit dem größten und längsten Bericht nicht helfen, den herzuerzählen ich diese Nacht so wenig Lust haben möchte, als ihr ihn anzuhören. Macht's demnach wie ihr wollt, ich gräme mich um keins von beiden." Kunz war mit dem Bescheide schon vollkommen zufrieden und eben im Begriff, dem Berichterstatter seinen Dank zu sagen, als er durch den widrig kreischenden Ton einer weiblichen Stimme, die aus der Tiefe der Höhle hervorschallte, davon abgehalten wurde. Aus dem Gehörten war es nämlich Kunzen klar geworden, daß er sich unter einer

Bande der berüchtigten Tatern befand. So nannte man damals die in jener Zeit sich zuerst in Teutschland und namentlich in Thüringen und Sachsen zeigenden Zigeunerhorden. Früher hatte man weder von ihnen etwas gehört noch gesehen. Obgleich Kunz noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, ein Mitglied dieser eigenen Menschengattung zu sehen, so stimmten doch die mancherlei im Munde des Volkes umgehenden Beschreibungen derselben so vortrefflich auf die vor ihm stehenden Menschen, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Meinung zweifelte. Seine Aufmerksamkeit zog nun eine hervortretende weibliche Figur auf sich. Der auf sie fallende Schein der Fackeln zeigte ihm ein eben nicht sehr altes aber welkes abgelebtes Gesicht; die schlotternden Backen hingen auf beiden Seiten desselben herab und ihrem Beispiele folgten das Kinn, das weit herunter hing, und die sich an dasselbe anschließenden Brüste, die höchst leichtfertig mit einem schmuzigen Tuche verhüllt und nur sehr nothdürftig zusammen gehalten wurden. Unter einer hohen faltigen Stirne blickten ein Paar scharfe, ungemein lebhafte Augen hervor, die, wegen ihrer Frische und steten Beweglichkeit mit der übrigen Gestalt im schneidensten Kontraste standen. Das dunkele Haar hing unge-

benetlich, verwirrt und buſchig unter einer kleinen mit Gold reich geſtickten Haube hervor, die den Lichtſchein in allerhand Farben widerſpiegelte, was Kunz nur für koſtbare Edelſteine halten konnte, welche in die Goldſtickerei des kleinen Häubchens verwebt waren. Dieſer Kopfputz war italieniſche Mode. Um ihren bloßen Hals hing eine Kette, welche aus ſeltſamen Figuren beſtand, die wie Zauberzeichen ausſahen; mit eben dergleichen Bildern war der feuerrothe Gürtel bemalt, welcher das vielfaltige vorn weitaufgeſchlitzte bunte Gewand zuſammenhielt. Zwiſchen den Schlitzen ſah ein hellblaues ſeidenes mit Gold verziertes kurzes Unterkleid hervor. Ihre Füße waren unbekleidet. Sie maß Kunzen, der ſie grüßte, von Kopf zu Fuß mit höhnenden Blicken und ſprach dann unwillig mit jener kreiſchenden Stimme, welche Kunz bereits vernommen hatte: „Wärt ihr geſtern Abend der Pflichten, die ihr eurem Weibe und einem Gaſtfreunde ſchuldig ſeid, mehr eingedenk geweſen, und hättet ihr in der That mehr Standhaftigkeit gegen ein begehrliches Weib gehabt, als ihr euch ſonſt zutraut und zu haben vorgebt, ſo würdet ihr dieſe Nacht müde Leute nicht um ihren Schlaf zu bringen brauchen, denn ihr wärt geſtern noch eine große Strecke weiter gereiſt.“

Kunz erſtarrte vor dieſes Weibes Mitwiſſenſchaft ſeiner geheimgeglaubten Sünde und ſchauderte unwillkürlich zuſammen; denn wie ein überirdiſches oder mit überirdiſchen Mächten wenigſtens im Bunde ſtehendes Weſen wollte ſie ihm bedünken.

„Es ſcheint, als iſt euch hinſichtlich meiner nichts verborgen," preßte er endlich verlegen aus der beklemmten Bruſt hervor. „So ſagt mir, was euch die Sterne weiter über mich berichten."

„Zeit und Stunde werden kommen und euch euer Schickſal ſelber enthüllen. Ihr vermögt ihm nicht zu entgehen."

„Sagt mir das Eine, ich bitt' euch, werden meine Feinde fallen?"

„Sie werden fallen und beſtraft werden."

„Laß das gut ſein, Chiska," ſagte der Alte einfallend. „Bereite ihm lieber das Eſſen."

Schweigend kauerte das Weib an die verlöſchten Kohlen, hielt die lodernde Fackel an ſie und blies ſie wieder in Brand, dann trug ſie einen Arm voll dürres Reisholz herbei und in wenig Minuten ſchlug die Flamme wieder kniſternd in die ſchauerliche kohlſchwarze Nacht hinauf. Nun holte ſie an einem Spieſe ſteckend eine ſchöne friſche Wildpretskeule herbei, legte dieſelbe auf zwei gegenüberſtehende Steine

über das Feuer und wendete, ein fremdartiges Lied brummend, den Spieß hurtig hinüber und herüber. Der Mann trug indessen in einem großen Humpen frisches Wasser aus der Höhle. Während Kunz in sich gekehrt bald das beschäftigte wunderbare Weib, bald das Innere der Höhle, in deren Vordergrund er auf Moos gelagert war, betrachtete, und hinten immer mehr weibliche und männliche Gestalten erblickte, die ihn neugierig ansahen, ließen sich in kleiner Entfernung Menschenstimmen vernehmen und er unterschied bald die verzweifelten Flüche seines Schweinitz. Kurz darauf setzte er mit seinen Führern von der Höhe herab und befand sich vor dem Feuer, sprang aber auch beim Anblick Chiska's sogleich entsetzt zurück und fragte dann ganz ängstlich und demüthig nach seinem Herrn. Seine Stimme lockte endlich das Völkchen aus der Höhle hervor und im Kurzen standen an zwanzig Menschen beiderlei Geschlechts und von dem verschiedensten Alter um das Feuer, die späten Gäste genauer in Augenschein zu nehmen. Schweinitz stand immer noch ganz verblüfft und getraute sich kaum, die Leute wiederum zu betrachten. Und in der That war ihre Kleidung so wunderlich zusammen gewürfelt, daß man von jeder Nation Europa's einige Subjecte vor sich zu

ſehen hätte glauben ſollen. Wer war froher, als der aus aller Faſſung gerathene Knappe, als er durch den unverſtändlichen Miſchmaſch der verſchiedenen Stimmen endlich die ſeines Herrn hervortönen hörte, der ihn beim Namen rief, und ihn ſelbſt in der Ecke der Höhle gelagert erblickte. Er holte tief Athem, wie man wohl nach einer ſchweren überſtandenen Angſt zu thun pflegt, und ſagte: „Dem Himmel ſei Dank, daß ich euch endlich wieder erblicke; wir ſtanden euretwegen ſchon alle Haare zu Berge, und wahrhaftig wir haben nicht Urſache beſonders luſtig zu ſein; denn ich kann mich in der That noch nicht recht überzeugen, ob wir wirklich unter Menſchen ſind.“

„Nimm nur diesmal vorlieb,“ ſagte Kunz und konnte trotz ſeiner verwirrten Seelenſtimmung ein Lächeln nicht unterdrücken. „Deiner Korpulenz wird ja wohl dieſe kleine Abſchweifung von der gewöhnlichen Art und Weiſe nicht nachtheilig ſein.“

„Nun ich ſehe einen Bratſpieß und der ſüße Duft des gebratenen Fleiſches kitzelt meine Naſe und läßt mich allerdings die Geſellſchaft, wenn auch nicht vergeſſen, doch ein wenig bei Seite ſetzen.“ Mit dieſen Worten ließ er ſich zu Kunzens Füßen nieder und that einen kräftigen Zug aus der Waſſerkanne,

Nicht anders als ob ſie den köſtlichſten Wein enthielte. Der Braten war auch gar und die Alte ſchnitt Jedem ein Stück vom Spieße, um es ihm darzureichen; Schweinitz kniff die Augen zuſammen, als ſie vor ihn hintrat, wahrſcheinlich um ſich durch den Anblick der Sibylle den Appetit nicht verderben zu laſſen.

„Dein dicker Wanſt hätte unbeſchadet heute Nacht vom eignen Fette zehren können," ſagte ſie ſpöttiſch zu ihm, aber kauend erwiederte er ſchon furchtloſer: „Es fehlt zu eurem köſtlichen Fleiſche nur noch ein gleicher Wein, um dem Mahle einen größeren Werth zu geben, als alles vor Jahren ſchon erworbene Fett hat."

„Du biſt ein feiner Geſell und ich könnte dir ſchier gut ſein," flüſterte das Weib ihm ſchmeichelnd zu und ſtrich ihm dabei liebkoſend mit der flachen Hand über die Backen. Aber er hätte vor Schrecken faſt den Braten fallen laſſen. „Verlangt nur um Gottes willen nicht zum Lohne dafür, daß ihr mich ſatt macht, einen Liebesdienſt; denn dazu bin ich heunt ſchlechterdings nicht aufgelegt," und wie von der größten Müdigkeit überwältigt ſteckte er das letzte große Stück Fleiſch in den Mund und ſtreckte ſich kauend auf das Moos nieder. Chiska ſchleppte

roße wollene Decken herbei, um die Gäste damit gegen die Kälte der Nacht zu schützen. Kunz hatte während des Essens Zeit und Gelegenheit genug gehabt, seine Umgebung genau zu betrachten. Die Leute waren meist von sehr edelem Wuchs, der nur durch die Kleidung entstellt war. Alle waren schwarzhaarig und von dunkelbrauner Gesichtsfarbe. Die Männer trugen starke Schnurrbärte, die Weiber hatten auf dem Kopfe Häubchen, wie die Alte, unter denen die Locken üppig hervorquollen. Übrigens waren die Jüngern sehr wohl gebaut und, die Farbe abgerechnet, meist von angenehmer Gesichtsbildung. Unter den Letztern fiel Kunzen bald ein Mädchen auf, die durch Wuchs, Schönheit und Kleidung vortheilhaft vor allen Andern hervorstach. In ihren edelgebildeten Zügen hatten sich Muthwille und Schwärmerei gepaart; ihre großen Augen leuchteten wie Sterne durch die Nacht; das niedliche Näschen etwas abgestumpft und die frischen rothen Lippen, etwas aufgeworfen, die bei der Helle des Feuers und der Fackeln in ihrem Verschlusse eine Reihe glänzend weißer Zähne zeigten. Die Bewegungen, Biegungen und Stellungen ihres schlanken, zierlich gewachsenen Körpers waren künstlerisch, doch schienen sie an ihr ganz natürlich. Von ihrem Scheitel bis

ein schwarzer Schleier über den Rücken herab, der so weit und lang war, daß sie sich oft hinein wickelte, um ein schelmisches Lächeln zu verbergen, oder Kunzen desto genauer beobachten zu können, ohne gerade aufzufallen. Sie schien zwischen ihren Nachbarinnen mehr zu schweben als zu stehen und wirklich hüpfte sie auf den Spitzen ihrer kleinen Füße, und machte einige geschickte Tänzersprünge, indem sie die Arme im halben Kreise gegen den seitwärts gelegten Kopf bog und mit den Fingern die Bewegungen machte, welche das Schlagen der Castagnetten erfordern, da eben ein junger Mann auf der Laute klimperte, die er wahrscheinlich als ein allezeit fertiger Spieler immer in den Händen trug.

„Jetzt ist nicht Zeit zu Spielen und Tanzen!“ kreischte die Alte. „Was fällt euch ein? Wir sind in der Mitternachtsstunde und den Geistern derselben behagt wahrlich eure Leichtfertigkeit nicht. Da ist nichts zu fangen, Estrella!“ wandte sie sich zu der schönen Tänzerinn und deutete mit der Hand nach der Höhle. Unwillig über ihre Rede wandte sich das Mädchen mit einem recht finsteren Gesichtchen ab, pflückte eine Hand voll Gras und Laub und warf es auf Kunzen, indem sie schnell vorbei sprang und in der Biegung des Felsenweges verschwand.

Die Andern folgten ihr nach und bald war Chiska noch allein auf dem Platze. Die sich verzehrende Glut des Feuers überfärbte ihre wilden zerstörten Züge mit einem blutrothen Schein, der ihr einen gräßlichen Anblick gab; ihre Augen stierten lange unverwandt in die glimmenden Kohlen, ihre ganze Gestalt schien verkleinert. Dann wanderte sie mit abgemessenem Schritte dreimal langsam feierlich um die Brandstätte und murmelte für Kunzen unverständliche Worte. Dieser befand sich überhaupt in einem sonderbaren Zustande des halben Schlafes und halben Wachens; er konnte sich einer großen Müdigkeit nicht erwehren, die ihm wie Blei in allen Gliedern lag, seine Sinne gefangen hielt und ihm vorzüglich auf die Augenlieder drückte. Diese dünkten ihm verschlossen gewesen zu sein, und doch glaubte er die folgende Erscheinung wirklich gesehen zu haben, obgleich er auch Alles für einen Traum zu nehmen geneigt war. Es kam ihm nämlich vor, als sei Chiska während ihres Ganges um das Feuer allmälig größer, schöner und edeler geworden, so daß sie endlich als ein kolossales, majestätisches Weib mit hochernstem edelgebildeten Gesichte und prächtigem Wuchse vor ihm stand. Die Haube hatte sich in eine leuchtende Krone verwandelt, die vorhin so

marken Edelsteine waren flimmernde Sterne gewesen. Ein Purpurmantel umfloß ihre Glieder, eine glänzende Zone aus lauter hellstrahlenden Diamanten gewebt umgürtete ihren gigantischen Leib. In der Hand hielt sie ein Zepter, das sie über den geheimnißvoll knisternden Kohlen schwang, und augenblicklich schlug eine große blaue Flamme hervor, die sich langsam in menschenähnliche Formen umzuwandeln begann. Endlich erkannte Kunz den Churfürsten, wie er Georgen von Ellenberg, der zu seinen Füßen lag, gnädig eine goldene Kette um den Hals hing. Das Bild trübte sich, doch gestaltete es sich bald zu einem andern. Herzog Wilhelm hing liebkosend am Nacken der schönen Katharina von Brandenstein, von ihren Armen umschlossen; im Hintergrunde lag die Herzogin Anna bleich und abgehärmt am Boden und schob mit flehenden Blicken ihre Hände zu ihm. Abermals verdunkelten sich die Gestalten und aus dem bläulichen Lichtwirrwarr sah er einen schönen Knaben neben einem schwarzen Manne hervortreten; in dem Ersteren erkannte er bald die Züge des kleinen Prinzen Albrecht, des jüngsten Sohnes des Churfürsten, der Letztere, der ihn furchtbar anblickte, war seinem Äußern nach ein Köhler. Ghieka schwang wieder ihren Zepter, die Gestalten verschwanden und

ließen einen blutigen Schein zurück, in welchem das Weib ſelbſt wie Duft verſchwamm. Plötzlich war Alles finſtre Nacht umher; Schweinitz ſchnarchte neben Kunzen; die Eulen ſchrieen kläglich am Fuße des Berges. Kunz ſelbſt warf ſich unruhig auf dem Lager umher, dann aber überfiel ihn ein todtähnlicher Schlaf.

Kaum röthete der junge Morgen die erſten Wölkchen im Oſten, als er emporgerüttelt ſeinen grämlichen Führer vom vorigen Abend vor ſich ſtehen ſah, der ihn zum Aufbruch ermahnte. Der Tag ſchien wieder nicht erfreulich werden zu wollen; rings ſah Alles ſehr nüchtern aus und bildete zu den Erſcheinungen der Nacht einen ſtarken Gegenſatz. Schweinitz ermunterte ſich auf vieles Zurufen, bat aber, da er ſeinem Herrn ſchon zur Reiſe fertig ſtehn, um einen Imbiß.

„Dafür iſt geſorgt," ſagte der Alte und winkte ihm zu folgen. Es geſchah; der Berg wurde von neuem erklettert und der Weg ging über die Felſen, die im Lichte des Morgens bei weitem nicht ſo gräßlich ausſahen. Kunz, der zuletzt ging, fühlte ſich, als er eben eine Klippe erklimmen wollte, von unten am Waffenrocke feſtgehalten; als er ſich verwundert umſah, ſtand die ſchöne Eſtrella, ihr kleines

langen Mantel gehüllt, ihm zur Seite. Der frische Morgen hatte ihre braunen Wangen mit einer noch höheren dunkleren Glut übergossen. Ihre Augen leuchteten freundlich.

„Ziehe ihr zum Ritter Wilhelm von Mosen nach Thamsbrück?“ fragte sie leise.

„Allerdings, mein schönes Kind!“ erwiederte der aus seinem düsteren Brüten über die Bilder der vergangenen Nacht erwachende Kunz. „Kennst du den Ritter?“

„Bringt ihm einen Gruß vom Tatermädchen, und sagt ihm, daß ich seiner gar oft gedächte, wenn er auch meiner vergessen habe.“

Nach diesen Worten verschwand sie hinter dem Stein; Kunz aber stieg seinen Vorgängern nach. Auf einem bequemeren Wege gelangten sie über den lang nach Osten sich ausdehnenden Berg auf die Waldwiese, wo sie ihre Pferde angebunden fanden. Daneben lag Brot, Fleisch und ein Krug Wein, welches für den ewig eßlustigen Schweinitz der erfreulichste Anblick war. Kunz bot dem scheidenden Alten Geld zur Belohnung an, wurde aber wiederum von ihm mit Unwillen zurückgewiesen. Er wollte nicht einmal etwas vom Danke hören, und ehe sich's Kunz versah war er im Gebüsche verschwun-

den. Die Pferde hatten gutes Futter gehabt und trabten nun frisch dem Thale zu. Hier angelangt, sah Kunz den ihm wohlbekannten Frau-Venusberg vor sich liegen, von dem die Sage so viel Wunderbarschönes zu erzählen wußte, und den man mehr unter den Namen des Hörselberges in Thüringen kennt.

In einem südlich von diesem Berge sich ausdehnenden Thale stand auf einer kegelförmigen Höhe die Burg Scharfenberg, welche Apeln von Vitzthum gehörte. Sonst hatte jezuweilen auf dieser in einer der lieblichsten Gegenden Thüringens gelegener Veste Kunz frohe Tage zugebracht, aber seit des Landgrafen Friedrichs des Friedfertigen Tod hauste nur ein Burgvogt Apels einsam auf ihr. In einem am Fuße des Frau-Venusberges hart anliegendem Dorfe, Setinstedt oder Satanstedt genannt, das einst mit einem Nonnenkloster die Königinn Reynschwig von England zum Seelenheil ihres verstorbenen und im Berge im Fegefeuer verweilenden Gemahls erbaut haben soll, erfuhr Kunz viel von dem tollen Treiben und Umzügen der auf dem entgegengelegenen Berge hausenden Tatern, von ihrer Zauberei und mancherlei Teufelskünsten. Denn die Landleute meinten, daß diese Heiden und Gottes-

länger Sturm und Hagel herbeischwören, die Sonne verfinstern und alle Landplagen hervorzaubern könnten. Gern gäbe man ihnen deshalb Lebensmittel und doch raubten sie zuweilen Vieh von den Bauernhöfen in der Umgegend. Der Berg ihres Aufenthaltes heiße der Markberg und die Höhle führe von ihrer Gestalt den Namen des Backofenlochs. Die Tatern wären nur zuweilen einige Wochen darinne, dann zögen sie wieder fort und Niemand wisse wohin.

Kunz eilte nun auf ihm wohlbekannten Wegen nach seinen Besitzungen in Haina, Behringen und den umliegenden Örtern, um das Nöthige zu besorgen. Auch seinen Vögten war von der Heerde zuweilen ein Stück gestohlen worden, doch hatte man dem Thäter nicht auf die Spur kommen können. Der allgemeine Verdacht fiel auf die Tatern.

Noch am Abend desselben Tages langte Kunz auf seinem Ritterhause zu Thamsbrück an; unter den verschiedenen Edeln, die hier Besitzungen hatten, war Wilhelm von Rosen aus dem Vogtlande, der sich jedoch öfters in Thüringen aufhielt. Er war noch jung und unverheirathet und schon lange Kunzens Freund. Dieser eilte ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Dort fand er mehrere Ritter aus der

Umgegend verſammelt, die er faſt alle auf Herzog Wilhelms Hochzeit geſprochen hatte. Die Grafen Adolf und Sigismund von Gleichen, Herren zu Tonna, ein Paar Edele von Wangenheim, einige teutſche Herren von der Compthurei zu Regelſtedt, ein Ritter von Melbing und einige Vögte der nahegelegenen Rittergüter waren hierhergekommen, um ſich über die ſchon erwähnten Räubereien in ihrem Gebiet und deren künftige Verhinderung zu berathen. Kunz wurde von Allen als einer der edelſten Thüringiſchen Ritter und perſönlicher Freund der Meiſtin liebreich aufgenommen und mit in den Rath gezogen.

Die meiſten Anweſenden ſtimmten dafür, die gefährlichen Tatern in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen und zu verderben. Nur Einige, wahrſcheinlich von Aberglauben und Furcht vor übernatürlichen Mächten angetrieben, widerriethen ſolch gewaltſames Verfahren. Kunz hütete ſich etwas von ſeinem vornächtlichem Abenteuer und von ſeiner nähern Bekanntſchaft mit den in Rede ſtehenden Leuten zu verrathen. Noch war ſeine Seele zu ſehr von den wunderbaren Erfahrungen und Geſichten, die er in dem Kreiſe Jener erlebt und geſchaut hatte, bewegt, als daß er zur Bekämpfung derſelben ſeine Zuflüch-

mung hätte geben sollen. Er suchte den Andern vielmehr ebenfalls von diesem Plane abzurathen. Aber die Ritter waren über das Raubgesindel zu sehr erbittert und beschlossen einen Zug des morgenden Tages gegen die Abkömmlinge des ägyptischen Königs zu unternehmen; auch die Widerstrebenden wurden zu diesem Beschlusse mit beigezogen. Kunz fand zugleich Gelegenheit, mit seinen Plänen leise hervorzutreten. Die Meisten waren über Apel Vitzthums Unverschämtheit höchst aufgebracht und nicht abgeneigt Kunzen zu willfahren und über die Vitzthume und ihre Besitzungen herzufallen. Zu einer förmlichen Verbindung wollte Kunz noch mehrere Ritter überreden, die er hierher eingeladen hatte.

Als sich die Gesellschaft empfohlen hatte, um Anstalten zum morgenden Zuge zu treffen, eröffnete Kunz seinem Freunde mit Verschweigung einiger Umstände die Ereignisse der vergangenen Nacht.

„Nun sagt mir, Mosen, in welchen näheren Verhältnissen steht ihr mit diesen Leuten, daß die schönste ihrer Töchter mir einen recht liebevollen Gruß an euch auftragen konnte?“ schloß Kunz seinen Bericht und faßte den jungen Ritter dabei scharf in's Auge.

Ein leichtes Erröthen ſtieg im Geſichte desſelben auf; dann antwortete er mit einiger Verlegenheit: „Es iſt ſonderbar, daß mich dieſes wunderliche Geſchöpf nicht vergeſſen kann! Laßt euch erzählen, woher dieſe Bekanntſchaft kommt. Zu Anfang dieſes Sommers erhielt ich auf meinem Sitze im Vogtlande ein Einladungsſchreiben des Ritters Ditz von Farnroda zu ſeinem Beilager. Er iſt ein alter Freund von mir und ich verſäumte nicht, zur beſtimmten Zeit bei ihm einzutreffen. Viele Ritter, Frauen und Fräulein fand ich auf dem heiteren Feſte beiſammen. Unter den Letzteren zog mich die anmuthige Geſtalt und die Fülle von Witz und froher Laune einer gewiſſen Bertha von Wangenheim vorzüglich an. Die gemeinſame Freude führte uns bald näher zuſammen und unſre Unterhaltung wurde allmälig mehr als freundſchaftlich. Aus ihren ſchönen blauen Augen, die für dieſe Farbe faſt zu glänzend waren, las ich eine mir ſehr erwünſchte Zärtlichkeit für mich. Schon hatte ich den Vorſatz gefaßt, ihr meine Liebe zu erklären, als ſich eine unbedeutende Begebenheit ereichte, die mich inzwiſchen doch von der Ausführung meines Vorſatzes abhielt. Es war am Abend des dritten Hochzeittages, wo der Beſitzer des Schloſſes ſeinen Gäſten ein glän-

gliches Banquett gab. Die Gesellschaft war zahlreich und sehr vergnügt. Plötzlich entstand ein Drängen nach dem Eingange des Saales. Aller Augen waren dahin gerichtet. Die Neugierde trieb mich ebenfalls zuzusehen, was die Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehme, da theilte sich die Menge von einander und in die Mitte wurde ich eines wunderschönen Frauenzimmers ansichtig, die sich mit vielem Anstande nach allen Seiten hin verneigte. Sie selbst brauch ich euch nicht näher zu beschreiben, da ihr sie kennen gelernt habt; es war Estrella. Nur von ihrem unvergleichlich schönen Anzuge und von der Ursache ihres Erscheinens laßt mich einige Worte sagen. Ihr dunkeles glänzendes Haar war auf der Höhe des Scheitels zu einer Krone zusammengebunden, aus derselben hingen vier Flechten auf den Rücken herab, die sich in vollen Locken endigten. Ihren schlanken Leib umschloß ein kurzes knappes Gewand von schwarzem Sammt, das ihren fülligen Wuchs in seiner herrlichsten Vollendung zeigte. Jede Form desselben trat so abgerundet und üppig hervor, daß sie selbst den wenigst Sinnlichen eine Lüsternheit abzulocken im Stande war. Das Kleid war mit goldenen darein gestickten Sternen übersäet. Ihre vollen strahlen Arme waren mit goldenen Arm-

bändern köſtlich geziert, an jeden ihrer zierlich gebildeten Finger glänzte ein goldener Reif. Das kurze Kleid zeigte die niedlichſte Wade, die je eines Mannes Auge erblickte; blendend weiße Strümpfe erhöhten die Pracht eines Paars Strumpfbänder, die mit blitzenden Edelſteinen beſetzt waren. Leichte rothe Schuhe bedeckten den kleinen Fuß. Mit einiger Schüchternheit war ſie von zwei andern ihr ähnlich doch nicht ſo koſtbar gekleideten Mädchen geführt in den Saal eingetreten, bald aber warf ſie unbefangen ihre freundlichen brennenden Blicke umher und muſterte Jeden ihrer Umgebung. Ich muß euch geſtehen, daß mich der Anblick dieſes ſeltſamen Mädchens mit einer ſüßen Beklommenheit erfüllte; meine gierigen Augen verſchlangen das holde Wundergebilde. Plötzlich flammte ihr Blick auf mich und hing einige Zeit mit Wohlgefallen an mir. Der Herr des Hauſes war indeſſen zu ihr getreten, um ſie nach ihren Wünſchen zu befragen; ſie führte ihn bei Seite, um ihm dieſelbe heimlich zu eröffnen. Aller Augen folgten ihr. Gleich darauf kehrte ſie zurück, winkte ihren Gefährtinnen mit der Hand, und verbeugte ſich noch einmal. Die beiden andern Mädchen holten einen Triangel und ein Tamburin herbei und ſingen das mit an eine einfache aber höchſt angenehme Muſik

aufzuführen, die wegen ihres heiteren fast lustigen Charakters gefallen mußte. Nach dem Takte der Instrumente tanzte Estrella mit der höchsten Zierlichkeit und bewundernswürdigsten Schnelligkeit der Füße nach morgenländischer Art. Ihr ganzes Wesen schien sich in Anmuth und Liebreiz aufzulösen. Wie wollte ich euch die geschickten Wendungen, Stellungen, Sprünge und Tritte beschreiben können, mit denen sie alle Gäste entzückte! Ihre Arme waren stets nach oben im Halbkreis erhoben, mit den Händen schlug sie in den Takt der Musik einstimmend bald schneller bald langsamer die Castanietten. Die ganze Art und Weise des Tanzes war um so überraschender, weil sie uns Allen fremd war. Als sie geendet hatte, rauschte ihr allgemeiner Beifall zu. Ich trat ebenfalls hinzu, ihr mein Lob zu spenden; da trafen ihre Augen wieder auf mich, ein holdseliges Lächeln stieg in ihrem Gesichte auf und mir allein nickte sie recht freundlich zu. Wirklich fühlte sich meine Eitelkeit durch diese Auszeichnung dermaßen geschmeichelt, daß ich näher zu ihr trat und sie um ihren Namen befragte. Mit der reinsten Silberstimme antwortete sie: „Ich heiße Estrella, willst du mich besuchen, schöner Ritter, so komm Mitwochs und Sonnabends früh an den Fuß des vorderen Mark-

bergs, wo die Fahrt nach dem Ruhlathale durch das Gebirg geht.“ Das Letztere ſagte ſie ſo leiſe zu mir, daß ihre Begleiterinnen es nicht verſtehen konnten. Betroffen über dieſen ſonderbaren Antrag trat ich wieder einige Schritte zurück. Und ſogleich begann ſie mit ihren Gefährtinnen in Verbindung einen neuen Tanz. Sie ſchien darin gleichſam die Sonne zu ſein, die Andern die dieſelbe umgehenden Monde. Nach dieſem Tanze begann ſie einen zauberiſch ſchönen Geſang. Ihre Stimme hatte eine Stärke, Lieblichkeit, Geſchmeidigkeit und war doch wieder ſo zart, ſüß und wohlklingend, daß ich eine Fee vor mir zu ſehen glaubte. Den ganzen Abend unterhielt ſie uns höchſt angenehm abwechſelnd mit Tanz und Geſang. Bei jedem Ruhepunkt ſchien es mir, als ob mich ihre feurigen Augen ſuchten und wie mit Ketten zog es mich jedesmal zu ihr hin. Und immer richtete ſie ihre Worte an mich; bald fragte ſie nach der Braut, bald nach irgend einem Ritter oder einer Dame, und als ich ihr abermals mein großes Wohlgefallen an ihrem Tanz und Geſang zu erkennen gab, faßte ſie mich kindlich freimüthig bei der Hand, blickte mir lächelnd in die Augen und ſagte ſanft: „Ritter, dein Beifall gilt mir mehr, als der der ganzen Menge; er iſt mir der ſchönſte Lohn.“ Einige Zeit

sagte sie auch mit demselben Tone: „Bist du mir gut, Ritter?“ und als ich ihr dieses unverholen doch erröthend bejahte, ward sie noch froher, lachte, und tanzte dann den nächsten Tanz mit noch größerer Lebhaftigkeit und Anmuth. „Aber sieh,“ sagte sie nach Beendigung desselben zu mir, „jenes schöne Fräulein dort wirft recht zornige Blicke auf uns; sie ist gewiß deine Geliebte. Drum geh nur und sprich nicht mehr mit mir,“ setzte sie schmerzlich hinzu, „sie wird die sonst gram und das thut mir weh; denn ich muß dir doch zugethan sein. Und müßte mich dann über deine Verlobniß selbst betrüben.“ Ich sah nach der Stelle, die sie mit den Augen bezeichnete, und erblickte wirklich Bertha von Wangenheim uns mit finsteren Mienen betrachtend. Estrellas Zauberreiz hatte mich zuvor an ihre Seite gebannt und in der That Bertha, so liebenswürdig auch diese war, vergessen gemacht. Als sich Bertha von mir beobachtet bemerkte, drehte sie sich mit Verachtung im Gesichte um. Ich wagte nicht, mich ihr zu nähern, denn mein Gewissen machte mir über mein Betragen gegen sie Vorwürfe, auch blieb ich wirklich lieber bei Estrellen, so sehr sie mich auch antrieb, Bertha zu versöhnen. Erst als ich ihr die Versicherung gab, daß jene Dame nicht meine Geliebte sei, stellte

ſie ſich zufrieden und bat mich nun ſehr zärtlich, ſie ein Stück Wegs zu begleiten. Schon konnte ich ihr nichts mehr abſchlagen, und flüſterte ihr zu, daß ich, um nicht aufzufallen, mich unbemerkt vorher aus der Geſellſchaft entfernen und ſie am Abhange des Berges erwarten wolle. Wonneſtrahlend neigte ſich ihr Haupt zu mir, und ich ſchlich dann heimlich von dannen. Das Mädchen hatte mich wie bezaubert; als ich in die kühle Nachtluft trat, fühlt ich erſt recht deutlich die brennende Glut meines Geſichtes. Nicht lange ließ ſie mich warten. Ich bemerkte, daß mehrere junge Ritter ſie begleiten wollten, aber ſtandhaft lehnte ſie ſolches ab, und war dann mit einigen flüchtigen Sätzen bei mir, erfaßte meinen Arm und ſah mir recht zutraulich in's Geſicht. Der neue Mond webte ſeinen ſtillen Glanz um ihre Geſtalt und lieh ihr einen neuen Reiz; die lauen Sommerabendlüfte ſpielten mit ihren Locken; ſüße Düfte ſtrömten aus dem Thale uns entgegen; die Sternlein blickten ſo hold vom dunkelblauen Himmel herab auf ſie; das ſchöne Thal ſchwamm in lichtgrauem Nebel, und als wir weiter wandelten, ragte im Hintergrunde desſelben die Burg Scharfenberg abenteuerlich in den nächtlichen Himmel. Alles kam mir an ihrem Arme ſo reizend und entzückenvoll vor, wie ich es noch

nie gesehen zu haben wähnte. Als wir nun so leise wie Geister über die vom Thau der Nacht benäßten Wiesen hinschlüpften, schien es mir fast als berührte ihr schwebender Fuß kaum die Spitzen der Grashälmchen; wenn ich nicht den warmen Hauch ihres Athems, der lieblich mein Gesicht überstreifte, und den zärtlichen Druck ihrer weichen Hand zuweilen gefühlt hätte, fürwahr ich hätte nicht angestanden, sie für ein ätherisches überirdisches Wesen zu halten. Nachdem wir einige Zeit schweigend, ich von ganz eigenen Gefühlen überwandelt, fortgewandelt waren, sah sie mich wieder recht freundlich mit Blicken an, die sich mit in das Innerste der Seele stahlen, und fragte leise halb schüchtern: „du bist doch nicht böse, Ritter, daß ich dich überredet habe, mich zu begleiten? Gehst du gerne mit mir?“

„Zweifle daran nicht, Estrella,“ antwortete ich und suchte ihr dadurch, daß ich meinen Arm um ihren Leib schlang und sie an mich drückte, die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen. Ihr Herz klopfte hörbar an dem meinigen. „Wie könnte ich die böse sein, da du mich gerade mit deiner Gunst beglückst?“

„Als ich dich sah,“ fuhr sie halb ernst, halb scherzend und lachend fort, „da war mir's gleich gar

ſüß und bänglich zu Muthe, und ich fühlte, daß ich dir mein Herz ſchenken müſſe. Und was Eſtrella fühlt, das ſagt ſie auch." Alles dies ſprach ſie mit einer Kindlichkeit und unbefangenem Muthwillen, daß ich mich von Entzücken überwältigt zu ihr niederbeugte und mein Herz in einem langen würzigen Kuß auf ihre ſchwellenden Roſenlippen ergoß. Mit Feuer wurde er erwiedert. Der an uns hinſtrömende Bach ſang ſein leiſes liebes Geſchwätz dazu und das Rauſchen der Bäume ſtimmte mit ein, als wollten ſie uns ein Lied von Liebe ſingen aus den Märchen der alten Zeit.

„Aber wie heißt du lieber Ritter, und wo wohnſt du?" fragte ſie freundlich, als ſie ſich ſanft aus meiner Umarmung losgewunden hatte. Ich nannte ihr meinen Namen und meinen hieſigen Wohnort; dann nahm ſie mir noch einmal das Verſprechen ab, ſie nächſten Sonnabend zu beſuchen. Sie ſelbſt wollte mich gegen Abend erwarten. Nach zärtlichen Küſſen ſchied ich von ihr, und ſah ihr noch lange nach, bis ſie mit ihren Begleiterinnen im Nebel der Mondnacht und dem Gebirge verſchwand. Im Widerſtreite mit mir ſelber eilte ich dann flüchtig nach dem Schloſſe zurück. Niemand außer Bertha hatte mich vermißt; ſie aber ſtrich mit ſtolzen Schritten

an mir vorüber und ſagte höhniſch: „der ſpäte Spaziergang wird euch doch nichts ſchaden? Doch ihr habt gewiß Unterricht im Tanzen genommen?“ Und eh ich mit der Antwort fertig war, entfernte ſie ſich ſchnell, um ſich zur Ruhe zu verfügen.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mein Blut weit kälter geworden. Es kam mir wirklich vor, als hätte mich am vergangenen Abend eine Fee beſtrickt und in unwürdige Bande geſchlagen; ich erinnerte mich der mancherlei Gerüchte und Sagen, die ich früher von dieſen Tanzen vernommen, daß ſie Liebestränke brauten und mit Blicken und heimlichen Zauberworten es einem anthun könnten, und immermehr kam ich in Verſuchung zu glauben, daß etwas Ähnliches mit mir vorgefallen ſei, wenn ich meinen wunderbar bewegten Zuſtand des vorigen Abends mir ins Gedächtniß zurückrief. Dabei fühlte ich, daß ich Bertha wirklich liebe und ihr durch mein Betragen großes Unrecht zugefügt habe. Kurz ich fing an meine Vernunft zu gebrauchen, die mir das Unwürdige dieſer Feſſeln, in die ich mich hatte ſchlagen laſſen, recht klar vor die Seele führte. Mit dem feſten Entſchluſſe bei Bertha nach Kräften wieder gut zu machen, was ich bei ihr verdorben hatte, und Eſterellen mein Wort, hinſichtlich eines Beſuches

bei ihr, nicht zu halten, ſuchte ich die erſtere auf, aber ſie blieb kalt gegen mich und reiſte noch an demſelben Morgen zu meinem Verdruſſe ab. Ohne mich dadurch abſchrecken zu laſſen, machte ich ihr nach einigen Wochen meine Aufwartung. Zwar hatte ſich ihr erſter Zorn beſänftigt; denn er machte ſich, nachdem ich ſchon milder empfangen worden war, in Worten Luft. Die ſchöne Bertha überhäufte mich mit Vorwürfen, ſobald ich es gewagt hatte, ihr eine Silbe von Liebe vorzuſagen; aber ſie gewann durch ihre finſtern Mienen neue Reize für mich. Mich als einen reuigen Sünder bekennend flehte ich um Gnade, Vergebung und neue Aufnahme in ihre Gunſt; zugleich eröffnete ich ihr mein brennendes Verlangen, ſie bald als mein eheliches Weib heimführen zu dürfen. Sie reichte mir die Hand; eine Thräne glänzte in ihrem Auge, die ihre Reize ſo erhob, daß ich nicht begreifen konnte, wie ich ſolch einen Engel einem braunen Tatermädchen nur einen Augenblick hatte nachſetzen können. Bertha gelobte mir Verzeihung an, wenn ich mich im Laufe dieſes Jahres derſelben würdig machte, und mit jungfräulicher Schaamröthe in dem edeln Geſichte geſtand ſie mir ihre Neigung und den gränzenloſen Schmerz, welchen ſie gerade an jenem Abende, deſſen vorhergegan-

gener Tag die Blüthen ihrer Liebe zu mir erſt recht erſchloſſen, über mein Betragen empfunden habe. Seit jener Zeit hegt Bertha eine unbezwingliche, ich möchte faſt ſagen, grauſame Abneigung gegen jene Tatern, und da nun im Laufe dieſes Sommers ſo häufig Diebſtähle vorgefallen ſind, als deren Urheber man allgemein jene Leute nennt, ſo hat Bertha vorzüglich den feindlichen Zug, den wir morgen gegen ſie zu machen gedenken, zu veranſtalten gewußt. Meinem Vorſatze bin ich treu geblieben und nicht nach dem Markberge geritten; aber ich verſichere euch Kunz, weil ihr mein Freund und verſchwiegen ſeid, daß es mich große Mühe gekoſtet hat. Denn allmälig ſchlich ſich das Bild des reizenden braunen Mädchens wieder in mein Herz und ſo ſehr ich auch bemüht war, mir ſelbſt glauben zu machen, daß ich nichts für ſie fühle, ſo ſtraften mich doch meine ewige Unruhe, meine ſchlafloſen Nächte und die ſtete Verſuchung, ihr dennoch einen Beſuch zu machen, Lügen. Mit mir ſelbſt im Kampfe habe ich die Zeit verlebt, und mein unerträglicher Zuſtand verließ mich nur in Berthas Nähe. Nun und nimmermehr aber würde ich mich zu dem morgenden Zuge verſtanden haben, wenn mir nicht Bertha, vielleicht mein Inneres ahnend, durch Ausführung desſelben und Ver-

leihung der Tatern völlige Verzeihung und ihre Hand sogleich nach vollbrachter That gelobt hätte. Ihr seht, es ist mir keine Wahl gelassen, und ob ich gleich nicht ohne Grausen daran denken kann; so bin ich doch entschlossen, meinem Schicksale zu folgen. Euch aber, als meinen vertrauten Herzensfreund, ersuche ich inständigst, mich zu begleiten, damit mir, allein unter allen den Menschen, die nicht wissen, was in mir vorgeht, der Weg nicht gar zu sauer wird."

„Obgleich ich auf der einen Seite in den Augen jener Leute als ein höchst Undankbarer erscheine, der ihnen ihre an mir bewiesene Gastfreundschaft so schlecht belohnt," erwiederte Kunz, „so muß man sie auf der andern doch als Diebe verfolgen. Und dennoch würde ich mich sicher nicht zu dem Zuge entschließen, wenn ich euch nicht dadurch eine Liebe zu erzeigen gedächte. Ich sehe selbst ein, daß ihr die schöne argwöhnische Bertha zufrieden stellen müßt." Spät in der Nacht gingen die Ritter erst von einander. Wilhelm hatte Kunzen freundschaftlich gelobt zur Stürzung Apel Vitzthums alle seine Bekannte in Thüringen aufzubieten und zur Vereinigung der Fürsten möglichst mit zu wirken.

Am Morgen des folgenden Tages brachen die Ritter auf, um an den Versammlungsort Wangenheim zu eilen. Dort fanden sie schon die Meisten mit ihren bewaffneten Mägen. Doch verstrich der Vormittag, ehe es zum Aufbruch kam. Man hatte bis zur Gegend des Markbergs an sechs Stunden; deshalb stand die Sonne schon im Westen, als sie dort anlangten. Es waren an dreißig bewaffnete und berittene Leute. In dem vor dem Berge gelegenen Dörfchen Seebach erfuhren die Ritter, daß es unmöglich sei den Berg mit Pferden zu besteigen. Solches hatte schon Wilhelm von Mosen gesagt. Man entschloß sich demnach zu Fuße die weitere Wanderung anzutreten. Kein Landmann wollte sich zum Führer hergeben, soviel auch die Ritter für solchen Dienst boten; die Leute scheuten sich sogar aus Furcht vor der übernatürlichen Macht der Tatern, ihnen die Gegend der Höhle anzuzeigen. Im Vertrauen auf ihren Muth und ihre Anzahl machten sie sich demnach auf, um selbst den Schlupfwinkel aufzusuchen, und um diesen sicher aufzufinden, vertheilten sie sich in einzelne Gruppen; das Schießen mit den langen Büchsen, die sie bei sich führten, sollte für die Andern das Zeichen sein, schnell nach dem Orte zu kommen, von wo aus die Schüsse

gehört würden. Unterdessen hatte sich der Himmel verfinstert und ein schweres Gewitter war im Anzug. Das hohe ehrwürdige Haupt des Inselberges war in schwarze Wetterwolken gehüllt; schon hallte der Donner dumpf in den Bergen wider. Die Landleute, welche an den Anhöhen verweilten und vom Vorhaben der Ritter Nachricht erhielten, flohen erschreckt nach Hause zu. Einige riethen sogar den Rittern dringend ab, indem sie versicherten, daß die alte Hexe gewiß dieses Wetter zu ihrem Verderben herbeigezaubert habe. Doch durch nichts ließen sich diese abhalten. Der Fuß des steilen Berges war erreicht, eine ängstliche Stille herrschte in dem dichten Gehölz. Nur hie und da flog eine scheue Waldtaube oder eine Eule auf. Kunz von Kauffung und Wilhelm von Mosen erstiegen mit ihrer Abtheilung von der westlichen Seite die Höhe. Langsam schritten sie vorwärts, von den Leuten gefolgt. Der Himmel war immer finsterer geworden und in dem dichten Gehölze, das sein welkes Laub erst abzuwerfen anfing, war es fast Nacht. Nur einzelne Blitze zeigten ihnen einen Durchgang durch die verwachsenen Hecken. Der Donner prallte immer heftiger an die Höhen, ein langer allmälig verzitternder Widerhall folgte ihm nach. Schweigend stiegen die

Rittes immer höher. Plötzlich zuckte ein gräßlich flammender Blitz, der ganze Wald stand im Feuer, ein fürchterlicher Donnerschlag folgte augenblicklich. Geblendet und betäubt stürzten sie zu Boden. Als sie wieder zu sich selbst kamen, war dicht neben ihnen eine mächtige Rieseneiche zersplittert, und vor ihnen stand ein kleiner ältlicher Mann mit widrig verzogenem schwarzbraunen Gesichte, in welchem die Muskeln wunderbar fibrirten. Kunz erkannte in ihm sogleich seinen Führer.

„Was sucht ihr? Was wollt ihr hier?" fragte er mit einer schneidenden Stimme.

„Euch verderben, ihr Diebsgesindel!" brüllte Jobst von Stotternheim, ein Vogt der Edeln von Wangenheim und der Unerschrockenste in der ganzen Schaar.

„Wir haben Niemandem etwas gestohlen," erwiderte der alte Tater, „auch Niemanden beleidigt im ganzen Lande; du weißt am besten wer gestohlen und auf wessen Geheiß. Drum ziehet nur ruhig wieder ab und laßt unschuldige Leute in Frieden."

„Wie? Was? alter Schurke!" schrie Jobst außer sich und drückte seine Büchse auf ihn ab. Laut dröhnend hallte der Schuß in dem Holze wider. Hohnlachend warf der Tater Jobsten die Ku-

gel wieder zu, die er in der Hand hielt, und ſagte grinzend: „Du elender Dieb, der du ſelbſt das Vieh geſtohlen; nicht einmal deiner Kugel will ich dich berauben.“ Dann wandte er ſich zu Kunzen und ſagte: „Und ihr kommt auch uns zu ermorden?“ Ein neuer Blitz, ein neuer noch gewaltigerer Donnerſchlag unterbrach ſeine Rede. Wiederum waren Aller Augen geblendet, und als ſie wieder ſehen konnten, war der Alte verſchwunden.

Von unten herauf und von der öſtlichen Seite her eilten jetzt die andern Ritter, von dem Schuſſe herbeigerufen. Manchem graute vor dem weiteren Aufwärtsdringen, doch wollte es Keiner dem Andern geſtehen. Sie ermuthigten ſich demnach und ſtiegen in Haufen wieder bergauf. Aber ſchneller ſchlängelten die Blitze um ſie her, unaufhörlich heulte der entſetzliche Donner, ein heftiger Gewitterregen ergoß ſich ſtromweiſe auf ſie, machte das Erdreich des Berges glitſchrig und erſchwerte das Hinaufklimmen. Mitten in dieſem gräulichen Wetter ſauſte ein Hagel von Felsblöcken ihnen entgegen, Büchſen knallten und ein ſinnverwirrendes Geheul ertönte von oben herab. Sogleich ſtürzten Mehrere von den Steinen erraſft oder den Kugeln getroffen und rollten bergab, Andere glitten erſchreckt aus,

ſtürzten nach und zerſchlugen ſich die Glieder an den Bäumen. Unter den Erſteren ſah Kunz auch Wilhelm von Moſen an ſeiner Seite fallen. Ehe ſich die Übrigen noch beſinnen konnten, geſchah ein zweiter Angriff auf ſie; abermals rollten ungeheure Steine mit ſchrecklichem Geprasſel auf ſie herab, abermals knallten die Gewehre, abermals ſtürzten die Meiſten. Nur Wenige vermochten ſich auf den Beinen zu erhalten, die, ſo gut es anging, eilig die Flucht ergriffen. Doch gelangte nicht Einer hinab, ohne heftig geſtürzt und ſich im Fallen mehr oder minder bedeutend verletzt zu haben. Dazu heulte der Sturm wie ſchadenfroh ſein ohrzerreiſſendes Lied und die Blitze beleuchteten die verwirrte zerſtörte Scene. Auch Kunz war von einem Steine getroffen beſinnungslos zu Boden geſtürzt und eine Strecke gefallen. Als er aus ſeiner Betäubung erwachte, fühlte er ſich an Arm und Schulter verwundet; auch das Geſicht war im Fallen beſchädigt worden. Vom Regen, der noch immer heftig ſtrömte, war er ganz durchnäßt. Der Abend hatte ſchon die Gegend umflort und der Donner rollte nur noch fern. Todtenſtille herrſchte übrigens ringsumher. Mühſam raffte er ſich auf und froh noch ganze Glieder zu haben, ſchlich er leiſe und langſam wie-

der nach Weſten, um dort am ſanften Abfall des Berges einen beſſern Weg in das Thal zu finden. Ohne weiteren Anſtoß langte er mit der Nacht im Dorfe an und fand in dem Hauſe eines Hinterſiedlers, wo man die Pferde gelaſſen hatte, ohngefähr die Hälfte der Geſellſchaft trübe und verſtimmt und mit dem Verbinden ihrer Wunden beſchäftigt, beiſammen. Moſen war nicht unter ihnen. Alle waren ſehr unſchlüſſig, was ſie beginnen ſollten. In der finſteren Nacht, bei den unaufhörlichen Regengüſſen, an dem ſteilen Berge, auf unſicherem Wege, im dichten Gehölze ihre Gefährten zu ſuchen, war nicht möglich. Das Häuflein war zu gering, die Meiſten waren des freien Gebrauchs ihrer Glieder beraubt und überdieß mußte man einen neuen Angriff der fürchterlichen Leute beſorgen. Es war nichts zu thun, als Jene ihrem Schickſal zu überlaſſen. Kunz allein wollte wieder aufbrechen, um ſeinen Freund aufzuſuchen, aber er hätte den neugierig ſie umſtehenden Thalbewohnern die Schätze des Erdbodens bieten können, es hätte ihn keiner in dieſer Nacht und nach dieſem Vorfall mit einer Leuchte begleitet. Da wollte er allein hinauf. Aber des Weges unkundig und von den Andern zurückgehalten mußte er endlich bleiben, zumal da die eigenen Schmerzen

und die Verblutung ſeiner Wunden Pflege und Verband erforderten. Eine unfreundliche für Alle ſchlafloſe Nacht folgete dem mißlungenen Angriff auf die Ägyptier. Die meiſten Ritter glühten vor Zorn und Rache gegen ſie, machten ihrer Wuth durch Schimpfen und Schelten Luft, und ſchwuren bei allen Heiligen, Alles aufzubieten um dieſe Natterbrut zu vertilgen. Als der Morgen anbrach, war Kunz ſchon auf den Beinen, feſt entſchloſſen ſeinen Freund aufzuſuchen, wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Die Andern folgten, obgleich bei weitem nicht mit der Entſchloſſenheit, welche ihre früheren Großſprechereien vorausſetzen ließen. Nur Wenige waren zu einem neuen Kampfe wirklich geſchickt. Schon unterwegs begegneten ihnen mehrere der Vermißten, welche in der Finſterniß der Nacht nicht den gefährlichen Weg zurück hatten antreten mögen. Im Walde ſelbſt wurden wieder Einige gefunden, und nachdem ihre Wunden verbunden waren, ſchloſſen ſie ſich der Hauptgeſellſchaft an. So fanden ſie ſich allmälig zuſammen; nur Einige fehlten noch, und unter dieſen war Moſen. Vergebens durchirrten ſie die ſteile Höhe, vergebens ließen ſie ſeinen Namen laut erſchallen, nur das Echo der Berge gab ihnen denſelben zurück. Auf der Kampfſtätte

fanden ſie Jobſt von Stotternheim, der den Angriff gemacht hatte, todt von Schüſſen getroffen und mit Steinen bedeckt. Außer ihm war keiner auf dem Kampfplatze zu finden. Auch von den Tatern ließ ſich Niemand blicken. Dadurch muthiger gemacht ſtiegen ſie höher, und da Kunz die Richtung wußte, in welcher er die Höhle wahrſcheinlich finden konnte, ſo lenkte er ſeine Schritte eilig dahin. Nach langem Suchen entdeckte er den Zugang nach ihr. Auf der Stelle, wo er geſchlafen, lagen drei, die am ſchwerſten verwundet waren. Sie erzählten, wie die Tatern, nach der Flucht der Ritter, ſie mit Fackeln aufgeſucht und hierher gebracht, die Weiber ſorgſam ihre Wunden ausgewaſchen, mit einem koſtbaren Balſam beſtrichen und verbunden hätten; auch wäre ihnen Speiſe und Trank gereicht und das weiche Lager bereitet worden. Vorzüglich habe ſich die Schönſte von den Mädchen viel mit Wilhelm von Moſen zu ſchaffen gemacht, welcher ſtark am Kopf verwundet und beſinnungslos geweſen ſei. Nach Mitternacht hätten ſich ſämmtliche Tatern zur Abreiſe angeſchickt. Einen Vorrath von Speiſe und Waſſer, der noch neben ihnen lag, hätten ſie zurück gelaſſen, dann hätte Jeder ſein Bündel auf den Rücken genommen; Viere aber auf einer aus

Baumzweigen geflochtenen Tragbahre den Ritter Moſen auf den Schultern getragen, und mit brennenden Fackeln verſehen, wären ſie hergauf gezogen.

Alle waren nun wieder beiſammen bis auf Wilhelm, den Kunz am meiſten ſuchte. Aber jede Nachforſchung wäre vergebens geweſen; denn Niemand konnte die Richtung ihres Weges in's Gebirge ahnen, den ſie gewiß auf unbetretenen Pfaden gemacht, noch waren vielweniger die neuen Schlupfwinkel ausfindig zu machen, in die ſie ſich zurückgezogen hatten. Kunz vertraute auf Eſtrellas Liebe zu ſeinem Freunde und hoffte, ſie werde zu ſeiner Heilung und Pflege gewiß das Möglichſte thun. Mit dem Gebliebenen beladen traten ſie den Rückweg an. Im Dorfe wurde er begraben; dann zerſtreuten ſich Alle. Kunz ritt nach Thamsbrück zurück, um dort ruhig den Ausgang dieſer traurigen Begebenheit und die eingeladenen Ritter zu erwarten. —

Als Wilhelm von Moſen aus ſeiner langen Ohnmacht erwachte, warf er verwundert ſeine Blicke umher. Über ihm und nach allen Seiten ſah er nichts als das blaue Himmelsgewölbe, weit hin ausgedehnt. Er lag auf einer Tragbahre auf weichem Moos und mit warmen Decken umhüllt. Als er

ſich in die Höhe richtete, erblickte er zu ſeinen Füſſen ein weibliches Weſen knieend, die auf ſein Geräuſch den Kopf erhob. Eſtrellas ſchöne Augen leuchteten ihm entgegen, aber ſie waren von Thränen feucht. Um ihren Mund ſpielten die Züge tiefer Wehmuth und eines innern Schmerzes; ihre Wangen waren bleich; ihr Anzug verſtört. Mit den Händen hielt ſie ſeine Füße umſpannt und die volle warme Bruſt hatte ſie auf ihn gepreßt, um ihn vor Erkältung zu ſchützen, denn der Morgen war friſch und die Herſtluft ſtrich kalt über die Höhe. Als ſie bemerkte, daß er erwacht ſei, winkte ſie ihm, ſich ruhig zu verhalten; dann legte ſie den Zeigefinger ihrer kleinen Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er ſchweigen ſolle. Erſt jetzt bemerkte Wilhelm, daß ſein Kopf verbunden war; er entſann ſich des Augenblickes, wie er an denſelben getroffen geſtürzt ſei. Was weiter mit ihm vorgefallen und wo er ſich jetzt befinde, war ihm unerklärlich. Die Schwäche überkam ihn und er ſank mit dem Kopf wieder auf die weichen Decken zurück; Eſtrella ſprang zu einem daneben brennenden Feuer, goß aus dem daran ſtehenden Gefäß ein Getränk in einen Becher und führte ſolches mit der rechten Hand zu ſeinem Munde, indem ſie mit der Linken leiſe unter ſeinen

Kopf griff und ihn behutsam in die Höhe hob. Wilhelm trank; wie ein warmes süßes Lebensöl ergoß sich die Flüssigkeit in seine Adern, so daß er sich plötzlich gestärkt fühlte. Dabei glänzten Estrellas Augen, mit Thränen gefüllt, so wehmüthig und doch freudighell, ihre Mienen drückten die ängstlichste Sorgfalt um ihn und die himmlischste Güte aus, daß Wilhelm das Herz in Wonne aufging. Der Hauch des Morgens spielte mit ihren schwarzen Locken und küßte ihr den Mund noch purpurner; bang und freudig zugleich, daß sie den geliebten Jüngling vom Todesschlaf erwacht und doch noch nicht außer Gefahr sah, wogte der volle entblößte Busen. Ihr würziger warmer Athem überfächelte des Ritters Gesicht; gierig trank er ihn aus ihrem Munde. In diesen Zügen war kein Falsch, lauerte keine Tücke, brannte keine begehrliche Lüsternheit; dies Naturkind konnte nicht lasterhaft sein. Verschwunden war in Wilhelms Seele plötzlich der trügliche Wahn vor den süßen unschuldigen Blicken des holden Kindes, wie der Nebel schnell vor den Strahlen der reinen Sonne flieht; er schämte sich vor ihr, vor sich selbst, daß er sie im Herzen solch böser That beschuldigt, und gerührt über ihre Sorgfalt ergriff er ihre kleine

weiche Hand und zog sie an seine Lippen. Willig überließ sie ihm dieselbe und lächelte liebeentzückt, indem noch mehr Thränen ihren Augen entstürzten.

„Wo sind wir?“ fragte er sie leise, und mit holder weicher süßtönender Stimme antwortete sie: „Auf des Gebirges höchster Höhe, dem Inselsberge; hier sind wir sicher vor unsern grausamen Verfolgern.“

Der liebevolle Ton ihrer Stimme rührte Wilhelm fast zu Thränen; denn er war ja auch einer von jenen Grausamen, und ihre Hand noch einmal küssend, blickte er sie bittend an und stammelte: „Verzeih mir!“

„Dir ist schon verziehen,“ weinte das Mädchen, „du Lieber, wurdest ja verführt, hintergangen und überredet. Wir haben keinen Groll gegen dich, am wenigsten ich. Estrella hat wohl viel geweint, daß du ihrer vergessen, aber böse war sie dir nicht.“ Ein Strom von Thränen hemmte ihre Stimme; Wilhelms Herz mochte vor Reue und Wehmuth zerfließen. Thränen näßten auch seine Augen. Da kam die Kraft der heiligen Liebe über ihn; rasch erhob er sich, schlang kühn seine Arme um ihren reizenden Leib, und Brust an Brust gepreßt suchte sein Mund den ihrigen, und sie fanden

ſich und in langem innigen Kuße zitterten ihre Geiſter zuſammen. Eben tauchte die Sonne, ein großer feuriger Ball, aus dem Glutmeere im Oſten herauf, der Horizont flammte weithin in Carmoſin und Purpur, und vergoldete durch zarten Widerſchein die Thränen des Schmerzes und der Freude in den Augen des ſich umſchlungen haltenden Paares und die ihnen gleichenden tauſend Perlen des Thaues auf den Halmen der Gräſer und der Blumen. Lichtgelbe Wölkchen tanzten oben durch das reine Blau der weiten Wölbung; höher rollte die Feuerkugel herauf und ſchoß ihren erſten Strahl nach dem ragenden Gipfel auf die im Übermaß des Entzückens ſchwelgenden Kinder der Liebe. Himmel und Erde erglühten im heiligen Glanze, der ſich im Antlitz der Glücklichen abſpiegelte, die Nebel ſchwanden in den Thälern und weit, weithin thaten ſich lachende Fluren, Berge und Thäler, Wälder und Wieſen, freundliche Dörfer und Städte den trunkenen Blicken auf; die ganze Natur ſchien in heiliger ſtiller Weihe dieſe Augenblicke zu feiern.

„Holdes Mädchen! Ja dich lieb ich allein innig und wahrhaft!“ rief der junge Ritter endlich und vergrub ſein Geſicht in der Fülle ihres wallenden Buſens; ſchweigend aber richtete ſie ihr volles

glänzendes Auge hinauf in die heitere Bläue und umspielt von dem vollen Lichte der Morgensonne glich sie einer Verklärten. Verschwunden waren vor Wilhelms Geiste die Schranken seines Standes und aller Menschensatzungen; er war nicht mehr der Ritter aus uraltem Geschlecht, nicht der Besitzer reicher Güter, nicht der Gefährte kühner stolzer Kriegshelden: ein Sohn der Natur war er geworden, ein freier glücklicher Mensch ohne Namen, ohne Geburt und in Allem gleich der reizenden braunen geliebten Estrella. Das Mädchen aber drückte sein Haupt wieder auf das Lager zurück, überströmte ihn mit einer Fluth der zärtlichsten feurigsten Küsse, sprang dann munter auf die Füße wie ein flüchtiges Reh, hüpfte und tanzte um das Lager herum, lachte und sang, Alles in einem fort. Dann stürzte sie wieder zum Becher und tränkte ihren Geliebten mit dem stärkenden Gebräu. Küsse, Blicke, Händedrücke und Umarmungen wechselten mit einander ab. Wilhelm fühlte sich von Minute zu Minute wohler. Die Liebe goß ihm mit dem heilenden Safte Stärke in die Adern, die Liebe bettete ihn warm und weich, die Liebe pflegte ihn zart und sorgfältig, wie hätte er nicht in wenigen Stunden genesen sollen? Der Tag wurde nach dem Sturme

der Nacht milde und freundlich, ſeine linden Läfte erquickten Wilhelms Bruſt und erfriſchten ſein äußeres Leben, wie ſein inneres durch Eſtrellas Zärtlichkeit geſtärkt wurde. Nach einigen Stunden fühlte er ſich ſo erkräftigt, daß er anhaltend mit dem ſüßen Mädchen koſen konnte.

„Wie ſehr mag es dich gekränkt haben, holdes Weſen,“ redete er zu ihr, „daß ich wortbrüchig nicht deiner Einladung folgte! aber ſei verſichert, daß ich dich nicht vergeſſen habe.“

„Es that mir zwar weh,“ erwiederte ſie mit unvergleichlicher Anmuth, „daß dir Eſtrella gar nichts war und du mich belogen haben ſollteſt; aber das konnte ich ertragen; denn ich kann dich ja doch nicht beſitzen. Mehr und über Alles ſchmerzte es mich, daß die ſtolze Ritterstochter, die du liebteſt, dich und die ganze Umgegend ſo entſetzlich betrog und nur, um mich aus deinem Herzen und uns aus unſerem Aufenthalt zu verdrängen.“

„Wie ſo?“ fragte Wilhelm erſtaunt.

„Ei, deine Geliebte war es ja eben, die durch den ſchändlichen Vogt, der aber geſtern Abend ſeinen Lohn empfangen, die kleinen Diebereien in der Gegend veranſtalten und überall das Gerücht ausſprengen ließ, unſere Leute ſeien die Diebe. Sie

vergrößerte den Verluſt und gab den Landleuten Geld, damit ſie ſagen ſollten, auch ihnen ſei geſtohlen; ſie feuerte die Ritter und auch dich zu unſerer Verfolgung an, ſie bot Alles auf um mich fangen und ihrer Rache opfern zu laſſen. Der Gedanke, daß du mir gewogen ſeiſt, brachte ſie zur wüthendſten Eiferſucht, und ich wollte dich ihr ja nicht rauben. Eſtrella kann ja doch nicht des teutſchen Ritters Weib werden, ſie muß wieder fort ziehen in weite Länder, wenn man ſie nicht mehr duldet.“ Das Mädchen, die kurz vorher getanzt und fröhlich geſungen hatte, ſchluchzte jetzt wieder laut und der Schmerz verbot ihr weiter zu ſprechen.

Wilhelm ſchauderte vor Berthas Beginnen; die Wahrheit von Eſtrellas Ausſage trat ihm klar vor die Seele. Aber mit ihren letzten Worten ſtiegen auch die Rieſenſchranken wieder vor ſeinen innern Augen auf, die ihn von der reizenden Geliebten trennten, denn noch lebte ſeine ahnenſtolze Mutter, die nimmermehr eine Verbindung mit Eſtrellen zugegeben haben würde; auch würde ihn ſein Landesfürſt und die ganze Ritterſchaft daran verhindert oder von ihrer Gemeinſchaft ausgeſtoßen haben. Eſtrella war nicht einmal eine Chriſtinn, und wenn ſich auch dieſes Hinderniß hätte beſeitigen laſſen, ſo

nahm der anderen noch unzählige und faſt unüberwindbar. Doch warf er die bange Unruhe, die deshalb ſein Herz beklemmte, hinter ſich und vertraute der Zeit, die Alles möglich machen kann. Er theilte Eſtrellen, um ſie wieder zu erheitern, ſeine Anſichten über dieſen Punkt mit, und ob er ſelbſt noch keinen Ausweg entdecken konnte in der Finſterniß der Zukunft, ſo ſprach er doch mit ſolch tröſtender Gewißheit, daß das Mädchen nach wenigen Minuten wieder ausgelaſſen luſtig wurde, mit ihm ſchäkkerte, ihn neckte und frohe Lieder ſang.

Unterdeſſen kam auch der alte geheimnißvolle Mann herzu, der die ſtreitluſtigen Ritter unter Blitz und Donner geſtern angeredet hatte. Jubelnd ſprang ihm Eſtrella entgegen und rief ihm in fremder Sprache Etwas freudig zu. Er trat mit finſterer Stirne zu Wilhelms Lager, nahm dieſem den Verband vom Kopfe, unterſuchte die Wunde, überſtrich ſie mit kühlendem Balſam und verband ſie wieder. Dann ſagte er: „In vier Tagen könnt ihr heimkehren.“ Als er ſich wieder entfernt hatte, fragte Wilhelm nach den übrigen Tatern.

„Sie ſind von dannen gezogen,“ ſagte ſie, und wieder wehmüthig ſetzte ſie hinzu: „ſobald du wieder ſo weit hergeſtellt ſein wirſt, daß du nach Hauſe

ziehen kannſt, wandere auch ich mit dem alten Neko ihnen nach in das Gebirge, welches Sachſenland von Böhmen ſcheidet.“

„Und kehrſt du nicht wieder nach Thüringen und zu mir zurück?“

„Wenn der Winter kommt, ziehen wir hinauf in die böhmiſchen Wälder in die Hütten der Bergbewohner, mit dem Frühling aber ſtreifen wir wieder durch das Land; dort treiben unſre Männer ihre Gewerbe und Künſte, wir Weiber aber wohnen in den Wäldern und den Höhlen der Berge, wie hier. Nur zuweilen werden einzelne Ägyptier nach Thüringen kommen in die Höhle, die wir vorige Nacht verlaſſen haben; denn aus dem Sande, der ſich darinnen findet ſcheiden ſie reines Gold, ſo wie ſie in den Bergen, welche wir jezt beſuchen, Silber aufſuchen. Durch die Kunſt der Scheidung der Metalle haben wir uns manche Schätze erworben und brauchen nicht das Vieh des Landmanns zu rauben, wie uns deine böſe Geliebte beſchuldigt.“

„Wann aber ſoll ich dich wiederſehen und meine Sehnſucht nach dir ſtillen, liebe Eſtrella?“

„Wenn einige Wochen verfloſſen ſind, und die Sehnſucht treibt dich nach deiner Eſtrella, die dir ewig wird ergeben ſein, dann verfolge den Strom

der Mulde aufwärts, wo sie dich von der Stadt Zwickau hinauf leite nach dem hohen Schlosse Stein; dort trittst du in ein schönes enges Thal, von waldbewachsenen Bergen zu beiden Seiten umschlossen. Wandle immer am Strom hinauf, bis er sich zu deiner Linken hart an den Berg andrängt und von der andern Seite einen großen Bogen schlägt. Dort wölbt sich eine steinerne Brücke über ihn und über dieselbe führt die fränkische Straße von Nürnberg nach Dresden. Hoch über dem tiefen Flußbette erblickst du zwei Felsen, ihnen gegenüber liegt eine verfallene Raubfeste, die Eisenburg genannt. Unter dem obersten der waldbegrenzten Felsen rufe dreimal laut das Wort: Chaire! und ich werde erscheinen, dich in unsere Höhle zu führen, welche in dieser Steinklippe ist."

„Aber werden deine Gefährten auch meine Besuche dulden?" fragte der Ritter. „Wirst du meinetwegen nicht Anfechtungen von ihnen zu ertragen haben?"

„Sie sind mir alle unterthan; denn ich bin ihre Königinn. Nur Chiska brauche ich zu gehorchen, und auch das ist nicht Gesetz. Aber sie hat mich erzogen und gepflegt, als der König mein Vater im Gefechte fiel und meine Mutter ihm vor Gram folgte.

Chiska hat auch Macht über uns Alle durch ihre tiefe geheime Naturwiſſenſchaft. Sie verſteht die Bahn der Geſtirne und lieſt in ihnen der Menſchen Schickſal; ſie kennt die Kräfte der Erde und aller Elemente und weiß ſich dieſelben unterthan zu machen, auch hat ſie die Gabe der Weihſagung aus den Zügen des Menſchen."

„Alſo iſt ſie doch eine Zauberinn!" ſagte Wilhelm ſcheu. „Biſt du vielleicht auch in dieſer furchtbaren Wiſſenſchaft ihr Zögling?" Ein geheimes Grauen überlief ihn bei dieſem Gedanken und er konnte ſich eines Schauders nicht erwehren.

„Ich kenne nur die Geheimniſſe der Chiromantie, ſo wie Jede meines Volks. Mit dem düſtern Erdgeiſt, Chiskas Verbündeten, mag ich nichts zu ſchaffen haben; denn wer ſich ihm befreunden will, muß alle ſchönen Freuden, alle heitern Genüſſe des Lebens abſchwören; ich aber will mich noch viel und herzlich freuen auf der ſchönen Welt."

Die letzteren Worte ſprach ſie in einem ſo kindlich frommen Tone, daß Wilhelm wieder beruhigt wurde.

„Holde Königinn!" ſprach er, ſie wieder zärtlich an ſich ziehend; „auch Königinn meines Herzens, ich muß ſtolz auf deinen Beſitz ſein in aller Hinſicht.

Sie enthülle mir denn durch deine Kunst mein künftiges Geſchick!" und damit reichte er ihr ſeine Hand. Mit klugen Augen ſchaute ſie hinein und ſagte dann: „Jahre verſchwinden noch eh' deine ſchönſten Wünſche die Erfüllung krönt; dann aber wirſt du glücklich ſein im Arm der Liebe."

„In deinen Armen!" rief der Ritter entzückt und küßte ihren Purpurmund.

„Bald wird ein wilder verderblicher Krieg ausbrechen, in welchen du verwickelt wirſt. Dann wird ein kühner Mann dich zu einem kühnen Wageſtück bereden, aber es wird mißlingen. Du kommſt glücklich davon, ja es führt dich zu deinem langerſehnten Ziele, aber fern von deinem Vaterlande. Doch wirſt du einſt noch in daſſelbe zurückkehren. Langes und frohes Leben nach ſolchen Stürmen ſind dir beſtimmt."

„Du wirſt es mit mir theilen! Steht das nicht in der Hand?"

„So deutlich ſprechen keine Züge!" ſagte das Mädchen ernſt und feierlich, ließ die Hand ſinken und ſtarrte, wie eine Seherinn lange ſchweigend in die Weite hinaus.

Am Mittage bereitete ſie ein einfaches, kräftiges Mahl; während ſie damit beſchäftigt war, wei-

dete der Ritter ſeine Augen an ihrer Geſtalt. Wie ein Kind der Wolken wandelte ſie auf der luftigen Höhe, vom blauen Äther umfloſſen, Gewand und Locken flatterten in der bewegten Luft. Dann ſchweigten ſeine Augen wieder in der ſchönen ihn umliegenden Ferne, die als köſtliche Landſchaft wie ein Buch vor ihm aufgeſchlagen lag.

„Ja du biſt eine wahrhafte Königinn!“ rief er entzückt aus. „Hoch wandelſt du auf dem Könige dieſer Berge, über allen Erdenkindern erhaben, die da unten in den Thälern wohnen, du aber ſtehſt in deiner Schönheit wie ihre Beherrſcherinn da!“

Als das Mahl fertig, verzehrten ſie es gemeinſchaftlich unter Täntzeln und Küſſen. Er aß aus ihrer Hand und lohnte ihr mit den Gaben der Liebe. Auch dem alten Neko brachte ſie ſein Theil, und als Wilhelm ſie nach ſeinem Schaffen befragte, daß ihn nöthige, ſich von ihnen entfernt zu halten, erfuhr er, daß der Alte eine Hütte von Laub und Raſen auf ihren Befehl baue, worinn ſie zuſammen die Nächte, vor Thau, Regen und Kälte geſchützt zubringen könnten. So ſorgſam war ſie auf die Bequemlichkeit ihres geliebten Ritters bedacht. Der Tag verſtrich ihnen unter heiteren Scherzen, die harmloſen Spiele der Liebe verkürzten ihnen die Zeit,

daß der Abend ſchon lange in die Thäler geſunken war, ehe ſie es bemerkten. Da begrüßte ſie die Sonne noch einmal mit ihrem Scheideblick und vergoldete mit ihren letzten glühenden Strahlen Eſtrellas heiteres Antlitz. Wie eine leuchtende verklärte Himmelsgeſtalt ſtand ſie vor dem ſeligen Ritter. Der Widerſchein des Abendroths zitterte in ihren Locken und die Weſtwinde buhlten mit ihnen; dann warf die Dämmerung ihren zarten Schleier über ſie. Die Flammen des Himmels verglühten und die im Oſten ſchon thronende Nacht breitete nun ſchnell ihre Herrſchaft über das ganze Gebiet des Himmelsgewölbes aus, warf dem ſcheidenden Tagesgott noch einige Küſſe im Weſten nach und befahl dann ihren lieben Kindern, den freundlichen Sternen, ihre hellen Äuglein aufzuthun und wachend über der ſchlummernden Erde mit zärtlichen Blicken auf ſie herabzuſchaun. Der alte Neko erſchien und leitete mit Eſtrellen den Ritter langſam nach dem ſüdlichen Abhang des Berges zu, wo ſie die bequeme Hütte fanden. Dort genoſſen ſie das von Eſtrellen bereitete Abendbrot und Wilhelm entſchlummerte dann ſelig auf dem duftigen Blumenlager an der Seite des geliebten Mädchens.

Der neue Morgen weckte ihn zu neuen Genüſſen; der heitere Tag verſtrich unter den ſüßen Beſchäftigungen der Liebe, die die Glücklichen immer erfindungsreicher in Scherzen und loſen Neckereien machte. Die folgenden Tage waren dieſem gleich; nur mit dem Unterſchiede, daß Wilhelm wohl und geſund mit Eſtrellen auf der Krone des majeſtätiſchen Berges ſich herumjagte. Durch die Behandlung Nekos und die Kraft des Kräuterbalſams ging die Heilung ſeiner Wunde wunderbar ſchnell von ſtatten. Da der Alte bald Lebensmittel aus den ſüdlich vom Berge gelegenen Döfern, bald Waſſer und Holz herbeitrug, dann heilſame Kräuter zu leſen ging, ſo waren die Liebenden meiſtens allein und konnten ſich ungeſtört und unbelauſcht den Eingebungen ihrer vereinten Herzen und den ſüßeſten Genüſſen einer wonnetrunkenen Leidenſchaft überlaſſen; und nur der Gedanke an das nahe Scheiden goß Tropfen Wehrmuth in den Becher der Luſt. Die Natur ſchien huldreich das Freudenfeſt ihrer Vereinigung zu begünſtigen; denn ſie gab ſchönen Sonnenſchein, heitre Morgen und Abende und warme Tage.

Als der Morgen des fünften Tages den wonnetrunkenen Jüngling den weichen Armen ſeiner glücklichen Braut enthoben hatte und ſie Hand in Hand

aus der Hütte traten, die Herrlichkeiten des erwachten Tages zu begrüßen, stellte sich der finstere Reko vor sie mit ernster Mahnung zum Scheiden. Da trübten sich Beider Blicke.

„Ziehe mit mir hinab nach Thamsbrück!“ rief Wilhelm schmerzlich aus und preßte das weinende Mädchen an sein stürmisch schlagendes Herz.

„Noch ist die Zeit nicht erfüllt,“ sagte sie feierlich. „Ich gab meinen Leuten das Versprechen, heute von dir zu ziehen und ihnen zu folgen. Das muß mir heilig sein. Aber du komme bald nach dem dir bezeichneten Orte; dort verweilen wir noch einige Wochen ehe wir hinübergehen in die böhmischen Wälder. Beglücke mit deiner Gegenwart dein harrendes Mädchen; ich werde die Stunden zählen, ehe du erscheinst. Und nun leb wohl! Vergiß die nicht, der du Alles bist! Und damit du dich jeden Augenblick meiner erinnern mögest, so nimm diesen Ring, den mir einst meine Mutter gab, um ihn dem Auserwählten meines Herzens zu schenken. Bis jetzt habe ich ihn auf meiner Brust getragen.“ Mit diesen Worten zog sie einen an einer Schnur befestigten kostbaren Ring, mit Edelsteinen besetzt, aus ihrem Busen, zerriß die Schnur und steckte dem trauernden Ritter das Kleinod an den Finger. Lange

ſtumme Umarmungen von rauſchenden Küſſen begleitet feſſelten ſie noch lange zuſammen; endlich riß ſich der Jüngling unter Schwüren ſeiner ewigen Liebe und Treue los und verfolgte ſchnell den Pfad bergabwärts, den ihm der Alte angedeutet hatte. Im Thale angelangt lieh er ſich von einem Landmann ein Pferd und eilte damit ſeinem Wohnorte zu. Um die Mittagsſtunde ſtand er ſchon vor dem erſtaunten Kunz.

„Iſt's euer Geiſt oder ſeh ich euch wirklich mit Fleiſch und Blut?" rief dieſer ihn froh umarmend.

„Munter und wohlbehalten, wie noch nie in meinem Leben, ſteh ich vor euch und will herzlich froh ſein, wenn ihr eben ſo gut davon gekommen ſeid."

„Was mich ſelbſt betrifft, ſo iſt der Schaden nicht ſo groß, nur um euretwillen hab ich mir und Alle ſich viel Kummer gemacht. Die ſchöne Bertha hat ſich über euer Verſchwinden faſt zu Tode gegrämt."

„Schweigt mir von dieſer Heuchlerinn! ſie hätte es am wenigſten nöthig gehabt. Ich danke dem Himmel, daß ſie mir ihr förmliches Jawort noch nicht gegeben und ich dadurch nicht an ſie gebunden bin. Nun iſt es aus mit ihr, auf ewig aus. Ich mag ſie nie wieder ſehen."

Kunz konnte ſein Erſtaunen über dieſe Worte nicht mäßigen; deshalb vertraute ihm Wilhelm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, was er erfahren und theilte dem Freunde zugleich ſein Glück mit. Schweigend hörte Kunz der feurigen Rede des begeiſterten jungen Mannes zu und konnte ſich dabei einer ſüßen und ihm doch unangenehmen Erinnerung an eine vor kurzem gepflückte ähnlich duftende Blume nicht erwehren. Als Wilhelm mit ſeiner Erzählung zu Ende war, ſchüttelte er bedenklich das Haupt und begann mancherlei Einwendungen zu machen und Zweifel zu erheben; aber Wilhelm rief: „Ich weiß Alles, was ihr mir zu ſagen habt und habe mir es ſelbſt genug vorgeleiert; deshalb bitt' ich euch freundſchaftlichſt, mich damit zu verſchonen. Soll mir wirklich der ſchöne Traum entriſſen werden, wogegen ich mich jedoch auf alle nur erdenkliche Art zu wehren geſonnen bin, ſo will ich ihn doch ſo lange träumen und dabei glücklich ſein, ſo lange es immer hin nur möglich iſt. Fort alſo mit allen Vorſtellungen des kalten Verſtandes und ſeiner nüchternen Überlegung! Ich bin berauſcht und taumelnd und mag kein Wort hören, was mich wieder nüchtern macht."

„Nun vergeßt mir über eure Liebeshändel nur die Bedrängniſſe der Zeit nicht, in der wir leben, und was ſie Alles von uns fordert."

„Mein Arm und meine Freundſchaft ſind euch immer geweiht. Laßt mich's nur wiſſen, wenn ihr deſſen bedürftig ſeid!" rief Wilhelm feurig und reichte Kunzen zur Befeſtigung ihrer alten engen Verbindung die Hand mit dem Schwure, ihm ſtets ergeben zu ſein.

Auf Kunzens Ritterhauſe ſtellten ſich allmälig die geladenen Gäſte ein; Wilhelm von Moſen aber hatte nicht Luſt, ſie alle abzuwarten und ihren Berathungen beizuwohnen; ihn trieb's unaufhaltſam nach ſeiner Heimath zurück. Er gab Kunzen das Verſprechen jedem Beſchluſſe unbedingt beitreten und ſich jeder Verfügung unterwerfen zu wollen und eilte dann, ohne ſich in der Umgegend bei Jemandem zu verabſchieden, ſchon nach einigen Tagen fort.

Kauffungs Geiſt wandte ſich nun zu dem kühnen Bau, den er leiſe und von denen gerade unbemerkt, die ihm daran helfen ſollten, aufzuführen gedachte. Von Annen, ſeinem Weibe, erhielt er inzwiſchen Nachricht, daß die Unterredung mit ihrem Bruder ſchon bedeutenden Erfolg gebracht habe; denn Hildebrands Schwiegervater, der Ritter von

Meckau zu Rohren habe ſich bereits durch ſein Zureden zu ihrer Partei geſchlagen und Beide bemühten ſich, ihr in der Umgegend Altenburgs immer mehr Anhang zu verſchaffen.

In Thamsbrück aber waren angelangt Wilhelm von Schönfels mit mehreren andern fränkiſchen Rittern, Graf Ernſt von Gleichen, der Hofmeiſter, ſonſtiger Miniſter des Herzogs Wilhelm und der Vizthume geſchworener und erbittertſter Feind. Ihm hatten ſich Graf Ludwig von Gleichen, Graf Otto von Stolberg, Bruno von Querfurth und Hermann von Harraß angeſchloſſen. Auf Kunzens Einladung erſchienen ferner: zwei Herren von Wangenheim, Chriſtian von Witzleben zum Wendelſteine und noch mehrere andere Grafen und Edle.

Allen dieſen mächtigen Güterbeſitzern war die tolle Unverſchämtheit der herzoglichen Räthe unerträglich und ſie gingen um ſo eher Kunzens Willen ein, ſich zu Jener Sturz durch ein förmliches Bündniß zu vereinigen; auch waren die Meiſten ſchon durch den Grafen Ernſt von Gleichen und des Churfürſten eigene Boten und Briefe darauf vorbereitet; Kauffungs Verlangen konnte daher für ſie nichts Auffallendes haben; er kam ja ihren Wünſchen nur entgegen.

Der geheime kühne Plan des Ritters konnte demnach nicht vortrefflicher eingeleitet sein; während sein Weib und sein Schwager dort die Macht Georgs von Bibenberg und seines Anhanges, der den Churfürsten umlagerte, zu untergraben suchten, rüttelte er hier mit mächtigen Stößen an dem stolzen trotzigen Gebäude der Vitzthumischen Gewalt.

Die versammelten Edeln redeten nun mit einander ab, sich noch mehr und wo möglich durch mächtige geistliche Herren zu verstärken und dann eine große Zusammenkunft in Erfurt auf Fastnacht des folgenden Jahres zu halten. Von da aus wollte man eine Gesandtschaft an den Herzog entlassen und ihm zur Entfernung der Vitzthume nöthigen, oder im Fall er dieses abermals verweigere, den Gehorsam aufsagen und den Krieg ankündigen. Mit dem Frühling aber wollten sie losschlagen und zwar Apels Besitzungen allein angreifen und verwüsten, damit der Herzog recht klar erkennen solle, auf wen es einzig und allein eigentlich gemünzt sei. Kunzen gaben alle Anwesende auf sein Begehren das Versprechen, diese Zusammenkunft ganz geheim zu halten und ihn nie als den Urheber ihres Bundes zu nennen auch seiner, da er doch ein Dienstmann des Churfürsten sei, in keinerlei Weise bei dem Herzog zu gedenken.

Auf alle dieſe Punkte ihrer Verabredung gaben ſie ſich feierlich die Hände und gelobten ſich Treue, Verſchwiegenheit und Beiſtand. Scheinbar trat alſo Kauffung wieder in den Hintergrund zurück, nun hoffte er die Sachen ſo einzuleiten, daß er ſich mit der Zeit dem Herzog nähern könne, um nach Apels Fall nur den letzten Schritt thun zu brauchen.

In der Nacht noch nach der Verabredung verließen Alle, außer Wilhelm von Schönfels, Thamsbrück, um kein Aufſehen zu erregen. Dieſer aber gedachte noch einige Tage bei Kauffung freundſchaftlich zuzubringen; denn ſie waren Jugendgeſpielen und lange herzliche Freunde.

Als ſie nun des Morgens vertraut beim Becher zuſammen ſaßen und ſich über die langverfloſſene Knaben- und Jünglingszeit mit ihren ſchönſten Thorheiten und Freuden beſprachen und manches Bild verklungener Tage wieder in ihnen auftaugte noch einmal Glanz und Farben zu gewinnen, wurden ſie plötzlich durch einen lauten Lärm in den Vorhallen der Gemächer unangenehm geſtört. Ihre Aufmerkſamkeit erregte vorzüglich eine heftig bewegte weibliche Stimme, welche ſich bis zur Höhe der Wuth ſteigerte. Sie traten aus den Thüren. Eine hohe vornehm doch unordentlich gekleidete junge

Ritterdame wüthete mit dem Ausdruck aller Affekten gegen Schweinitz, der sie nicht in das Gemach seines Herrn eindringen lassen wollte. Sobald sie die Ritter erblickte, stieß sie den Knappen mit vieler Kraft zurück, stürzte auf Kunzen zu, warf sich vor ihm zu Boden, umfaßte jammernd seine Knie und rief in einem kläglich fürchterlichen Tone: „Wo ist er? gebt mir ihn wieder! Ihr habt mir ihn geraubt! Um der Jungfrau willen und ihres Sohnes gebt mir ihn zurück, daß ich ihm selbst meine Schuld bekenne!“

Erstaunt über diesen sonderbaren Auftritt, fragte Kunz zuerst wer sie sei und wen sie meine; denn weder er, noch sein Freund kannten sie. Aber nur verwirrt jammernd blieb sie am Boden liegen, ohne auf diese Fragen zu antworten. Ihr goldblondes Haar hing zerzaußt und verwirrt in den schönen Nacken hinab; aus ihren erloschenen unstät umherirrenden Augen sah man, daß sie reizend und nicht ohne Glanz gewesen seien; ihr Gesicht war entsetzlich bleich, doch schön und anziehend; um den kleinen Mund spielte ein Zug des gräßlichsten Schmerzes; Wahnsinn sprach aus allen ihren Zügen.

„Fräulein, wer ihr auch immer sein möget,“ redete sie Kunz verlegen noch einmal an, „ich bitte

euch dringend, euch aus dieſer euer unwürdigen Stellung zu erheben und mir ruhig und gelaſſen euer Anliegen vorzutragen, welches ich zu erfüllen keinen Augenblick anſtehen werde, ſobald es nur einigermaßen in meinen Kräfte ſteht."

„Wirklich wollt ihr das?" rief ſie, ſprang auf, blickte ſcheu umher und ſah ſich dann eben ſo im Zimmer um, in welches hineinzutreten, die Ritter ſie genöthigt hatten. Ihre Blicke verriethen deutlich, daß ſie Jemanden ängſtlich ſuche. „Iſt er wirklich todt?" brach ſie dann vom fürchterlichſten Schmerz überwältigt, wieder jammernd los. „Wehe! ewig Wehe mir! Ich hab ihn gemordet!" Dann fuhr ſie mit dem Kopfe wieder ſchnell auf, als wenn plötzlich ein lichter Gedanke ihre Seele durchzuckte, und: „Nein er iſt entflohn! Er iſt meinen Armen entronnen, die ich verlangend nach ihm ausgebreitet; er hat mich verſtoßen, und iſt fortgezogen mit der ſchönen braunen Tänzerinn fort! fort nach dem aufrauſchenden Meere! ha wie ſie ihn umſchlingt und küßt und das Herzblut ausſaugt, das Herzblut das doch meine war, daß ich ſelbſt trinken wollte!" raſete ſie fort. Kunz aber hatte an dieſen Worten genug gehört, um in der Unglücklichen die unbeſonnene eiferſüchtige Bertha zu-

erkennen. Noch waren Beide mit ihr beſchäftigt, um ſie zu beruhigen, als zwei Knappen ihres Bruders, bei dem ſie wohnte, auf den Hof ſprengten, um ſie wieder nach Hauſe zu bringen. Von ihnen erfuhren die Ritter, daß ſie nach der Nachricht von dem unglücklich abgelaufenen Zuge gegen die Tatern höchſt beſtürzt und unruhig geworden ſei. Dieſe Gemüthsbewegung habe ſich in die gräßlichſte Angſt verwandelt, da ſie den Tod des Vogts vernommen, und als man ihr erſt gemeldet, daß Wilhelm von Moſen nicht zu finden und jedenfalls auch gefallen ſei, habe ſie dem maßloſen Schmerz und der Verzweiflung nicht mehr gebieten können. Laut jammernd ſei ſie Tage lang in ihrem Gemache verſchloſſen geweſen, habe weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen und ſich immer nur den Tod gewünſcht. Endlich wäre ſie ſtill und in ſich gekehrt mit wehmüthigen herzzerreiſſenden Schmerzengeſicht umhergewandelt, habe kein Wort geſprochen und nur ſtumme Thränen ſeien ihr über die Wangen gerollt. Zuweilen ſei ſie wie ohnmächtig zuſammengeſtürzt und jedermann habe vor ihr Leben gebangt. In dieſem bedauernswerthen Zuſtande ſei ihr nun vor einigen Tagen hinterbracht worden, daß der Ritter von Moſen wohlbehalten zurückgekehrt ſei.

Von dieſem Augenblick habe ſich ihr Geſicht erheitert, ſie habe den Überbringer der Nachricht tauſenderlei um ihren Geliebten gefragt, dann wieder etwas Speiſe zu ſich genommen und ſich zierlich geſchmückt. Immer ſchweigend doch mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit habe ſie nun am Fenſter geſeſſen, auf jedes Geräuſch ſich nach dem Thorwege umgeſehen, jedes Pferdegetrab habe ſie aufgeſchreckt. Auch ſei ſie von Stunde zu Stunde hinaus gelaufen auf die Straße und habe ſehnſüchtig in die Ferne geblickt, früh und Abends ſei ſie jedesmal eine ganze Strecke nach Thamsbrück zu gegangen; des Nachts aber habe ſie harrend wieder am Fenſter geſeſſen. In der Frühe dieſes Morgens nun habe ſie von einem Knappen zufälliger Weiſe vernommen, daß ihr Ritter nicht mehr hier verweile, ſogleich habe ſie ſich heimlich in den Stall geſchlichen, ein Pferd beſtiegen und ſei in der haſtigſten Eile von dannen geritten.

Die arme Beklagenswerthe hatte, während der Knappe draußen erzählte, im Zimmer wimmernd auf dem Boden gelegen; man konnte ſie nicht vermögen, ihr Pferd wieder zu beſteigen, ſie begehrte hier zu ſterben. Mit Mühe brachte man ſie endlich in ein eigenes Zimmer; hier verſank ſie wieder in ihre

ſtille Melancholie, nahm höchſt wenig Nahrung und öffnete den Mund ſelten, um ein Wort hören zu laſſen.

Die frohe Laune der Ritter war durch dieſes betrübende Ereigniß geſtört; die Herbſttage wurden ohnedieß unfreundlich und Kunz ſehnte ſich nach Weib und Kindern. Er hatte den Lieben im Stillen ſo Manches abzubitten und bei ihnen gut zu machen, was ihm als geheimer Vorwurf das Herz beſchwerte. Er übergab deshalb das gemüthskranke Mädchen ihrem herbeigekommenen Bruder, ordnete ſeine Geſchäfte auf den Gütern umher und zog mit Schönfels davon.

Hart an der böhmiſchen Grenze, da wo das ſilberreiche Erzgebirge ſich allmälig höher erhebt und rechts von dem Flußbette der Zwickauer Mulde, wenn ſie aus den Bergen herabgeſtrömt iſt, in einem hohen Thale rings von düſterer Tannenwaldung umgeben, lag das uralte Kloſter Grünhain, an dem Städtchen gleiches Namens. Seit Jahrhunderten hat ſich nun die Gegend freundlicher dort geſtaltet, an manchen Bergen und in den Thälern rauſcht jetzt der Wind in der Saat und tragbaren Obſtpflanzungen ſtatt ſonſt im dichten Walde; Wieſen und Gärten grünen, wo der Boden erſt unbenutzt und unfruchtbar ruhete. Der fleißige Gebirgbewohner hat mit der Zeit durch die Noth und ſteigende Bedürfniſſe gezwungen dem kargen Boden mehr abgetrotzt, als man jemals hätte erwarten können. Das Kloſter aber hat die Zeit abgebrochen und nur wenige Gebäude und die hohe graue weitausgedehnte Gartenmauer reden zu dem Wanderer noch von ſeinem ſonſtigen blühenden Daſein. Der unfruchtbare Gebirgsboden hatte früh die Einwohner des Städtchens, welches ſich allmälig an dem Kloſter erhoben hatte, zu Handwerken, vorzüglich zur Bearbeitung

der Metalle geführt. Es gab hier immer viele Schmiede, sonst Waffenschmiede, später Zeug- und Nagelschmiede. In den gräßlichen Überfällen der Hussiten waren Kloster und Stadt gar sehr mitgenommen worden; denn es war der erste Gegenstand im Sachsenlande, an den sich ihre Wuth anstieß und auslassen konnte, wenn sie in wilden Horden von Böhmen aus über das Gebirge stürmten, um die ebenen Gegenden Altenburgs und Leipzigs zu verwüsten. Das Kloster war im Jahr 1429 fast ganz von ihnen zerstört und nur seine reichen Besitzungen gestatteten den baldigen Wiederaufbau desselben. Dazu wurden die Mönche samt ihrem Abte vom Pabste noch mit dem Banne belegt, weil sie, aus Noth und Politik, um das Kloster vom gänzlichen Untergange zu retten, sich oft mit den Hussiten hatten in Berührung setzen müssen. Zur Zeit der Länder-Theilung und des darauf ausbrechenden Bruderkriegs bluteten noch immer jene tiefgeschlagenen Wunden.

In eben jener Zeit lebte dort ein Waffenschmied, Namens Peter Klinger, ein guter ehrlicher aber wunderlicher Mann, der fast immer seine eigene Meinung hatte und darin Niemandem ein Haar-

breit nachgab. In ſeinen früheren Jahren hatte er unter Friedrich dem Streitbaren die harten Kriege gegen die Huſſiten als Schildknappe, dann als ein Reiſiger des Markgrafen mitgefochten und ſich Ruhm und Wunden genug dabei erworben. Nach beendigten Kämpfen hatte er, kein Jüngling mehr, ſich hier im Gebirge niedergelaſſen, mit einigem erſparten und erworbenen Gelde ſein nahrhaftes Gewerbe getrieben, bald die einzige Tochter eines reichen Eiſenhammerbeſitzers heimgeführt und in einer langen Reihe von Jahren zu ſeinem und ſeines Weibes Gut noch ein artiges Vermögen hinzu erworben, ſo daß er im Städtchen als einer der wohlhabendſten Bürger galt. Die einzige Frucht ſeiner Ehe mit Chriſtinen war ein liebes Töchterchen, Magdalena genannt. Sie war zart und von kleinem Wuchs aber deshalb um ſo niedlicher; aus den hellen klaren Augen lachte ſo viel Lebensluſt, Menſchenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit, daß ihr Jedermann gut ſein mußte. Ein feines Häutchen in dem länglichen mit einer ſanften Roſenglut überhauchten Geſicht, ſo wie an den kleinen weißen Händen zeugte eben nicht von der Tochter des Waffenſchmiedes. Magdalenas Tracht war immer ausgewählt, ſie konnte ſich ja vor allen an-

dern Bürgerstöchtern gut und schön kleidete; die Mutter sah es gern, denn sie war auf das liebliche Kind etwas stolz, und der Vater hatte auch nichts dawider. So ging Lenchen nett und geschmückt an den Wochentagen, wie andere Mädchen erst am Sonntag gehen konnten. Daher kehrten sich auch die Augen aller Bursche nach ihr und flogen ihr nach, sie mochte gehen wohin sie wollte. Das schelmische Mädchen wußte das recht gut, aber sie sah es als einen ihrer Schönheit schuldigen Tribut an und sie wäre gewiß bitterböse geworden, wenn es einmal nicht geschehen wäre. Aber dafür daß es stets geschah, nickte sie Jedem ohne Unterschied auch ihren freundlichen Gruß zu und Jeder fühlte sich davon entzückt. Nur vor den Mönchen des Klosters fürchtete sie sich und ging jedem derselben aus dem Wege, wenn sich's irgend thun ließ. Nichts destoweniger blinzelten ihr aus der Kutte gar viele begehrliche Augen zu und aus den gottgeweihten Herzen stieg mancher irdische Wunsch, dessen Ziel und Verlangen das holde Schmiedskind war. Sie aber sah dergleichen nie, denn in ihrem kindlichfrommen Gemüth lebte nicht einmal die leiseste Ahnung von jenen sinnlichen Regungen, welche die Gottesmänner beschlich; auch senkte sie beim Gruße

den ſie einem Kloſterbruder bieten mußte, die ſchüchternen Blicke jedesmal zur Erde und alle Pfeile der beſtrickenden Freundlichkeit von Seiten der geiſtlichen Herren prallten an ihr ab. Magdalena war achtzehn Jahre alt geweſen, und es konnte nicht fehlen, daß ſich mancher Jüngling in das Haus ihres Vaters wagte, dem Anſchein nach um ſeine belehrende und unterhaltende Geſellſchaft zu ſuchen, denn er wußte gar viel und ſchön zu erzählen und über Alles ein verſtändiges Wort zu geben; in der That aber, um bei der hübſchen Magdalena den Freier zu machen. Sie zeichnete jedoch Keinen aus und behandelte Alle mit gleicher Leutſeligkeit; aus den einzelnen Äußerungen ihres Vaters aber ließ ſich ſchließen, daß er mit ſeiner Tochter ziemlich hoch hinaus wolle und einen Schwiegerſohn ſuche, der eben ſo reich wie ſie ſei und alſo nicht nach ihrem Gute freie. Das waren für die Meiſten ſchlechte Hoffnungen, die Ärmeren zogen ſich deshalb zurück und überließen einigen Wohlhabenden das ſchöne Feld. Doch waren auch dieſe nicht beſonders glücklich. Denn als Einer von ihnen beim Alten mit einer förmlichen Freiwerbung um Lenchen anhielt, erklärte er, daß er zwar durchaus nichts gegen ihn habe, aber ſeine Tochter ſei im Grunde noch viel

zu jung und habe zum Heirathen noch gar lange Zeit, er erfreue ſich jetzt erſt recht ihres Heranblühens und da ſie ſein einziges Kind ſei, ſo habe er eben nicht Luſt, ſie ſo bald von ſich zu entlaſſen. Lenchen ſchien übrigens auch gar nicht Willens zu ſein, ſich ſo ſchnell in den Eheſtand zu drängen; ſie dachte: kommt Zeit, kommt Rath, und lebte unbekümmert ihr junges ſchönes Leben fort, das eben von keinen beſondern Wünſchen bewegt wurde.

Südlich von Grünhain erhebt ſich ein Berg, gerade nicht ſeiner Höhe, wohl aber ſeiner Ausdehnung wegen beträchtlich; ſonſt war er über und über mit Wald bewachſen, ſo daß nur ſeine mit Felſenblöcken gezierten Spitzen hervorſahen; er hieß der Grünhainer Berg. Dort ließ der alte Klinger, ſo wie die anderen Schmiede des Städtchens, ſeine Kohlen brennen. Da kam denn alle vierzehn Tage oder drei Wochen, wenn ein Meiler ausgebrannt war, ein junger Köhler, Namens Wiland, herein, ladete vor jedes Schmiedes Wohnung die fertigen Kohlen ab, und empfing ſeinen Lohn. Es traf ſich auch wohl, daß der alte rüſtige Klinger mit ſeiner Ehehälfte und dem ſchmucken Töchterlein Sonntags einen Spaziergang über den Berg hin nach den Köhlerhütten machte; denn ſie lagen am

gegenseitigen Abhange desſelben, von wo man eine ergötzliche Aussicht in das Thal genoß, und waren nur eine Stunde weit von der Stadt entfernt. Unter den hier hausenden Köhlern war Wiland der flinkſte und jüngſte; er hatte erſt den einundzwanzigſten Sommer geſehen. Obgleich er faſt immer ein ſchwarzes Geſicht hatte, ſo konnte ſich Lenchen doch nicht verbergen, daß ſie ihn recht gerne ſähe. Unter ſeinen buſchigen Augenbrauen blitzten aber auch ein Paar recht muntere aufrichtige Augen hervor, und hatte er ſich vom Kohlenſtaube gereinigt, ſo ſah man ein friſches von der kernhafteſten Geſundheit übermahltes Geſicht, einen allerliebſten Lockenkopf und im Sonntagsrock eine ſchlanke kräftige Figur. Dabei war er ſo ungemein freundlich und gutartig, wenn Lenchen mit ihren Ältern draußen war, ſuchte Erdbeeren und reichte ihr dieſelben auf einem grünen großen Blatte, oder brachte ihr Himbeeren und Heidelbeeren in friſcher Milch, ſchöpfte ihr mit dem Becher von Baumſchaale klares kühles Waſſer aus der nahen Quelle, röſtete ihr friſches Brot und überſtrich es dann mit ſchmackhafter Butter, eine Lieblingsſpeiſe der Köhler und auch Magdalenas. Kam er aber in die Stadt, ſo hatte er ihr gewiß jedesmal etwas mitzubringen,

entweder ein zierliches hölzernes Küchengeſchirr, das er im Walde geſchnitzt und zuſammengebaut, oder einen Reisbeſen, den er gebunden, einen Korb, den er geflochten, oder ein liebes Singvögelchen, das er für ſie gefangen, oder eine Maſſe Waldbeeren, die er gepflückt hatte. Und ſo beſcheiden war der gute Wiland dabei, wollte von keinem Danke was wiſſen und ſchien ſchon ganz glücklich, wenn Magdalena ſeine Gaben mit einem freundlichen Geſichte annahm. Wie hätte ſie nicht den rüſtigen Burſchen gern ſehen ſollen? Ohne daß ſie es ſelbſt wußte, gewann ſie ihn recht lieb und war unruhig und verdrießlich, wenn ſie ihn einmal eine Woche lang nicht geſehen und geſprochen hatte. Oft ſtahl ſich ein geheimer Seufzer aus des Jünglings Bruſt in ihrem Beiſein und ehe ſie ſich's verſah war er erwiedert, ſo daß ſie manchmal über ſich ſelbſt erſchrack und nicht begreifen konnte, was ihr fehle. Sie ſann dann wohl hin und her, was ihr das Herz ſo zuſammenpreſſe und ihr eine innere und doch ſüße Angſt verurſache, und legte den kleinen Kopf nachdenklich in die Hand, ſaß ganze Stunden ſo auf einer Stelle und bekümmerte ſich um nichts, was um ſie vorging. Anfänglich hatten die Eltern nicht darauf Acht, als aber

das trübe Weſen immer ſchlimmer wurde, Magdalena alle ihre Geſpielinnen vernachläſſigte, ſtets allein in einer Ecke ſaß und oft wohl gar nach ſtundenlanger Abweſenheit aus dem Garten mit rothgeweinten Augen kam, da wurde die Mutter aufmerkſam und beobachtete ſie im Stillen. Dieſe brachte denn bald heraus, daß das geliebte Kind etwas auf dem Herzen haben müſſe, und nahm ſie vor, ihr das Geheimniß abzulocken. Aber Lenchen war unerwartet hartnäckig, wollte durchaus von nichts wiſſen und verweigerte der ſorgſamen Mutter, gegen die ſie ſonſt ſehr offen geweſen war, alle Mittheilung über ihre Niedergeſchlagenheit, die ſie für die Vorboten einer Krankheit erklärte. Und in der That konnte Lenchen nichts geſtehen, ſie wußte ja ſelbſt nicht, was ihr fehlte, und hielt ſich wirklich für krank. Freilich ſagte ſie auch kein Wörtchen, daß tief in ihrem Herzen das Bild des hübſchen Köhlers ſpuke. Aber Frau Chriſtine kam doch bald dahinter und wußte nachher mehr, als Lenchen ſelbſt. Wiland kam nämlich eines Tages, als Mutter und Tochter im Garten hinter dem Hauſe beſchäftigt waren. Kaum hatte die Letztere ſeine Stimme in dem Gruß erkannt, den er in der Werkſtätte den arbeitenden Schmieden zurief, ſo erheiterte ſich ihr Geſicht, ihre

Augen glänzten und ihre kleine niedliche Gestalt gerieth in eine hüpfende Bewegung. Dieser schnelle Wechsel mußte der aufmerksamen Mutter auffallen, und als Lenchen dem Köhler entgegen sprang, seine dargebotene Hand ergriff und ihn freundlich fragte, warum er so lange geblieben, da war sie im Klaren. Aber diese Entdeckung machte der guten Frau nicht wenig Kummer; sie kannte nur zu wohl die unerbittliche Strenge ihres Mannes und wußte, daß er bei seinen Wünschen hinsichtlich Lenchens verharren würde, und sollte sie selbst darüber zu Grunde gehen. Drum beschloß sie reiflich mit sich Rath zu halten. Soviel war gewiß, daß sie ihrem Eheherrn von ihren Erfahrungen nichts mittheilen durfte, sollte er der Tochter nicht gram werden und sie mit eiserner Härte behandeln. Deshalb verschloß sie das Geheimniß in der mütterlich sorgsamen Brust, gedachte mit Magdalenen bei Gelegenheit selbst nachdrücklich zu reden und ihr die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen vor die Augen zu stellen. —

Schon seit mehreren Jahren war in der Gegend das Gerücht umgegangen, daß im Gebirge hausende Tatern, Zauberer und Schwarzkünstler mit ihren Wünschelruthen in den benachbarten Bergen reiche Silberstufen entdeckt, ihnen nachgegraben und

ſich Schätze erworben hätten. Man wurde endlich darauf aufmerkſam und aus Böhmen und dem Reiche wurden Bergleute berufen, zu unterſuchen, ob an der Sache etwas Wahres ſei. Im Herbſte dieſes Jahres kam ein reicher Bergmann mit ſeinen Knappen in die Gegend und ſchlug ſeinen Wohnſitz in Gränhain auf. Dem Berge gegenüber, auf dem die Hütten der Köhler ſtanden, da wo jetzt die Bergwerke Gottesgeſchick, Graul und Katharina zu ſehen ſind, ſchlug er ein und fand eine reiche Belohnung ſeiner Mühe. In wunderbarer Fülle ſprang die herrliche Silberader dem Meiſel entgegen und verſprach für die Zukunft die köſtlichſte Ausbeute. Gotthardt, ſo hieß der Bergmann, wurde nun natürlich in der Umgegend und im Städtchen der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, vorzüglich richteten der Abt des Kloſters, Liborius, und die Mönche ihr Auge auf ihn, und zogen ihn in ihre Geſellſchaft. Übrigens war er nichts weniger als ein angenehmer Mann. Aus ſeinem finſteren zerſetzten Geſichte leuchtete kein guter Geiſt. Seine mit ſchwarzen ſtruppigen Haare halb bedeckte Stirne zeigte ſtets düſtere Falten, ſeine kleinen tiefliegenden Augen blickten argwöhniſch umher, ſein Gang war gebückt und ſchleichend. Wie die geheimniß-

volle Finsterniß, in der er sein Tagewerk vollbrachte, wie die fahle Erde, in die er sich wühlte, war sein Wesen und seine Gestalt; wie das harte schwarze Gestein, durch das er gierig nach den unterirdischen Schätzen sich den Weg bahnte und hinab stieg, wo die Ader des Metalls sprang, schien sein Sinn und sein Herz zu sein.

Wenn er nicht an der Arbeit war, brachte er meist im Kloster unter den Mönchen zu, und unter diesen schloß er sich vorzüglich an den Bruder Sebastian an, einen jungen Mann mit rundem glänzenden Gesicht, einem versteckten Zuge darin und stechenden ewig bewegten Schelmenaugen. Sebastian war Hausfreund und Beichtvater beim alten Klinger und hatte schon lange verstohlen seine lüsternen Blicke auf die erblühende Magdalena geworfen, doch sich immer zu sehr vor der Strenge des Vaters gefürchtet, um einen Anlauf im Namen der heiligen Kirche auf der Jungfrau Tugend zu wagen; auch war ihm das Mädchen viel zu schüchtern und noch zu kindisch dazu. Doch hatte er wohl und weislich sich hinter Klingern gesteckt und ihm die großen Dinge mit Lenchen in den Kopf gesetzt, die den Alten vermocht hatten, ihre Freier zu verabschieden.

Einst Abends, als die geschäftigen Hämmer ruhten und das Kohlfeuer in der Esse gelöscht war, saß Klinger in der kleinen reinlichen Stube, die ob der zunehmenden Frische der Jahreszeit schon geheizt war, und zechte aus dem blanken kupfernen Kruge sein schmackhaftes Bier, wie er so am Feierabend zu thun pflegte. Magdalena saß auf dem hölzernen Schemel im Winkel des Ofens und schaute still vor sich hin.

„Die Tatern haben sich auch wieder im Walde gezeigt," sagte Christine, „da wird das Volk abermals in Zittern und Zagen leben; denn etwas Gutes haben die keinmal mitgebracht."

„Nun, was haben sie denn den Leuten Böses gethan?" fragte der Alte barsch. „Ich möchte wissen, was man ihnen mit Fug und Recht zur Last legen könnte."

„Sie stehen, Gott sei bei uns! mit dem Bösen im Bunde," erwiederte die Hausfrau und schlug ein Frommes Kreuz vor sich zur Abwendung alles Übels. „Das Blaue vom Himmel können sie herabhexen, die Sonne verfinstern und den Mond blutroth machen; Menschen und Vieh können sie's anthun und Verderben bringen über das ganze Land."

„Das ist ja Alles albernes Zeug und Weibergeschwätze," fuhr der Alte unmuthig heraus und that einen tiefen Zug aus der Kanne. „Wie kann ein Mensch solches verrichten! Die Hussiten haben zwar das Land verwüstet und es Menschen und Vieh schlimm angethan, aber das Erstere thaten sie mit Feuer, das sie in die Dörfer und Städte warfen, das Andere mit Lanzen, Büchsen und Schwertern, womit sie Alles niedermachten, was Leben hatte. Was kann aber so eine Handvoll armseliger Menschen, die keine Heimath haben und froh sind, wenn sie ein Nachtlager finden und sich durchfressen können!"

„Ei, wenn sie nicht mehr könnten, als Brot essen, wie würden sie da die Metalle gefunden haben tief in der Erde? Die kann doch kein simpler Menschenverstand entdecken. Aber sie haben wunderbare Erdspiegel, die sind mit höllischen Künsten bereitet und der Böse hat ihnen selbst bei Fertigung derselben geholfen, darin schauen sie alle Tiefen der Erde bis in ihren innersten Bauch, sehen die Metalle und unterirdischen Schätze und bezwingen mit gräßlichen Zaubersprüchen die Geister, die sie bewachen."

„Schweig mir mit dem Gewäsche stille! Ich kann's nicht erhören und verdauen," rief der Alte

noch unwilliger. „Wir ſollten's vielmehr den Leuten danken, daß ſie uns auf den reichen Inhalt unſeres Berge aufmerkſam gemacht haben, woraus uns viel Segen noch erwachſen kann. Kluge Köpfe ſind ſie gewiß; denn ſie ſtammen aus dem Lande Ägyptia, wo vordem alle Weisheit gewohnt hat, wie uns der Bruder Sebaſtian gar oft und erbaulich berichtet hat aus den heiligen Schriften der Bibel, die er gar fleißig ſtudirt und mir zuweilen etwas daraus mittheilt. Aber ihr Weiber habt keinen Sinn und Verſtand für ſolche wahrhaftige Kunde und hängt lieber an tollem abgeſchmackten Zeug. In jenem Lande wohnten die Kinder Iſrael, eh ſie der Moſes in das gelobte Land führte, dort hat er ſeine Weisheit erlernt und wahrlich nicht mit des Teufels Hülfe. Geheime Wiſſenſchaft mögen die Tatern wohl haben über die Erde und die Natur, und mehr davon verſtehen als unſer eins, aber deshalb wird doch Alles natürlich zugehen."

„Nun ſage du, was du willſt, ich fürchte mich vor ihnen, wie vor dem Böſen ſelbſt, denn ſie haben nicht auf das Sakrament geſchworen und ſind keine Chriſten; drum können ſie auch nicht zur ewigen Seligkeit, wie wir, gelangen."

„Was das Erſtere anbelangt, ſo iſt deine Furcht höchſt thöricht; wir ſtehen in Gottes Hand und Niemand kann uns was anhaben, ſelbſt der leibhaftige Satan nicht, wenn wir uns wohl hüten in ſeine Fallſtricke zu gehen, die er den Kindern dieſer Welt legt. Wärſt du ein Mann und hätteſt ein paarmal den fürchterlichen Huſſiten gegenüber geſtanden, wären ihre Kugeln dir an den Ohren hingepfiffen, ihre langen Schwerter dir um den Kopf gefauſt, fürwahr du würdeſt nichts mehr von Furcht reden. Vor Menſchen brauchen wir uns nicht zu fürchten. Was nun aber das anbetrifft, daß ſie nicht auf Chriſti Namen getauft ſind, ſeinen Leib nicht eſſen und ſein Blut nicht trinken, ſo denk ich wir laſſen die Pfaffen dafür ſorgen. Was geht's uns an? Wir laſſen ſie in Ruh und Frieden und ſie uns, Einer wünſcht dem Andern guten Tag und guten Weg und bekümmern uns nicht weiter um einander. Gottes liebe Sonne beſcheint ſie ſo gut, als uns, ſie eſſen alle Tage an des Herrn Tiſch, wie wir, er hat ſie ſo gut erſchaffen, wie alle ſeine Kinder. Um ihre Seligkeit laß ich mir keine graue Haare wachſen, da mögen ſie zuſehen."

„Schön mögen ſie aber doch geſtutzt haben," ſagte Chriſtina einlenkend; denn ſie ſah, daß der Alte

ſich ereifert hatte, „wenn ſie den fremden Bergmann, Gotthardt, mit ſeinen Knappen an der Stelle gefunden haben, wo ſie ſonſt zu graben pflegten; ein ſchlimmer Strich wird's ihnen durch die Rechnung ſein. Der Gotthardt ſoll ſchon gar viel gefunden haben, wie man hört; die Sache geht nur geheim in der Leute Mund, denn der Abt will nicht, daß davon geſprochen wird."

„Nun, Gott geſegn es! das kommt dem Kloſter zu gute, das ſich vom gräulichen Huſſitenſturme noch nicht erholt hat. Der Herrgott thut ſeine Hand auf und ſchüttet die reichen Gaben über ſeine Prieſter," ſagte Klinger wieder beſänftigt.

„Beim Abte ſoll der Bergmann gar gut ſtehen, wie mir der Bruder Sebaſtian vertraut."

„Ei, der Gotthardt iſt auch ein feiner ſtiller Mann, verſteht ſeine Sache wohl aus dem Grunde, ſoll recht geſetzt ſein und gute Sitten haben; auch arbeitet er, wie man vernimmt, gar fleißig in dem neuen Stollen."

„Der Wiland hat mir auch davon erzählt," warf Chriſtine ein. Bei Nennung dieſes Namens fuhr Lenchen, die ſtill dem Geſpräche zugehorcht hatte, ordentlich zuſammen. Lebhaft nahm ſie nun auch das Wort:

„Ja der Wiland hat mir gar viel von der wunderlichen Arbeit der Bergleute gesagt, wie sie so flink in den Boden graben und dann die Erde in großen Kübeln an Winden heraufziehn, schnell auf den Leitern auf und abklettern, und Laternen an der Brust hängen haben. Aber vom Silber soll ein Andrer gar nichts zu sehen bekommen, das kennen sie nur allein und bringen's heimlich bei Seite. Der Wiland sieht von seiner Hütte aus oft des Nachts Lichter und meint, sie müßten wohl gar dann graben, um die unterirdischen Geister zu bändigen und ihren Gewinn vor der Menschen Augen zu verbergen." — — Sie wollte noch weiter reden und des lieben Köhlers Berichte auftischen, als sich Stimmen auf der Hausflur vernehmen ließen und gleich darauf Bruder Sebastian mit dem Bergmann in die Thüre trat. Beide grüßten gar höflich; Klinger zog sein schwarzledernes Käppchen ab, ging den Eingetretenen entgegen und reichte ihnen ehrerbietig die Hand zum Willkomm. Mutter und Tochter waren ebenfalls aufgestanden; scheu blieb die Letztere am Ofen stehen.

„Es wird euch wohl nicht unangenehm sein, Meister Klinger," redete der Mönch den Hausvater an, „wenn ich euch mit diesem Manne bekannt

mache, von dem ihr schon Vieles gehört habt. Wir haben euch schon die ganze Woche über einen Besuch zugedacht gehabt, es wollte sich aber immer nicht schicken; denn unser Gotthardt ist noch nicht recht warm hier, und, wie ihr leicht denken könnt, mit Arbeit überhäuft."

„Seid mir beiderseits herzlich gegrüßt!" entgegnete Klinger schmunzelnd. „Ich bin hocherfreut, daß ihr mein geringes Haus eures Eintritts würdigt, mein werther Gotthardt; meine Thür steht euch zu jeder Zeit offen, gleich dem Bruder Sebastian, verschmäht deshalb nicht, künftig recht oft hier einzukehren nach vollbrachter Tagesarbeit."

„Eurer freundlichen Einladung werd ich Gnüge leisten; gar gern verplaudre ich mit einem weitererfahrenen Mann, wie mir Bruder Sebastian euch geschildert hat, die Stunden des Abends, die nun schon anfangen lang zu werden."

„Nun, was meine geringe Erfahrungen in Krieg und Frieden und allerlei Welthändeln anlangt," erwiederte Klinger gar freundlich lächelnd und geschmeichelt durch des Bergmanns Rede, „so steh ich euch jeder Zeit damit zu Dienste. Ich hab ja wohl Manches mitgemacht in meinen jungen Jahren und in den spätern hat's gerade auch nicht gemangelt an

Stoff, woran man was lernen kann, wenn man nicht mit Unverstand in der Menschen Treiben und Schaffen hineinsieht. Ihr werdet euch euren guten Nutzen auch schon draus gezogen haben."

„Ich bin noch viel zu jung, um mich mit euch messen zu dürfen," entgegnete Gotthardt. „Ihr aber habt in einer gar wilden Zeit gelebt und selbst thätigen Antheil an ihr genommen; drum gedenk ich wohl gar Manches von euch zu lernen."

„Betrachtet mir doch auch die Hausfrau und das liebe Töchterlein," fiel ihm Sebastian in die Rede. „Sie harren Beide schon lang eures Grußes. Meister Klinger bewahrt sich einen köstlicheren Schatz in seinen Wänden, als ihr nun und nimmermehr aus der Erde graben mögt, und pflastert ihr auch das ganze Land mit Gold und Silber aus. Frau Christine ist die Perle aller Hausfrauen und die Jungfrau hier ein wahres Schaustück von gediegenem Gold." Damit zog er den Bergmann zu den Frauen fort. Klinger aber stand mit freudeglänzendem Antlitz; der Bergmann hatte seine schwache Seite recht getroffen, die der schlaue Mönch schon lange kannte und Jenem nicht ohne Absicht entdeckt hatte.

„Fürwahr, ihr habt ein gar liebenswürdiges Kind," sagte Gotthardt zu den Eltern, nachdem er

Magdalenen mit den Augen gemuſtert hatte und voll innerer Luſt über ihre friſche Schönheit dieſelben auf ihrem mit dem Purpur der Schaam übergoſſenen Geſichte haften ließ. „Ein ſolcher Magnet iſt allein im Stande mich öfters in euer Haus ziehen.“

„Ihr müßt ihrer Schüchternheit viel zu gute halten,“ nahm Klinger wieder das Wort, durch die letzte Äußerung des Bergmanns noch heiterer gemacht, „ſie iſt noch gar wenig unter Menſchen gekommen und weiß ſich deshalb nicht zu benehmen, wie ſich's ziemt. Die Jugend iſt noch zu groß bei ihr; doch mit der Zeit wird ſich's wohl finden; denn ſie iſt ſonſt nicht dumm und hat mir oft zu viel Mundwerk.“

„Dafür habt keine Sorge!“ lachte Sebaſtian. „Liegt erſt ein Mann mit auf dem Kiſſen, wird ſich Alles finden müſſen.“

Als ſich Magdalena auf das Geheiß ihres Vaters entfernt hatte, um den Krug mit Wein zu füllen, den der Alte in guter Qualität im Keller führte, wandte dieſer ſich wieder zu dem Mönch: „Die Magdalena kommt mir ſeit einiger Zeit gar wunderlich vor; ſie hat viel von ihrem munteren Temperament verloren, hängt immer den Kopf und ſpringt nicht mehr wie ein Reh in Haus und Garten umher,

wie ich sonst an ihr gewohnt war. Schon lang hab ich mir vorgenommen, mit euch darüber zu sprechen, nur hat's die Gelegenheit nicht dazu gegeben, welche sich eben bietet. Ich wollte, ihr redetet ihr einmal in's Gewissen und holtet sie aus, damit man dahinter kommt, was dem Mädel in den Kopf gefahren ist."

„Laßt mich sorgen!" antwortete der Klosterbruder; „wir wollen ihr die Grillen schon vertreiben, mögen sie auch betreffen, was sie wollen. Es giebt schon allerhand Mittel und Wege, ein junges Mädchen, die ihre Heiterkeit verloren hat, wieder frölich und guter Dinge zu machen. Einen davon werden wir doch mit Glück betreten." Bedeutungsvoll blickte er dabei den Bergmann an, und der alte Klinger las in diesem Blick etwas, das ihm sehr willkommen war. Als Magdalena mit Krug und Bechern wieder eingetreten war, ging Gotthardt zu ihr, kniff sie in die Wangen und fragte sie, ob sie vielleicht gar schon einen Geliebten habe. Verwirrt suchten ihre Augen den Boden; ihr war's als müsse sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken.

„Das glaubt nicht, lieber Herr," nahm Christine statt ihrer Tochter das Wort; „obgleich sich schon manche Freier gefunden haben, so hat doch

weder uns, noch ihr selbst einer davon angestanden. Wir denken: es kommt mit der Zeit; das Mädchen wird uns doch keine alte Jungfer werden."

„Ich denke selbst nicht," setzte der Mönch mit einem üstigen Blick hinzu. Dann langte er nach einem schäumenden Becher und leerte ihn auf einen Zug, setzte sich vor den Tisch und knüpfte mit dem Alten ein Gespräch über dessen Lieblingsthema, den Krieg, an, richtete seine Augen aber immer verstohlen auf Lenchen, der Gotthardt unterdessen nur mit vieler Mühe einige Worte ablockte. Die Mutter war dagegen um desto gesprächiger und wartete ihm mit dem Berichte von den abscheulichen Tatern auf.

„Sagt mir nur, Meister," sprach der Mönch, „was soll's noch aus der Feindschaft der fürstlichen Brüder werden? Man will wissen, daß sie von neuem sehr erbittert auf einander sind."

„Ei nun, Land und Volk werden's büßen müssen, was die Häupter verschuldet. Es ist ein gräuliches Unwesen durch einander und Niemand kann eigentlich recht klar werden, wo der Knoten sitzt. Der Unterthan muß sich seinen Äcker verwüsten und sein Haus verbrennen lassen und weiß nicht Grund und Ursach davon."

„Mich will's doch immer bedünken, als verführe der Churfürst zu streng und gebieterisch mit seinem Bruder, und maße sich ein Recht an, was ihm nicht zukommt."

„Aber wem soll außer ihm das Recht zukommen, diesen jungen Tollkopf zur Ruhe zu treiben?" fragte Klinger hitzig. „Glaubt nur, unser Herr wird seine guten Gründe haben, so zu handeln und nicht anders. Der Herzog weiß nicht wo's hangt und langt in seinem Lande, läßt die Räthe schalten und walten, wie sie wollen und fragt nicht, ob's nach Recht und Ordnung geht. Das Eine nur muß ich an dem Churfürsten tadeln, daß er sogar saumselig ist und nicht ein tüchtig Heer auf die Beine bringt und es einmal auf ein Treffen ankommen läßt. Einer dem Andern in's Land fallen, ein Paar Dörfer verwüsten und dann wieder heimkehren, heißt keinen Krieg führen. Das war anders unter seinem Vater; der war, wo der Feind war, und schaute ihm ohne Furcht und Zagen in's Gesicht, und in der alten lieben Ritterzeit ist's auch so gewesen, da gingen sich Mann für Mann zu Leibe und des Schwertes Kraft entschied den Sieg. Seit aber das verdammte Pulver aus den Büchsen herausspektakelt, scheint's nach und nach mit aller Mannstapferkeit aus zu

werden. Der Krieg mit den Hussiten war gleichsam noch der letzte kräftige Sonnenstrahl der alten guten Zeit; jetzt ist's schlechte Spielerei."

„Ihr habt da manchen Strauß bestanden in des alten Churfürsten Heer," sagte Gotthardt sich nach dem Tische begebend. „Die Böhmen haben noch immer allen Respekt vor ihm und seinen Kriegern, und man hört viel erzählen von ihrer großen Tapferkeit."

Klinger war nun auf dem rechten Punkte und begann weit und breit seine bestandenen Abenteuer zu erzählen. Aufmerksam hörte ihm der Bergmann zu und machte seinem erheuchelten Staunen durch einzelne lobpreisende Ausrufungen Luft, die den Schmied natürlich immer mehr anfeuerten. Er war so frölich wie er lange nicht gewesen, goß einen Becher Wein um den andern hinab und ermunterte seine werthen Gäste ein Gleiches zu thun, was diese auch keineswegs unterließen. Der Mönch plauderte unterdessen heimlich zu Magdalenen.

„Wie gefällt dir der neue Gast, Jungfrau? Er ist ein schmucker Mann und hat was zu verzehren. Was meintest du dazu, wenn er Lust hätte, dich in's Brautbette zu führen?"

Lenchen verſtummte vor Schrecken; in der größten Angſt ſah ſie ſich nach der Mutter um, die war aber hinausgegangen, und ſo zitterte das arme Kind allein vor dem zudringlichen Mönch, dem ſie doch alle Ehrfurcht ſchuldig zu ſein glaubte.

„Der reiche Mann wird mich ſeiner nicht würdig finden," ſagte ſie endlich gepreßt.

„Und wenn nun aber doch?" fragte Sebaſtian zutraulicher. „Seine Geſtalt gefällt dir nicht, nicht wahr? Er hat nicht ein glattes rothes Geſicht, wie die andern Junggeſellen, aber das laß nur gut ſein; du kannſt dir als Frau immer einen hübſchen Liebhaber im Geheimen anſchaffen," flüſterte er leiſe und grinzend; „es giebt ſchöne Männer, die dir recht gut ſind." Dabei ſtrich er ſich ſelbſtgefällig über ſein feiſtes Geſicht. „Sieh, wenn ich nicht an mein Gelübde gebunden und ein Handwerksmann wäre, dich und keine Andere würde ich mir zum Weibe erkieſen. Aber einer Sünde brauchſt du dich nicht zu fürchten, wenn du mir geneigt biſt, die heilige Kirche giebt mir Gewalt, dich zu ſühnen, was übrigens in dieſem Falle nicht nöthig iſt; denn in meinen Armen ruhſt du in den Armen der Kirche ſelbſt."

„Ihr ſeid aus der Kirche ausgeſtoßen; der heilige Vater in Rom hat das Kloſter und euch in den

Dann gethan," ſagte Magdalena in der gräßlichſten Beklommenheit und wich einige Schritte vor dem unverſchämten Zudringlichen zurück.

„Närriſches Kind," erwiederte der Mönch durch dieſe Antwort betreten, „das geht ja dieſen Fall nichts an. In meinem Stande, in dieſer Kutte liegt ſchon die Heiligkeit und die Macht zu löſen und zu binden. Du biſt ein verirrtes Schäflein und hegſt Trauer in deinem Herzen. Koſte nur erſt die Freuden der Liebe, dann wird dir ſchon alle Schwermuth entſchwinden. Übrigens fordere ich dich kraft meines Amtes auf, mir zu entdecken, was dein Herz drückt."

Lenchen ſchauderte vor dem gleisneriſchen Manne zuſammen, der mit frecher Hand aus dem unentweihten Heiligthume ihrer jungfräulichen Bruſt das zarte ſich ſelbſt noch verſchleiernde Geheimniß ihrer Liebe ſtehlen wollte; und hätte der Pabſt ſelbſt ſie zum Geſtändniß aufgefordert, kein Wort wäre ihren Lippen entſchlüpft; hatte ſie doch in holder Beſchämtheit ſich ſelbſt den Gedanken noch nicht klar zu denken gewagt, daß ſie den hübſchen Wiland liebe, viel weniger, daß ein Laut es ausgeſprochen und den Lüften verrathen hätte.

„Ich hab euch nichts zu entdecken, hochwürdiger Pater," antwortete ſie bekümmert mit Thränen der Unſchuld im Auge.

Aber der Unbarmherzige hatte kein Gefühl für ihre Angſt und ſetzte ihr von neuem zu. Da trat die Mutter eben in die Thüre; Gotthardt ſtand auf, wandte ſich zu Eltern und Tochter und lud ſie höflichſt ein, am Nachmittage des nächſten Sonntags einen Spaziergang mit ihm nach dem neuen Bergbau zu machen. Mit Freuden wurde das Erbieten von Meiſter Klinger und ſeiner Ehehälfte angenommen; Lenchen ſagte es auch gern zu, denn ſie erhielt ja dadurch die Hoffnung, den lieben Wiland zu ſehen und zu ſprechen. Der Mönch ſchied mit einem frommen Glückwunſch, der Bergmann mit freundlichem Gruß, nachdem er Lenchen zärtlich die Hand gedrückt hatte.

„Nun, wie gefällt euch das Püppchen?" fragte draußen ſchmunzelnd der Mönch. „Hab ich mir einen Dank mit meinem Vorſchlage bei euch verdient?"

„Sie muß mein werden!" rief der Bergmann entzückt, „und ſollte ich all mein Silber darum geben."

„Das braucht ihr nicht! der Alte giebt euch mit Freuden das ſchmucke Kind und noch Geld und Gut dazu. Das Mittelchen hat vortrefflich ange-

schlagen und ich versichere euch, daß ihr den eitelen Peter ganz eingenommen habt. Ihr seid sein Mann und ich glaube sogar, wenn ihr nicht bald um Magdalenchen anhaltet, er bietet sie euch selber an."

So berauschte der listige Mönch mit schmeichlerischen Worten den schon wonnetrunkenen Bergmann immer mehr. „Hast du sie nur erst zur Frau gemacht," dachte er sich mit wollüstigen Gedanken kitzelnd, „dann will ich's schon wenden, daß mir das köstliche Wild, das mir schon lang in die Nase gestochen hat, schnurstracks in die Arme läuft."

Als sie immerfort von dem Gegenstande ihrer beiderseitigen verliebten Regungen kosend aus der Stadt nach dem Kloster, in dessen Nähe Gotthardt seine Wohnung hatte, hinabgingen, sahen sie zwei vermummte Gestalten vor sich her schleichen. Der schwache Mondschein warf einige Hellung auf den Weg. Unbekümmert um die Leute schritten sie vorüber. Da tönte es dumpf aus der Hülle des Einen hervor: „Gotthardt, bist du's?" Der Bergmann hörte eine bekannte Stimme, wandte sich rasch um und sprach: „Neko, was bringst du?"

„Dir eigentlich gar nichts, als mich selbst; dem Abte aber wichtige Nachrichten."

Der Mönch war auch hinzugetreten und begrüßte den Tater freundlich als einen alten Bekannten.

„Nun runzliches Ägyptergesicht," redete er ihn an, „was hat deine Jagdhundnase wieder ausgewittert? Hast du etwa gar eine Goldgrube entdeckt und willst dir dafür einen Theil des Gewinns und wieder zehn Jahr Schutz und Duldung für dich und dein schwarzbraunes Häuflein vom Abte erbetteln?"

„Nichts von all' dem; ihr habt genug von mir erfahren und könnt reicher werden, als der teutsche Kaiser, wenn ihr's klug benutzt, und uns dafür Schutz und Schirm für ewige Zeiten angedeihen lassen. Jetzt gilt's lebendige Menschen, nicht todtes Metall."

„Nun heraus damit! Was der Abt wissen soll, werd ich ja wohl auch erfahren können und der Gotthardt ist dir doch so fremd nicht, daß du ihn zu scheuen brauchtest. Willst du etwa das muthwillige üppige Kind, die Estrella, dem Abte verhandeln? Hör, Freund, da thu ich das erste und letzte und allerhöchste Gebot."

„Laß deinen schlechten Scherz, Mönch!" erwiederte der Ägyptier verweisend. „Dir wird wahrlich

die Eſtrella nicht in's Garn gehen, und gäbſt du das Kloſter drum, wenn's dein wäre. Ihr könnt meine Botſchaft wiſſen. Der Kunz von Kauffung hat ſich mit vielen ſächſiſchen und meißniſchen Rittern im Geheim gegen den Kanzler Magdeburg und den Bisenberg verbunden, ſo auch in Thüringen mit andern Herrn gegen den Apel Vitzthum, und er arbeitet ſtark daran, ihnen das Handwerk zu legen."

„Woher haſt du die köſtliche Kunde?" rief Sebaſtian überraſcht. „Fürwahr du wirſt dem Abte damit ein willkommner Mann ſein."

„Der Ritter Moſen iſt Eſtrellen nachgezogen und hauſt in Stein. Von da ſchleicht er jeden Abend herauf nach der Teufelsſchlucht; das Mädchen iſt verſeſſen auf ihn und ſtreift die Hälfte ihrer Zeit mit dem verliebten Ritter an den Ufern der Mulde und in den Bergen umher. Den Cäſar hier läßt er als ſeinen Knappen gewöhnlich in Stein zurück, um Nachrichten, die an ihn einlaufen, zu beſorgen. So haben wir denn einen Brief Kunzens aufgefangen, den er von Gnandſtein an Moſen, ſeinen vertrauteſten Freund, geſchrieben, ihn auf unſre Weiſe geöffnet und das Plänchen entdeckt."

„Du biſt ein Goldjunge," ſagte Sebaſtian zu dem Cäſar und klopfte ihm die Schultern. „Der

Abt wir ſich ſchon gut bei dir bedanken. Übermorgen wird der Bibenberg wiſſen, wie er ſich zu verhalten hat. Dem Apel kann Kunz in Gottes Namen den Hals abſchneiden; deſto beſſer. Aber den Magdeburg und den Bibenberg mag er ungehudelt laſſen.“

Unterdeſſen waren ſie an die Kloſterpforte gekommen. Der Mönch und die Tatern traten hinein; der Bergmann ſchlich nach ſeiner Wohnung. —

Im Hauſe des Waffenſchmiedes hatte der Beſuch höchſt verſchiedenartige Stimmungen der Gemüther hervorgebracht. Der alte Peter brach, als die Gäſte kaum aus der Thüre waren, in unbegrenzte Lobeserhebungen des Bergmanns aus und fand Alles ſo vortrefflich an ihm, daß er unverhohlen äußerte, einen ſolchen Schwiegerſohn wünſche er ſich, und wer wüßte was geſchähe. Vor Freuden leerte er den Krug bis auf den Boden und wurde zärtlich gegen ſeine Hausfrau, die natürlich in ſeine Preisgeſänge mit einſtimmte. Aber Chriſtinen war wegen des Töchterleins und ihrer verrathenen Neigung zum Wiland eine groſſe Angſt befallen.

Lenchen war hinaus geſchlichen ſtill und wehmüthig in die ſchweigſame Nacht, um ihr die un-

greuten Schmerzen anzuvertrauen, die den kleinen Raum ihrer Bruſt faſt zerſprengten. Erſt dieſen Abend war es ihr zum klarſten Bewußtſein gekommen, daß ſie den Köhler über Alles liebe; ſchnell waren die lange ſchlafenden Knospen ihrer unſchuldigen Gefühle zur Blüthe erwacht und entfaltet, aber zerriſſen lag auch zugleich der Kranz, zu dem ſie ſich früher gewunden, vor ihrem Füßen. Hatte ſchon die Geſtalt des Bergmann, den ſie früher noch nicht geſehen, einen ſchlimmen Eindruck auf ſie gemacht und ſein ganzes unheimliches Weſen ſie mit Grauen und Schaudern erfüllt, ſo hatten doch des Mönchs Antrag und ihres Vaters ausgeſprochenen Hoffnungen ſie mit dem fürchterlichſten Schrecken und Entſetzen erfüllt. Ihr war's, als müſſe ſie ihr junges Herz hinabgraben in die kalte Erde, um es von der Angſt zu befreien, die ſteigend in ihm auf und ab wogte und ſie nicht einmal zu Thränen kommen ließ. Als ſie aber erſt einige [illegible]artervolle Augenblicke die glühend heiße Stirn in der herbſtlich ſtreifenden Nachtluft gekühlt hatte, wendete ſie ihre Augen hinüber nach dem Berge, der wie ein uralter ernſter Rieſe in die vom bleichen Schimmer des Mondes nur ſchwach erhellten Himmelsräume hinauf ragte und das lichtgraue Nebelgewölk küßte, das ſcheu

an ihm vorüberflog; hinter ihm wohnte ja der geliebte Jüngling: da stürzten ihr die Thränen stromweis aus den glühenden Augen und erleichterten wie Boten der Ruhe von oben gesandt das bedrängte Herz der leidenden Jungfrau. Zu dem ewigen Vater über den düstern Himmel wandte sie dann den bethränten Blick und ein wortloses aber kindlich frommes Gebet stieg aus der Tiefe ihrer geängsteten Seele in die endlosen Räume hinauf. Und es kam Trost dafür herab; ruhiger ging sie in ihre Kammer und weinte noch lange bis die Engel sie einwiegten unter dem Abendsegen, und das Lager der süßen Unschuld mit ihren Schwingen umwehten, aus denen, wie erquickender Thau, sanfte holde Traumgebilde herniederträuften auf die Augenlieder der frommen Schläferinn. —

Der Sonntag war endlich unter Magdalenas stiller Trauer herangekommen, die um so tiefer in ihrer Brust wühlte, weil sie solche vor den Augen ihrer Eltern und vorzüglich des Vaters verbergen mußte, der zum Glück keine Aufmerksamkeit auf sie hatte; denn sein Kopf war noch immer gar zu sehr von der neuen Bekanntschaft eingenommen. Der Mutter schärferen Blicken war es aber wohl nicht entgangen, wie sehr sich das liebe Lenchen grämte,

und von Mitleid über das einzige Kind hingerissen, machte sie sich selbst gar grosen Kummer und war bange um die Zukunft, wo das endlich hinführen werde. Magdalena hatte sich früh einfach und bei weitem nicht so prächtig geschmückt, wie sie sonst gepflegt hatte, und an der Mutter Seite ging sie, den Rosenkranz in den gefalteten Händen, nach der Kirche, um in heiliger Andacht ihr Herz Gott wieder zu weihen in seinem Hause. Wie inbrünstig bete sie da: „Herr dein Wille geschehe! Nimm diesen bittern Kelch von mir, er möchte mein Todeskelch sein; aber ich will's zu ertragen suchen, wenn's dein Wille so ist. Meinen Eltern will ich nicht entgegen thun und gehorsam sein in Allem, was sie von mir verlangen und nicht wieder deine Gebote ist; denn wer Vater und Mutter lieb hat, der ist dir angenehm." Gestärkt und befestigt in dem Entschluss Alles zu ertragen, was über sie herbrechen möchte, erhob sie sich von den Stufen des Altars, auf denen sie gekniet, und betete ihren Rosenkranz ab. Mit muthigerem sicheren Schritte ging sie nach Hause, die Angst hatte sich verloren, nicht scheu sankte sich ihr Blick mehr zur Erde, wie verklärt sandte sie ihn den Wolken zu. Rasch waren und plötzlich alle Fesseln der Kindheit von ihr abge-

ſtreift, heute war ſie im eigentlichſten Sinne des Worts zur Jungfrau geworden. Bald nach ihrem Eintritt in das väterliche Haus erſchien auch Gotthardt; denn er war vom alten Klinger zum Mittagstiſche eingeladen worden. Obgleich er Lenchen noch immer verhaßt war, ſo zitterte ſie doch nicht mehr vor ihm, die gräßliche Angſt zerpreßte in ſeiner Nähe ihr das Herz nicht mehr. Der Bergmann überhäufte ſie wieder mit faden Schmeicheleien, unſittlichen Witzeleien und Anſpielungen auf ſeine Abſicht, aber ſie begegnete ihm mit einem ruhigen Ernſte und jungfräulicher Würde, die ihn auf Augenblicke aus der Faſſung brachte. Meiſter Peter ſorgte durch ſein Dazwiſchenreden aber ſchon dafür, daß er Zeit gewann, dieſelbe ſich wieder zu erringen.

Nach Tiſche brach die Familie mit dem Gaſte auf und ſie betraten den Weg, der über den Grünhainer Berg hinüber führte nach Raſchau. Mit jedem Schritte, den ſie abwärts den Köhlerhütten näher kamen, ſchlug Lenchens Herz ungeſtümmer und hörbarer, ihr Geſicht glühte, ihre Augen irrten umher nach dem geliebten Gegenſtande ihrer geheimſten und heiligſten Wünſche. Dort angelangt begehrte der Vater einen Trunk friſchen Waſſers zu thun; denn er ging nie hierher oder vorüber, ohne ſich nicht von

den Köhlern aus der silberreinen kühlen Quelle, die aus Gestein hier hervorsprudelte, einen Labetrunk reichen zu lassen. Mit gutmüthiger Freundlichkeit trat ihnen der Köhler Schmidt entgegen und sprach seinen Gruß, und mit freudiger Hast kam sein Neffe Wiland herbeigesprungen, drückte dem Waffenschmied, dann Christinen flüchtig, Lenchen aber recht lange und mit wehmüthigem Ausdruck die Hand, und befragte sich nach ihrem Befinden. Dabei sah er Magdalenen so liebevoll in's Auge, daß ihr das Herz wieder vor Wonne hüpfte. Als sie sich ein wenig verschnauft und am frischen Wasser gelabt hatten, bat Wiland sie begleiten zu dürfen, was ihm natürlich Niemand verweigerte und Lenchen mit Entzücken erfüllte. Der Köhler schloß sich zutraulich an sie an, obgleich ihm der Bergmann ein Paar finstere Blicke zuwarf. Er mußte mit dem Alten vorausgehen, wenn er das begonnene Werk nicht in's Stocken gerathen lassen wollte, Frau Christine ging mit dem fröhlich kosenden Paare hinterdrein.

„Nun kommt die böse rauhe Jahreszeit bald und der todte Winter," klagte Wiland, „und ich muß wieder hinauf ziehen nach Elterlein, und die kurzen Tage und langen Nächte vertrauren; denn wenn ich nicht in oder um Grünhain bin, wird mir

ſtets das Leben recht ſchwer. Meine liebe Quelle ſchwatzt nicht mit mir, die Bäume ſingen mich nicht in Schlummer, die Vögelein erzählen mir nichts mehr, und ich denk immer und immer: ach! wenn's doch wieder Frühling wär! Das iſt eine trübſelige Zeit für mich und heuer bangt mir mehr davor als je; mir liegt ſtets im Sinn als müſſe dieſer Winter der böſeſte werden, den ich je erlebt, und doch weiß ich nicht warum. Ihr erlaubt mir doch, Frau Chriſtine, daß ich alle vierzehn Tage einmal zu euch herunter kommen darf, ſonſt iſt's ganz und gar nicht zu ertragen."

„Du biſt ſtets gern geſehen von uns, Wiland," entgegnete die Mutter nicht ohne Verlegenheit. „Wenn's Schnee und Wetter erlauben, kannſt du zu jeder Zeit kommen."

„Und wenn der Schnee bergehoch läge und es ſtürmte noch ſo ſehr, ſo käm ich doch!" rief der Köhler.

„Ja komme nur recht oft und viel," ſagte Lenchen haſtig, „dann ſollſt du mir des Abends wieder ſolch grauſe Geſchichten erzählen vom Hexenwald und dem tapfern Ritter mit dem diamantenen Schwert, womit er die Ungeheuer geſchlachtet, und von dem verzauberten Prinzen und der ſchönen Pein-

ihn befreit aus den Netzen der tückischen Hexe. Nicht war, du willst alle Sonntage kommen und mir erzählen wie sonst, da wir noch Kinder waren!"

„Ja ich komme!" jauchzte der Köhler.

„O wie habe ich mich oft gefürchtet!" kos'te das aufgeheiterte Mädchen fort; — denn sie hatte Bergmann, Pfaffen, Anträge und alles Böse vergessen, — „wenn du scheinischer Christoph mir so recht furchtbare Mährchen erzählt hattest; da konnt ich nicht allein vor die Stubenthüre gehen, ich glaub, ich wäre vor Furcht gestorben; und doch war's so eine liebe schöne Zeit und immer denk ich mit Freuden wieder daran. Nachher kamst du fort nach Etterlein und ich sah dich nicht wieder bis voriges Jahr. Da hätt' ich dich doch schier nicht mehr gekannt."

„Du wärst auch gar stolz und schön geworden und hattest nicht an den armen Köhlerjungen mehr gedacht; ich aber hatte dich gar nicht vergessen, und war nur ganz verblüfft, als ich dich wieder sah."

„Das sprich nicht, Christoph!" schmollte Magdalena. „Du machst mich böse, wenn du sagst ich wäre stolz geworden und hätte deiner nicht gedacht; ich weiß recht gut das Gegentheil; aber ich konnte

doch nicht mehr thun wie ein Kind, denn wir wa-
ren ja beide groß geworden.“

„Nun ſtille nur, Lenchen, und zürne mir nicht!“ flehte der Köhler und beide drückten ſich zärtlich die Hände.

Unter ſolch liebevollem Plaudern waren ſie in das Thal hinabgeſtiegen, hatten den hellen Bach überſchritten und ſtanden bald vor dem neuen Bergwerk, das ſich ihnen durch die rund um aufgeſchütteten Erdhaufen ankündigte. Dort war Alles auf den Empfang der Schwiedsfamilie vorbereitet. Ein blanker Tiſch ſtand mit Weinkrügen beſetzt, für die Weiber war ſogar Naſchwerk vorhanden. Mit kriechender Freundlichkeit lud der Bergmann Vater, Mutter und Tochter zum Genuſſe ein, nur dem armen Köhlerburſchen bot er nichts an; ihm warf er grimmige Geſichter zu, die dieſen durch Mark und Bein erſchreckten. Scheu und verdutzt ſtand er in einiger Entfernung. Frau Chriſtine hatte nicht das Herz ihn herbei zu rufen, ihr Mann bemerkte es nicht und Lenchen mußte eben dem verhaßten Gotthardt über dies und das, was er zu erfragen hatte, Rede und Antwort ſtehen. Sobald ſie ſich aber losmachen konnte, ſprang ſie von ihrem Sitze auf, eilte auf Wiland zu und rief: „Komm

her, Christoph, wir wollen uns das Bergwerk besehen!" Gotthardt knirschte vor Wuth mit den Zähnen; er sah nun Wohl ein, woran er war, dies brachte aber seinen Plan schnell zur Reife und ihn zum Entschluß so eilig als möglich nach dem liebenswürdigen Schatze zu haschen, eh er ihm entgehen möchte.

Lenchens Aufforderung galt für Alle zum Zeichen, daß man sich nun in die unterirdischen Gänge verfügte. Überall waren helle Lichter an den Wänden derselben aufgesteckt; festlich gekleidet leuchteten noch besonders die Knappen vor. Gotthardt hatte Lenchens Hand ergriffen und trotz ihres Sträubens mußte sie sich von ihm auf Befehl des Vaters hinableiten lassen. Traurig blieb der Köhler wieder oben stehen; ihm war's so weh ums Herz, als habe die finstere Erde Lenchen für immer verschlungen und die hellen Thränen rollten ihm über die Wangen. Lange, stundenlang blieben sie unten; denn der Bergmann prahlte gar gewaltig mit seinen Schätzen, zeigte Alles genau und fand immer etwas Neues, um Lenchen nur noch einige Zeit an seiner Seite zu haben und den Köhler ungeduldig zu machen. Ihr begann da unten im Schoos der Erde von neuem vor dem Manne zu bangen, der in die-

ser düstern grausenvollen Umgebung erst seine wahre Bedeutung erhielt. Als sie wieder heraus stiegen an's helle Tageslicht, sah sich Magdalena überall nach dem geliebten Christoph um, aber sie konnte ihn nirgends erschauen; weinend war er fortgeschlichen hinüber nach seiner Hütte, und hatte sich auf das weiche Moos neben der sanft murmelnden Quelle gelagert, um seinen drüben Gedanken nachzuhängen. Über seine Entfernung wurde Lenchen so niedergeschlagen, daß sie kein Wort mehr mit dem garstigen Bergmanne sprach, so sehr er auch, froh den lästigen Burschen los zu sein, um sie herumschmeichelte. Schon begann sich der Tag zu neigen, als die Knappen auf Gotthardts Wink ein reiches Mahl auftrugen; aber Lenchen behauptete, die Luft strich ihr zu frisch, unter freiem Himmel könne sie nichts genieſſen, auch sei der Abend schon nahe und der Weg nach Hause doch nicht unbeträchtlich. Da that der Vater, ohne zu ahnen, daß er den innigsten ihrer Wünsche erfülle, den Vorschlag, in der geräumigsten Köhlerwohnung zu tafeln, dort habe man Obdach, Licht und Wärme und auch fröhliche Mitesser. Der Bergmann mußte einwilligen, so wenig Lust er auch hatte; sie gingen beim Schein der Abendröthe, die Knappen trugen Speisen und

Getränke nach. Ungeduldig ſchrie Lenchen jetzt woran und ließ ſich nur höchſt ungern von der Mutter zurückhalten, ſonſt wäre ſie ſchnell allein nach den Hütten geeilt, um Wiland aufzuſuchen, ihn zu tröſten und zu beruhigen. Schon berührte mit ihrem dunkelgrauen purpurumränderten Gewebe die Dämmerung leiſe Berg und Thal, Baum und Hütte, als ſie dort ankamen. Der Köhler Schmidt war mit fraulicher Zuvorkommenheit gleich geſchäftig, den Wunſch Meiſter Klingers zu erfüllen. Der rohe Holztiſch war bald mit dem Mahle beſetzt, und der Waffenſchmied ließ ſich nicht lange nöthigen; auch der dienſtfertige Köhler und ſeine Frau, Margaretha, mußten am Mahle theilnehmen. Ängſtlich hatte ſich Lenchen nach Wiland umgeſehen, aber er kam nicht. Um ſich nicht zu verrathen, ſetzte ſie ſich mit zu Tiſch. Als nun der Weinbecher kreiſ'te — denn Gotthardt hatte vom Abt gar köſtlichen alten Kloſterwein zu dieſem Schmauſe erhalten, — kam's bald bei den Männern zur Unterhaltung, der Köhler Schmidt wurde geſprächig und verwickelte den Waffenſchmied und den Bergmann in lebhafte Wortwechſel, ſie rückten näher zuſammen und ſprachen von Streit und Krieg der großen Herrn; Chriſtine that plauderte mit der Köhlersfrau; und Magdalena

ſchlich unbemerkt hinaus. Ängſtlich klirrte ihr Fuß in der nur von Sternen matt erhellten Nacht, leiſe flüſterte ſie Chriſtophs Namen. So kam ſie zur Quelle. Wiland noch immer mit ſeinem Schmerze kämpfend erhob ſich langſam, als er ſich nennen hörte, um zu erforſchen, wer ihn in ſeiner Einſamkeit ſtöre, aber wie wallte ſeine Bruſt von Wonne über, als er Magdalenas Geſtalt erkannte. Vergeſſen war aller Kummer, freudig bang und ſchnell klopfte ihm das Herz, als er die Holde bei beiden Händen faßte und ſanft auf das Moos zu ſich herniederzog.

„Biſt du mir böſe, lieber Chriſtoph?“ fragte Lenchen weich. „Ich konnte ja nicht anders, und wäre lieber bei dir geblieben.“

Stumm drückte ihr Wiland den erſten Kuß auf die roſigen Lippen, und ſtumm lagen die Kinder der Unſchuld lange in ſeliger Umarmung. Die Sterne funkelten ſo freundlich auf ſie herab vom hohen Himmelsdom, der weit über ihnen gewölbt war, die Bäume rauſchten lieblich und ſtreuten ihre welken Blätter auf ſie, und die Quelle neben ihnen ſang das Brautlied.

Noch hielten ſie ſich umſchlungen, und nur Küſſe waren ihre Sprache, da raſchelte es neben

ihnen im Laube, sie sahen empor, und aus dem seligsten Traum ihres Lebens erwachend sprangen beide erschrocken auf, denn der böse Bergmann stand bei ihnen; Zorn leuchteten seine Blicke, er hatte die Fäuste geballt und sprach mit höhnischer Lache: „Ei seht doch, wie das Pärchen so traulich zusammen ruht! Hier scheint euch die Abendluft nicht zu kalt zu sein, Jungfrau. Wartet ich will euren Vater herbei rufen, damit er sich freue, wie ihr den Köhlerjungen so lustig abschmatzt."

Wie Dolchstiche drang jedes seiner Worte in Lenchens Herz; doch als er zu gehen sich anschickte, umklammerte sie seine Knie und jammerte: „Um Gottes Willen, Gotthardt, sagt es meinem Vater nicht! Er würde mich mißhandeln, denn er ist ein harter Mann."

Wiland aber stand mit muthiger drohender Geberde und fragte trotzig: „Was geht's euch an, Herr? habt ihr was dawider, wenn mich Lenchen küßt?"

„Wer fragt dich, naseweiser Bursche?" schrie der Bergmann und schoß wüthende Blicke auf Wiland. „Du hast kein Recht an dieses Mädchen, du Schurke!"

„Du Ehrenſchänder!“ donnerte der junge Köhler. „Du willſt mich beſchimpfen, und noch dazu in Lenchens Gegenwart. Ich will dir mein Recht bald zeigen!“ und zornglühend ſprang er zum nächſten Meiler, erfaßte ſeinen Schürbaum und ließ den Bergmann keinen Augenblick in Zweifel, was damit werden ſolle. Feig und erſchreckt von den drohenden Geberden des aufgereizten jungen Löwen lief der Niederträchtige nach der Hütte und entdeckte dem Waffenſchmiede mit wuthſpeienden Worten und verſtörtem Geſichte was vorgefallen war. Entrüſtet eilte dieſer mit hinaus; Chriſtine folgte bleich und zitternd, nicht minder verlegen der Köhler Schmids und ſeine Frau. An der Quelle fanden ſie das Paar; Wiland hielt die weinende Magdalena feſt umſchlungen und erwartete ſo ruhig den Angriff.

„Du Schalksgeſicht! Du Schelm!“ rief Klinger mit zornbebender Stimme. „Mein Kind willſt du mir verführen? Über dich ſoll — —.“ Wuth erſtickte ſeine Stimme und mit nerviger Fauſt riß er die Liebenden von einander und ſchleuderte den Köhler einige Schritte weit weg, faßte unter Schelten und Toben Lenchen ungeſtüm beim Arm und ſchleppte ſie den Berg hinauf. Innerlich zerknirſcht ließ ſie Alles mit ſich machen; erduldete gelaſſen die

Mißhandlungen des harten Vaters und äußerte ihren gräßlichen Schmerz nur durch ein leises Schluchzen. Niemand sprach auf dem ganzen Weg, als der sich wild geberdende Alte; denn Frau Christine konnte ihren geheimen Unwillen gegen den Bergmann nicht unterdrücken, dessen Niederträchtigkeit ihr doch aus der Ohrenbläserei deutlich werden wollte, wodurch er dieses widrige Verhältniß herbeigeführt hatte.

Zu Hause angelangt, mußte sich auf des Vaters strengen Befehl Magdalena sogleich zu Bette verfügen, mit der Weisung, morgen nicht eher zu erscheinen, bis sie gerufen würde. Für ihr zerrissenes Herz war dieser Befehl einiger Trost; sie konnte doch allein den Ausbrüchen ihres Schmerzes freien Lauf lassen. Ungehindert flossen ihre Thränen auf das Lager; kein Schlaf erquickte die ganze Nacht hindurch ihre thränenwunden Augen.

Der erzürnte Klinger aber zog Gotthardt in die Stube; Christine mußte für neuen Wein sorgen. Der Schlaue konnte von dieser Stimmung des Alten den sichersten Erfolg seiner Absicht erwarten und trug deshalb die Bitte vor, ihm Magdalenen zum Weibe zu geben. Mit offenen Armen wurde er aufgenommen; der Zorn des eitlen Vaters legte

ſich augenblicklich. Beide gaben ſich Wort und Handſchlag, und als Chriſtine mit dem gefüllten Weinkruge in die Stube trat, war die Sache richtig.

„Frau!“ rief ihr Klinger entgegen, „der Gotthardt wird unſer Schwiegerſohn. Wir ſind eins worden; gieb du ihm die Hand auch drauf; dann laßt uns die ſchlechte Geſchichte von dieſem Abend vergeſſen und wieder guter Dinge ſein!“

„Ich wünſch euch Glück!“ ſagte Chriſtine eben nicht erſtaunt und nicht mit allzugroßer Freude. „Der Himmel geſegn es!“

„Um das Geſchwätz über den Vorfall ſchnell bei den Leuten zu unterdrücken, wo es gar bald ſein wird,“ bemerkte Gotthardt liſtig, „ſo dächt ich, wir machten bald Hochzeit. Dadurch ſchlugen wir allen böſen Ruf, in den Lenchen unvermeidlich kommen muß, auf einmal nieder. Sie iſt meine Frau und Niemandes Mund darf ſich ſie zu tadeln erkühnen.“

„Wahr geſprochen!“ erwiederte der Meiſter. „Wir wollen's bald in's Reine bringen. Wenn's euch gefällt, dieſe Woche noch.“

„Ihr kommt damit meinen Wünſchen nur entgegen,“ erwiederte der Bergmann.

Nun ward Alles abgeredet und beſtimmt, und beim Weine ſaßen ſie bis nach Mitternacht zuſam-

nen. Der neue Schwiegersohn blieb im Hause, weil's schon zu spät war, um nach seiner Wohnung zu gehen, auch um morgen gleich bei der Hand zu sein, wenn Lenchen gerufen würde. Indeß die Dulderinn ihr schlimmes Loos ahnend sich fast die Hände wund rang, wälzte sich der sinnliche Gotthardt auf seinem Lager und mahlte sich seine baldigen Freuden mit den schönsten Farben aus.

Sobald der Tag angebrochen, schickte Klinger nach dem würdigen Beichtvater und ließ ihn mit der Meldung des Vorhabens sogleich zu sich bitten. Bruder Sebastian trat mit freudefunkelnden Augen ein; denn er hoffte ja, daß sein Waizen nun auch bald blühen werde. Im Halbkreis saßen die drei Männer um den Tisch, als ob sie Gericht halten wollten; Frau Christine wurde abgesandt, das Schlachtopfer herbeizuführen. Bebend ging sie. Lenchen hatte sich wieder Fassung errungen; sie hatte inbrünstig gebetet und alle die frommen Entschließungen des vorigen Tages wieder in ihrem Herzen befestigt. Schweigend folgte sie der Mutter; und doch fuhr sie heftig zusammen, als sie in die Thüre trat und das Triumvirat erblickte. Der Vater zog sie vor den Tisch, geduldig stand sie, ihr Todesurtheil zu empfangen. Der schreckliche Mönch sprach es:

er machte ſie mit dem Willen Gotthardts und ihrer Eltern bekannt und ermahnte ſie gehorſam zu ſein. Stumm hörte ſie ſeine lange Rede an; nur einzelne große Tropfen perlten aus ihren Augen. Gefragt wurde ſie weiter nicht, ob ſie ihre Zuſtimmung gebe. Die eingeladenen Nachbarn und Freunde traten herein, ihre Glückwünſche abzulegen; das arme Mädchen blickte immer ſtumm vor ſich hin. Auf Anregung ihrer Mutter gewann ſie es ſogar über ſich, den Leuten zu danken. Unbekümmert um ihren tobenden Schmerz zechten die Andern und der halbberauſchte Bergmann zog ſie endlich auf ſeinen Schoos; ſie ertrug es.

In einer Stunde wußte das ganze Städtchen, daß Klingers Lenchen die Braut des reichen Bergmanns ſei; Niemand konnte ſich erklären, wie das ſo ſchnell gekommen. Auf der Scene des vorigen Abends ruhte gar lange der Schleier des Geheimniſſes; denn die Köhler hüteten ſich wohl, etwas davon zu verrathen.

Gotthardt kaufte dem Kloſter ein großes Haus in Grünhain ab, richtete ſich ſchnell eine bedeutende Wirthſchaft ein und da Alles von vielem Wohlſtande zeugte, ſo erregte er die größte Aufmerkſamkeit, und von manchem Mädchen wurde die unglückliche Mag-

dürftig benedet. Sonntags darauf wurde das Paar getraut; der Abt Liberius verrichtete ſelbſt die heilige Handlung. Magdalena behielt immer ihre Standhaftigkeit; nur da ſie als Frau in das neue Haus trat, wo ſie künftig ihr Leben vertrauren ſollte, ſank ſie der bekümmerten Mutter ohnmächtig in die Arme. So viel Geld auch Klinger und ſein Eidam hatten aufgehen laſſen und ſo koſtbar Alles beim Feſte eingerichtet war; die wahre Freude wollte ſich bei den vielen Gäſten nicht einſtellen; denn bleich und unbeweglich, die rothen Augen ſtets auf eine Stelle gerichtet, ſaß die Braut einem Marmorbilde ähnlich an der reichbeſetzten Tafel; ihr Geiſt ſchien ganz abweſend; denn ſie antwortete auf die an ſie gerichteten Fragen gar nichts oder verkehrt. Der heuchleriſche Mönch baute auf ihren troſtloſen Zuſtand ſeine liſtenen Plane; er hoffte ſie bald zu tröſten und zu erhalten.

Die Hochzeit war vorüber, das Opfer gefallen; trübe wurden die Tage, des traurigen Winters Vorboten meldeten ſich. Magdalena war gelaſſen in der Gegenwart ihres hüſtlichen Mannes; aber, wenn er im Bergwerke war, weinte ſie ſtill und nur die Mutter war ihres Grams Vertraute. —

Wiland war am Montag Morgen faſt beſinnungslos von ſeinen Gefährten im Walde gefunden worden. Stumm und verſchloſſen blieb er die folgenden Tage, arbeitete mechaniſch und mit Haſt was ihm unter die Hände kam, und nur zuweilen, wenn er hinab in das Thal blickte und das Bergwerk ſah, zuckte es wild in ſeinem Geſichte und ein tiefer Seufzer entflieg ſeiner Bruſt. Das Gerücht von Lenchens Verlobung war natürlich bald in die Köhlerhütten gedrungen, doch ſchonend verbarg man es dem leidenden Burſchen. Als der folgende Sonntagmorgen kam, war er plötzlich verſchwunden. Ängſtlich ſuchte ihn Schmidt, ſein Vetter, da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er wohl doch etwas erfahren und nach Grünhain gegangen ſein möchte; und von der Verzweiflung des jungen Menſchen das Gräßlichſte befürchtend eilte er mit unruhiger Haſt nach der Stadt. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht. Wiland war von einem innern unerklärlichen Triebe geleitet dorthin entwichen, hatte ſich bei den Leuten, die in Maſſe um das Kloſter verſammelt waren, um das Brautpaar zu ſehen, befragt und war dann ſtill in die Kirche geſchlichen. In einer einſamen Ecke fand ihn Schmidt. Kein Zeichen der Verwunderung gab er von ſich, als ſein

Pflegevater zu ihm trat und auf die Frage, was er hier zu beginnen gedenke, antwortete er ziemlich ruhig, er wolle ein Lamm vom Wolfe hinwürgen sehen. Seine Ruhe war fürchterlich. Unbewegt blieben seine Augen, sein Gesicht, als er die bleiche Braut erblickte, fast ohne Athem zu holen stand er während der ganzen heiligen Handlung. Nach derselben drängte er sich hastig unter die an der Seite des Wegs stehenden Menschen, welchen das Paar nach Hause zu nehmen mußte. Schmidt faßte ihn fest am Arme. Mit niedergeschlagenen Augen ging Lenchen vorüber, sie sah den Geliebten nicht; aber Gotthardt, der froh triumphirend seine Augen in der Menge umher warf, wurde von dem zermalmenden Blick des jungen Köhlers so hart getroffen, daß er verwirrt seine Schritte verdoppelte. Mit Mühe zog der besorgte Schmidt seinen Neffen fort, dem die verhaltene Wuth den Schaum vor den Mund trieb. Nur sehr schwer war er zur Rückkehr zu überreden, weder Freunde und Verwandte, noch Wohnung und Berg wollte er wieder sehen, dort lag ihm ja ewig das verhaßte Bergwerk vor Augen. Schmidt versprach ihm gleich morgen mit nach Eiterlein zu gehen, und den folgenden Frühling solle er seine Meiler in einer andern Gegend brennen lassen. Endlich

folgte er; unterwegs aber brach er in lauten Jammer aus.

„Das war's," klagte er, „weshalb mir stets so sehr vor dem Winter bangte. Wie werd ich ihn ertragen können! Für mich ist nun Alles todt."

„Sei ein Mann, Christoph!" verwieß ihm Schmidt die verzagten Klagen. „Schäme dich deiner Weichlichkeit! Mit dem Frühling wird's dir wieder besser werden, und diesen Winter wollen wir dir schon die Zeit vertreiben."

Ungläubig schüttelte Wiland den Kopf. Als sie zu Hause angelangt waren und er das Bergwerk erblickte und ihm einfiel, daß sein tödtlicher Feind täglich den Weg an ihren Hütten hinnehmen, daß er mit ihm, ja mit Lenchen unvermeidlich zusammentreffen müsse, da tobte er von neuem. „Vetter," sagte er, „ich halt's nicht aus; ich will heute selbst noch fort nach Elterlein. Hier wird mir jede Minute zur Höllenqual."

„So gehe mit Gott, mein Sohn!" sprach gerührt der Köhler; Margaretha kam auch weinend herbei. Beiden dauerte des armen Jungen. Da ging Wiland hin zu seiner geliebten Quelle, an der er so oft von Lenchen geträumt, wo er zuletzt noch in ihren Armen den Himmel offen gesehen hatte,

eh ihn der entsetzliche Schlag getroffen. Wehmüthig nahm er einen frischen Trunk und dann Abschied von ihr; schweigend drückte er den theuren Pflegeeltern die Hände und schied. Aber nicht nach Eiterlein hinauf nahm er seinen Weg; was sollte der Unglückliche dort beginnen? Im Thale hinab lief er eilig nach Nordwesten zu, unbekümmert wohin ihn seine Füße tragen möchten und was er beginnen wolle. In die weite Welt, fern von dem Orte, der die schmerzlichsten Erinnerungen für ihn hatte, fort von der Stadt, die das geliebte Weib und den verhaßten Bergmann in sich schloß, wollte er, wohin, war ihm gleich.

So war er auf ungebahnten Pfaden über Berg und Thal durch Dick und Dünn fortgerennt, ohne sich umzusehen, bis der Strom der Mulde seinen Schritten eine andere Richtung gab. Abwärts verfolgte er das wilde Ufer des reißenden Bergstroms immer in seine düstern Gedanken versenkt. Plötzlich hörte er sich angeredet. „Wohin des Wegs, Bursche?“ und als er die Augen aufschlug stand ohnfern von ihm auf einer kleinen Anhöhe ein langer hagerer Mann mit schwarzbraunem Gesichte und wunderlicher Kleidung.

„Mir gilt's gleich," erwiederte Wiland eintönig. „Ich suche mir ein Grab und das find' ich wohl überall."

„Du bist wohl toll?" lachte der Tater; — denn ein Solcher war der Anredende — „hast kaum mit der Nase in die Welt gesehen; weißt wohl viel, wie's hinter den Bergen aussieht, und schwatzest was vom Grabe. Dein Lieb ist dir wohl untreu geworden?"

Unwillig über den spottenden lustigen Ton des Mannes wollte Wiland weiter ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Na, nur nicht so hitzköpfig!" rief Jener und war mit zwei Sätzen vor ihm. „Du mußt doch Spas verstehen. Sag was fehlt dir, vielleicht ist zu helfen."

„Mir kann Niemand helfen."

„Vielleicht läßt sich aber doch dein Unglück erleichtern, wenn's sich auch nicht gleich mit der Wurzel ausrotten läßt. So thu doch nur das Maul auf!"

„Könnt ihr mir einen Herrn schaffen, der mich mit in den Krieg nimmt?" fragte Wiland plötzlich von einem Gedanken durchzuckt.

„Kann Rath werden," erwiederte der Tater. „Komm und folge mir!"

Unbesorgt wohin ihn der sonderbare Führer bringen werde, stieg Wiland hinter ihm her, den Berg hinauf, wanderte auf dem Rücken desselben ihm nach bis sie an einen Felsen kamen. An diesem stiegen sie bergab und standen nach einigen Schritten vor einer Höhle. Jählings schoß der Berg vor ihr ab bis in's Thal, wo gerade darunter die Mulde einen tiefen Kessel bildete. Mehrere braune häßliche Gesichter guckten neugierig aus der Höhle. Wiland besann sich, daß er vor der berüchtigten Teufelskluft und unter den noch berüchtigtern Tatern stehe. Zu jeder andern Zeit würde ihn Furcht vor diesem Hexenvolke angewandelt haben; jetzt war's ihm ganz willkommen, in ihre Gesellschaft gerathen zu sein. Sein Begleiter rief den Andern etwas zu, was Wiland nicht verstand. Eben schickte er sich an, die Höhle zu ersteigen, als ein Ritter mit einer Laute in der Hand am Arme eines schönen Mädchens den Berg unter ihm erklimmte. Bald waren Beide bei ihm.

„Nun was bringst du da für einen schwarzen Gesellen, Eule?" fragte der Ritter, Wiland betrachtend.

„Einen Sohn des Jammers, Ritter Mosen," erwiederte der Tater. „Vielleicht könnt ihr ihm helfen. Zwar kenn ich selbst seine Wunde noch nicht;

er wird's aber bald von sich geben. Estrella sah den hübschen Jungen mit dem gramzerstörten Gesicht so gutmüthig und mitleidig an und sagte dann ihrem Ritter etwas in's Ohr, was dieser bejahte.

„Zurück mit ihm!" kreischte Chiskas Stimme aus der Tiefe der Höhle hervor. „Bringt ihn auf die Höhe des Felsens, dort sprecht mit ihm; noch hab ich seine Sterne nicht erforscht."

Alle stiegen wieder hinauf. Dort war auf dem ragenden Gipfel auf ebenem Grund eine Hütte mit Tisch und Bänken erbaut. Darin setzten sie sich nieder und Wilhelm von Mosen forderte den Köhler auf, ihm seinen Kummer zu berichten. Wiland faßte zu dem offenen redlichen Gesicht des Ritters und zu Estrellas heiteren gütigen Mienen Zutrauen und beichtete aufrichtig vom Anfang bis zum Ende sein Unglück. Estrella weinte helle Thränen. „Der Gotthardt" sagte sie, „ist doch ein böser Geselle; nie hab ich ihn leiden können; aber er ist Chiskas und Nekos Liebling und mächtig durch den Beistand ihrer Kunst. Wir können dich und deine Geliebte nur bedauren, armer Junge. Wohl sind wir selbst mittelbar an deinem Verluste schuld; doch wenn nicht der Bergmann, so hätte bald ein Anderer dir deine Geliebte entführt; du selbst hättest sie nie von ihrem

ſtrengen Vater erhalten. Trennung iſt das trübe Loos vieler Herzen; tröſte dich mit Andern.“ Dabei blickte ſie wehmüthig ihren Ritter an, der die Deutung dieſer Worte wohl verſtand.

„Willſt du mein Knappe werden, Burſche?“ fragte Moſen den jungen Köhler. „Dann ziehſt du mit heim auf meine Burg, wo wir dieſen Winter unter Waffenübungen und Vorbereitungen auf den nahen Krieg zubringen. Mit dem Frühling geht das Schlagen los, da kannſt du bald was leiſten.“

Gleichſam als hätte ihm ein Engel dieſen Vorſchlag gethan, ſtürzte Wiland vor dem Ritter auf die Knie, erfaßte ſeine Hand und rief: „Um Gott, Herr Ritter, nehmt mich auf, ich will euch treu und eifrig dienen; führt mich aber mitten in die wildeſte Schlacht, dort hoff ich wird's mir wieder wohl werden.“

„Ein Wort!“ ſagte der Ritter. „Nur noch wenige Tage verweilen wir hier; dieſe kurze Zeit wohnſt du im Schloſſe zu Stein da unten, wo das Thal ſich erweitert. Folge mir, ich will dich dahin bringen.“

Mit einem Theil ſeiner Schmerzen weniger, gehorchte Wiland dem Befehl und ging in einiger Entfernung dem ſchönen Paare nach. Eſtrella drückte

zum Dank für die Erfüllung ihrer Wünſche dem Ritter zärtlich die Hand.

„Wer iſt dieſer Gotthardt?“ fragte er ſie. „Schon oft habe ich euch von ihm ſprechen hören.“

„Ein ſehr böſer Menſch,“ erwiederte Eſtrella. „Vor einigen Jahren hat er ſich in Böhmen an uns geſchloſſen, weil ihn der Arm der Gerechtigkeit wegen ſeiner Frevelthaten verfolgte. Bald war er mit Chiska und Neko einverſtanden und wer weiß, wozu er ſich von ihnen brauchen ließ. Ich war noch ſchier ein Kind und konnte nichts hindern. Von Neko lernte er den Bergbau und wird von dieſem nun benutzt, die nahen Bergwerke zu betreiben. Von uns ſelbſt konnte nichts Bedeutendes vorgenommen werden; auch mußte ſich Neko, um einen guten Gewinnſt aus den unterirdiſchen Schätzen, die er hier und im ganzen Gebirge verborgen weiß, zu ziehen, mit dem Abt des Kloſters in Verbindung ſetzen. Mit Freuden wurde er dort aufgenommen, erhielt Schutz für uns und das Verſprechen eines Theils der Ausbeute. Gotthardt wurde nun herbeigeholt, vom Abt und Neko ſehr unterſtützt und kann deshalb für einen reichen Mann gelten, obgleich er es noch nicht iſt. Doch wird er ſich bald Reichthümer erworben haben.“

„Konnteſt du aber die Heirath nicht verhindern?“ fragte Moſen.

„Erſt heute erfahre ich das erſte Wort davon. Klüglich hat man mir Alles verborgen und Neko hat mit den Mönchen die Sache allein betrieben. Nun iſt es nicht zu ändern; ich kann nicht gegen Chiskas Macht handeln.“

„Die Zeit wird die Schmerzen des Armen heilen, ſo wie ſie die meinigen lindern muß. Auch mich trennt ja das unbezwingliche Schickſal bald von der Hälfte meines Herzens.“

„Wenn der Frühling kommt, ſehen wir uns wieder,“ flüſterte Eſtrella, und ein feuriger Kuß brannte auf ihren Lippen. Dann griff der Ritter wehmüthige Accorde auf der Laute und wanderte an dem Arm ſeiner Schönen durch das wilde Thal an dem eilig dahin ſtürzenden Strom hinab. Wiland ging gedankenvoll hinterdrein.

Als ſie im hochthürmigen Schloſſe angelangt, entließ Moſen den Cäſar, der zeither die Stelle eines Knappen verſehen, und wieß Wiland ſeinen neuen Poſten an. Gelehrig horchte dieſer auf jedes Wort und begriff den Dienſt leicht. Hurtig ging er ſogleich an das Geſchäft, ſo daß der Ritter ſeine Freude an ihm ſah.

Der kühle Abend war unterdessen gekommen und Wilhelm schlich wieder durch das hintere Pförtchen der Burg hinaus an den Bergrücken, an welchem die Burg lehnt und in dessen Gebirgsfortbildung, Mehltheuer genannt, die Höhle lag. Hinter den Felsen am Schlosse erwartete ihn Estrella wieder. Auf einer Rasenbank ruhte er bald in den Armen des liebenden und geliebten Mädchens; rechts ragte das feste hohe Schloß in die ergrauenden Himmelswolken, hinter ihnen thürmten sich die Felsenblöcke auf, links erhob sich die mäßig hohe Bergkette und zu ihren Füßen glitt der Strom durch sein felsiges Bett sich weit hinüber ausbreitend. In seinem spiegelreinen Gewässer schimmerte der glührothe Widerschein des letzten Sonnengrußes. Wilhelm griff wieder in die Saiten und sang, von Estrellas reiner harmonischer Stimme erwiedert:

„Wenn der Abend duftig stille
Wandelt durch die Thäler hin,
Ruh ich an des Busens Fülle
Meiner holden Königinn."

„„Wenn des Tags Gestirn versinkend
Purpurner die Wellen küßt,
Eil ich dorthin, wo mir winkend
Meines Königs Aug' mich grüßt.""

„Auf dem Buſen träum ich ſelig
Meines Lebens ſchönſten Traum,
Und die Nacht berührt allmälig
Uns mit ihres Kleides Saum."

„„Und es ſtrahlen mir die Augen
Heller als des Tages Stern;
An den Lippen kann ich ſaugen
Meines Königs, meines Herrn""

„Und mit meinem Arm umwind ich
Meine Königinn und welch
An dem Buſen ruhend ſind ich
Dein ihr großes weites Reich."

„„An den Augen, an dem Munde
Überraſchet mich die Nacht;
Und ich fühl zu jeder Stunde
Stärker ſeine Königsmacht.""

Als ſie geendet, ſanken ſie ſich von den zärtlichſten Gefühlen gezogen wieder in die Arme; aber plötzlich wurden ſie durch ein lautes Beifallklatſchen von einander geſchreckt. Raſch und beſtürzt wandten ſie ſich um, und Moſen erblickte zu ſeiner nicht geringen Verlegenheit den Grafen Friedrich von Schönburg, den Beſitzer des Schloſſes Stein, der kaum eine Viertelſtunde im Thale, welches der Bergrücken Mehltheuer vom Muldethal trennte, auf dem Schloſſe Hartenſtein wohnte. Dicht hinter dem Felſen, vor

welchem das liebende Pärchen saß, ging die Straße von Stein nach Hartenstein hin; er war vorüber geritten, hatte den Gesang gehört, war vom Pferde gestiegen und dem Schall der Stimmen nachgegangen.

„Gott grüß euch, mein lieber Gast!" redete er den Ritter Mosen an. „Haltet mir's nicht für ungut, daß ich euch störe in eurem schönen Spiel. Aber der reizende Klang und die Neubegierde, die Schöne, die euch beglückt, kennen zu lernen, lockten mich unwiderstehlich heran." Mit diesen Worten sprang er herab; Estrella hatte sich aber schon in ihren weiten Schleier dicht gehüllt und das schärfste Auge hätte keinen ihrer Züge entdecken können.

„Graf," sagte Mosen verlegen, „euch trieb wohl noch eine andere Absicht."

„Nun ich gesteh's gern," erwiederte Jener; „ich wollte mich überzeugen, ob es wahr sei, was man hierherum allgemein von euch spricht; und da das nun geschehen ist, so nehme ich eben so wenig Anstand, euch freundschaftlichst zu warnen. Das Gerücht kann leicht zu den Ohren eurer Mutter und der ganzen Ritterschaft gelangen, und das möchte unangenehme Folgen für euch haben. Nehmt den Rath, euch bald von hier zu entfernen, so auf, wie

ich ihn euch gebe. Seid versichert, daß ich es sehr gut mit euch meine."

„Ich bin euch dafür Dank schuldig, Graf," entgegnete Mosen empfindlich; „doch wäre meine baldige Abreise auch ohne denselben vor sich gegangen. Ich ergreife deshalb die Gelegenheit, euch für eure Gastfreundschaft meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen; ich reise morgen schon."

„Ritter, ich wollte euch nicht beleidigen und doch sagt mir der Ton eurer Stimme, daß ihr euch verletzt fühlt. Ich war stets euer Freund, ich hoffe es ferner zu bleiben."

„Das wolle Gott!" erwiederte Mosen. „Darf ich auf eure Verschwiegenheit rechnen?"

„Ihr könnt Schlösser auf sie bauen. Aus meinem Munde geht kein Laut über das hervor, was ich gesehen und gehört habe. Und so lebt wohl."

Schnell war der rüstige junge Graf ihren Blicken entschwunden. Von bösen Ahnungen und den Schmerzen des nahen Scheidens durchdrungen sanken sich die Liebenden einander an die Brust und tranken lange ihre warmen Küße.

Schweigend wandelten sie dann wieder hinauf nach der Höhle. Zwischen den Felsen waren mehr-

rere kleine Hütten erbaut. In einer derſelben hatte ihnen die Liebe ihr Lager gebettet. Dort brachten ſie die letzte ſelige Nacht noch im Genuſſe aller ſüßen Gaben zu, welche ſich zwei zärtliche Herzen bieten können. Wilhelm ſchlürfte noch einmal den Becher der höchſten Erdenluſt in den Armen ſeiner Königinn und leerte ihn wonnetaumelnd bis zum Boden. Wie die Natur rein und unbefangen in ihrem ewig fruchtbaren und doch ewig keuſchen Schoße alle die ſüßen Früchte erzeugt, die des lebenden Geſchöpfs Daſein verſchönen und ihm durch den hinfälligen nur als Mittel dienenden Stoff das rein geiſtige Entzücken bereitet, ſo brachen ſie ihre Kinder in ſeliger Stunde auch rein und unbefangen und blieben der Mutter treu in ihrem Genuſſe; denn was wahre Liebe fordert und gewährt, das iſt ſtets umfangen von dem Mantel der züchtigen Keuſchheit. Die Form iſt ſtets dieſelbe; nur der in ihr wohnende Geiſt, die Reinheit des Willens und der That, die Körper und Geiſter zuſammenführen, bilden den Unterſchied zwiſchen der hohen göttlichen Liebe und der gemeinen menſchlichen Sinnlichkeit.

Der neue trübe Herbſttag begrüßte den Ritter auf ſeinem Roſſe. Hinter ihm her in den knappen Leibrock gehüllt, mit ſchwankender Feder am hell-

blauen Baret, ritt Wiland rüſtig und tummelte den hohen Gaul. Er war ein ſtattlicher Kämpe geworden. Die Sehnſucht ſchnell aus der bekannten Gegend zu kommen wurde zur Ungeduld; der Ritter verſtand ihn, und bald jagten ſie in ſauſendem Galopp davon.

Günther von Schwarzburg-Schwarzburg war der Letzte seines Stammes. Nur zwei Töchter waren aus seiner Ehe erblüht, von denen die Ältere an Graf Ludwig von Gleichen, Herrn zu Blankenhain, die Jüngere an Heinrich von Gera, Herrn zu Lobenstein, vermählt war. Diese beiden Schwiegersöhne Günthers trachteten nach dessen reichen Besitzungen und suchten den alten Grafen zu bereden, sie zu seinen Erben zu machen. Aber in seinen früheren Jahren schon hatte der Graf mit seinen Vetter, dem Grafen Heinrich 29 von Schwarzburg-Blankenburg einen Erbvertrag errichtet. Nach dem Tode des Letzteren war er nicht aufgehoben und deshalb mit seinen Rechten an den jungen Heinrich 31, den Sohn, übergegangen. Aber Graf Ludwig von Gleichen bearbeitete seinen Schwiegervater so lange, bis dieser an seinen Vetter Heinrich wortbrüchig zu werden beschloß. Um einen guten Beistand zu haben, wenn die Sache zu Thätlichkeiten kommen sollte, was zu vermuthen stand, hatte sich Ludwig heimlich mit den Freunden des Churfürsten verbunden und der Versammlung zu Thamsbrück beigewohnt.

Nun, da er und sein Schwager, Heinrich von Gera, von Günther das schriftliche Erbversprechen erhalten hatten, vermochte er Beide, der churfürstlichen Partei beizutreten. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg wandte zwar alles Mögliche an, um den alten Günther an die Pflicht des Worthaltens zu binden, aber es halfen weder Bitten noch Drohungen und der Schmerz, ein so schönes Land zu verlieren, brachte ihn bald zu dem Entschlusse, kräftigere Maßregeln zu ergreifen.

Fastnacht des Jahres 1447 war unterdessen herangekommen und Günther zog mit seinen Schwiegersöhnen nach Erfurt, wo sie verabredetermaßen eine Menge der mächtigsten Herren aus Thüringen und den angränzenden Ländern versammelt fanden. Außer denen, welche schon in Thamsbrück gewesen waren, kamen hier die Grafen Günther und Hans von Beichlingen, die Schenken von Tautenburg, die Grafen Vollrath und Günther von Mansfeld und viele Andere zusammen; der Erzbischoff von Magdeburg, die Bischöffe von Merseburg und Naumburg schickten Bevollmächtigte, durch welche sie dem Bündnisse gegen den Herzog beitraten; die Bürgerschaft der Stadt Erfurt schloß sich an, und so war der Bund in kurzem groß und stark. Die Meisten

ſtimmten dafür, wie man auch früher ſchon beſchloſſen hatte, erſt eine Geſandtſchaft an den Herzog abgehen zu laſſen, aber Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera hatten eine ſtarke Partei dagegen geworben; denn ſie befürchteten mit Recht, ſobald der Herzog den Verbündeten Manches nachgeben und ſich mit ihnen verſöhnen würde, möchte er darauf dringen, daß die Anſprüche Heinrichs von Schwarzburg-Blankenburg, der auf ſeiner Seite ſtand, geltend und ihre ſchönen Hoffnungen zu nichte gemacht würden. Und ſie ſetzten es durch, daß man den Herzog ganz überging und dem Churfürſten Treue und Ergebenheit verſichern ließ. Günther von Schwarzburg und ſeine Schwiegerſöhne legten dem Churfürſten zugleich ihre Wünſche an's Herz, baten um Aufhebung des Erbvertrags und um Beſtätigung des Vermächtniſſes Günthers, wodurch das Land nach ſeinem Tode an Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera fiele. Der Churfürſt froh, einen ſo mächtigen Anhang in Thüringen gefunden zu haben, gab gern Alles zu und verſicherte dieſe Einzeln ſo wie die ganze Verſammlung ſeines Schutzes und ſeiner Gnade. Die Verbündeten gingen hierauf auseinander um ſich zu rüſten.

Schon im April begann der erbitterte Ernſt von Gleichen die Feindſeligkeiten, ohne auf die Andern zu warten. Er hatte einen Haufen von achthundert Mann zuſammen gerafft und brannte vor Ungeduld, ſeine Rache befriedigen zu können. Wüthend ſtürzte er über die Vitzthumiſche Pflege bei Camburg her und verwüſtete Land und Dörfer grauſam. Dieſer erſte Angriff war für die Andern das Signal. Der Erzbiſchoff von Magdeburg, Bruno von Querfurt, Graf Günther von Mansfeld eroberten Schloß und Stadt Nebra, Apels Eigenthum. Hermann von Harras und die Grafen von Beichlingen beſetzten die gleichfalls Jenem gehörige Stadt Wiehe mit dem Schloſſe; jeder Ort, der ſich zu widerſetzen wagte, wurde zerſtört und ſeine Ländereien zu Grunde gerichtet. So geſchah es um Roßla und Dornburg, wo Graf Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera übel hauſ'ten.

Herzog Wilhelm ſchäumte vor Wuth über die Untreue ſeiner Lehnsleute. Mit ſo viel Leuten, als er ſchnell zuſammen bringen konnte, zog er gegen das Schloß Wendelſtein, den Sitz Chriſtians von Witzleben, und nahm es mit Sturm. Ohne Schonung warf er Chriſtians Gemahlinn heraus und erbitterte, durch dieſe unzarte Behandlung einer Edel-

frau die Gemüther ſeiner Gegner immer mehr. Das Schloß ſelbſt zerſtörte er von Grund aus. Ein gleiches Schickſal hatte gleich darauf das Hermann von Harras gehörige Schloß Atzmanſtedt.

Dieſes waren die Vorläufer des Kriegs. Fürchterlich entbrannte er nun von allen Seiten. Der Würfel war gefallen und die Kriegsfurie ließ alle ihre Schrecken los, Land und Menſchen in den jammervollſten Zuſtand zu verſetzen.

Um den Churfürſten Friedrich hatten ſich ſeine Getreuen verſammelt. Kunz von Kauffung war einer der Anführer des Heeres, unter ſeinem Haufen befand ſich Wilhelm von Moſen mit dem kampfbegierigen Wiland. Hildebrand von Einſiedel und Niklas Pflug befehligten andere Abtheilungen. Der Churfürſt ſelbſt ſtand an der Spitze. Wie im Fluge überſchwemmten ſie den ganzen Erzgebirgiſchen Kreis, zogen von da über Altenburg nach dem Oſterlande und verwüſteten Alles, was dem Herzog gehörte. Auf dieſem Zuge nahm der Churfürſt das Schloß Lichtenwalde, ein Beſitzthum Apels Vitzthum, und übergab es Chriſtian von Witzleben zum Erſatz für das zerſtörte Schloß Wendelſtein.

Der Mai war unterdeſſen vorübergegangen und hatte des Frühlings ganze Pracht enthüllt, aber mit

Wehmuth überſchaute das Auge des unglücklichen Landmanns die Verwüſtungen, die der üppig ſchaffenden Natur Hohn ſprachen. Herzog Wilhelm rüſtete ſich immer furchtbarer; Zorn und Rache loderte aus ſeinem heftigen Gemüth. Der Churfürſt bot gleichfalls alle Kräfte auf, ſeinen Plan durchzuſetzen. So ſah man einer Hauptſchlacht entgegen. Kunz, der immer in ſeines Herrn Nähe war, fing allmälig an, demſelben wieder gütlich zuzureden und von Friede und Einigkeit zu ſprechen. Georg von Bibenberg war zu Hauſe geblieben und war ihm alſo nicht im Wege; Hildebrand von Einſiedel unterſtützte ihn, und obgleich der Churfürſt anfänglich hartnäckig ſchien, ſo lieh er doch den vereinten Worten ſeiner Feldherren endlich ein Ohr. Die drohende Heeresmacht Herzog Wilhelms that freilich auch das Ihrige hinzu.

„Mein Bruder," ſagte er einſt bei einem Zwiegeſpräch mit Kunzen, „taugt nicht zum Regieren. Die Poſſen, die er im Kopfe hat, ſind heut zu Tage kaum einem Raufbold mehr anſtändig. Mit dem Zuſchlagen iſt nicht Alles abgethan."

„Erlaubt mir," erwiederte Kunz, „wenn ich darin etwas anderer Meinung bin. Der Herzog iſt ein handfeſter Ritter nach alter guter Weiſe; das

neue Weſen iſt ihm verhaßt. Ihm ſtellen ſich die edeln Männer der Vorzeit in all ihrer Kraft und Herrlichkeit dar, und ihnen nachzufolgen, gleich zu ſein, iſt ſein Streben. Und fürwahr da hat er ſo unrecht nicht; es iſt gewiß eine große kühne und kräftige Zeit geweſen, als das wahrhaftige Ritterthum noch blühete. Solcher Helden, wie jene erzeugt hat, bringt unſer Geſchlecht nur noch wenige hervor, die an alter herzlicher Sitte hängen, bei denen Wort und That eins ſind. Herzog Wilhelm iſt ein ſolcher; ſein Gemüth iſt gerade aufrichtig und ehrlich, und wie ſein Sinn ſtark und kräftig, ſo iſt's ſein Arm; wie jener hart, ſo iſt's ſein Schwert. Das aber iſt eben der Punkt, wo ihn die Wichte umgarnen; ſie ſpiegeln ihm alte teutſche Treue und Herzlichkeit vor, ſie ahmen ein herrliches altes Ritterweſen zum Scheine nach. Von außen ſieht ſich das Ding angenehm zu; inwendig aber ſind ſie lauter Lug und Trug. Das ſieht aber der Herzog nicht und meint er hat Leute ſo recht nach ſeiner Art um ſich."

„Kunz, ihr ſeid auch auf dem falſchen Wege, ſo gut wie mein Bruder. Was träumt ihr da Alles vom alten guten Ritterthum. Die Sache iſt herrlich geweſen zu ihrer Zeit; nun iſt's vorbei. Ein

Blinder müßt ihr ſein, wollt ihr nicht ſehen, daß ſich's jetzt um was Anderes handelt."

„Ei, immer um Treu und Glauben, teutſche Redlichkeit und Tapferkeit. Solche Tugenden ſollen mit Gott ihren Werth behalten in alle Ewigkeit."

„Dagegen hab ich nichts! Sie müſſen ſich in unſeren Tagen nur in anderer Form zeigen. Die Treue, der Glaube, wie ſie vor zweihundert Jahren blühten, mögen ihrem Gehalt und ihrer Reinheit nach auch unter uns walten, aber ſich nicht ſo entäußern, wie damals. Jene Redlichkeit erfordert jetzt manche Einſchränkungen; Zeit und Verhältniſſe gebieten es, und wer klug iſt, folgt ihren Eingebungen. Die Tapferkeit der alten Haudegen iſt ſchier ganz unbrauchbar geworden. Was helfen uns unſere Schwerter, und wären ſie noch ſo lang und ſo ſcharf, was nützen dieſe ſtarken eiſernen Rüſtungen, die ſonſt Lanzenſtich und Schwerthieb abwendeten? Eine einzige Kanonenkugel wirft den Tapferſten zu Boden. Fürwahr die Zeit iſt eine ganz andere geworden."

„Um deſto mehr ſollten wir uns wahren, daß wir die Alten blieben, ſollten feſthalten an der Sitte der Väter. Wir würden wohl jene Tage zu-

rückrufen können, an deren Geſtalten mein Herz hängt."

„Wollt ihr allein gegen den Strom ſchwimmen, Kunz? Wißt ihr nicht den guten Spruch, daß Alles unter der Sonne ſeine Zeit hat? Glaubt mir, mit eurem Weſen iſt's vorüber; die Verhältniſſe des Lebens ſind verſchlungener geworden und deshalb ſchwieriger zu löſen, als mit der geraden Redlichkeit und dem ſcharfen Schwert. Es wird noch ganz anders kommen."

„Dann mag ich nicht mehr leben!" erwiederte Kunz mürriſch. „Soll denn auch Bruderliebe untergehen in eurer neuen Zeit?"

„Kunz, ihr ſeid bitter und kränkt mich. Wagt das nicht ferner! Ich weiß was ich ſtets meinem Bruder ſchuldig bin."

„Wohlan ſo ſchont ſeines Landes! Verſöhnt euch erſt in Wahrheit mit ihm und laßt einmal das Herz zum Herzen reden; dann wird ſich das Übrige finden. Der Apel müßte ein Teufel ſein, wollte er dennoch zwiſchen euch treten. Ich denke, das läßt ſich ſchon verhindern."

„Ich will abermals nachgeben," erwiederte der Churfürſt, „obgleich ich ſehr beleidigt bin. Aber damit ihr, deſſen guten Willen ich kenne, und das

ganze Land sehe, daß es nicht an mir liegt, so soll ihm die Hand zum Frieden geboten sein, wenn er mir entgegen kommt. Ihr habt schon einmal den Friedensstifter gemacht, seht zu, wie weit ihr's jetzt bringt."

„Verlaßt euch auf mich und mein Wort!" rief Kunz freudig und verließ den Churfürsten, um sich zum Herzog zu begeben. Die folgende Stunde fand ihn schon auf dem Wege. Obgleich unwillig über seines Herrn geäußerte Ansichten, hielt er doch dieselben mehr für einen Widerhall von Bibenbergs schlechten Grundsätzen und hoffte sie mit der Zeit zu vertilgen und den Beherrscher Sachsens für die gute alte Sache wieder zu gewinnen. Im Lager des Herzogs traf er den Landgrafen von Hessen und den Markgrafen von Brandenburg, die Wilhelm eben bearbeiteten, die Feindseligkeiten einzustellen. Kunz wurde von diesen mit herzlicher Biederkeit empfangen, und vereint mit den beiden erstgenannten Fürsten überredete er den Herzog, eine Zusammenkunft zu bewilligen. Weislich verhüteten es die Vermittler, daß Apel Vitzthum nichts von der Verhandlung erfuhr, und als sie erst das feierliche Wort des Herzogs hatten, reiste Kunz wieder ab vom Landgrafen und Markgrafen begleitet. Durch

das Zureden seiner Schwäger gewonnen, willigte der Churfürst in die Zusammenkunft, die zur folgenden Woche in Naumburg gehalten werden sollte. Kunz war nun geschäftiger, als jemals; bald war er hier bald dort; der Churfürst und der Herzog zeigten sich ihm beide geneigt und er glaubte nun selbst sein Ziel nicht mehr fern. Der Erstere gestand Hildebrand von Einsiedel im Vertrauen, daß er thöricht gewesen, Bibenbergs Rathschlägen zu folgen, die unchristlich und verderblich wären, und daß es Kunz weit besser mit ihm vorhabe. Diese Äußerung erfuhr Kunz sogleich wieder und sie erfüllte ihn mit großer Freude. Zugleich stieg in seinem Geiste ein neuer Plan auf, von dem er sich große Wirkung versprach. Der Churfürst war nämlich fromm und gottesfürchtig und ein Freund der Geistlichen. Wenn er sich in Meißen aufhielt, pflegte er viel mit dem Bischof dieser Stadt umzugehen und sich manchen Rath von ihm zu erbitten. Dieser war Kaspar von Schönberg, der Bruder von Kunzens Mutter. Kunz war von ihm sehr geliebt und hatte oft in Meißen vertrauliche Zwiesprache mit ihm über den Zwist der fürstlichen Brüder gehabt. Doch da der Bischof kein großes Interesse an weltlichen Händeln nahm und lieber der Kirche mit allen Eifer

als ein gottergebener Mann diente, so hatte er sich bis jetzt nicht in den Streit gemischt und den Churfürsten weder zu noch abgerathen. Jetzt aber glaubte Kunz sei die Zeit gekommen, daß ein Wort seines Oheims zum Frieden gesprochen seine gehoffte Wirkung nicht verfehlen würde. Deshalb schickte er einen Boten mit einem Schreiben nach Meißen ab und ersuchte den Bischof um eine gütige Fürsprache beim Churfürsten. Und in kurzer Zeit erhielt er die gewünschte Antwort. Sein Oheim schrieb ihm, wie er zum Dienste Gottes das Versöhnungswerk übernommen und dem Churfürsten in das Gewissen geredet habe; kein Mittel, was das Christenthum darböte, sei von ihm unbenutzt gelassen; auch habe auf sein Veranstalten die Churfürstinn Margaretha ein Bittschreiben um Frieden an ihren Herrn erlassen. Die hohe Frau sehne sich vorzüglich nach ihrer Base Anna und wünsche eine Zusammenkunft, und wenn sie auch heimlich geschehen müsse, mit derselben gar sehr. Er möge daher dieselbe bald zu bewerkstelligen suchen.

Kunz hatte kaum diese erfreuliche Mähr vernommen, so eilte er schon mit seinem Knappen auf geheimen Wegen, verhüllt und unkenntlich nach Weimar, der herzoglichen Residenzstadt. Spät am

Abend langte er dort an und ſtieg im Hauſe eines ihm bekannten Bürgers ab. Hier erfuhr er, daß die Herzoginn vor einigen Tagen von einer Tochter geneſen ſei. Sie in der Nacht in's Geheim zu ſprechen, wußte er keinen Weg weiter ausfindig zu machen, als ſich an ihren Beichtvater zu wenden, der ihm als ein heiliger Mann beſchrieben wurde, an dem Anna mit ganzer Seele hänge. Tief in ſeinen Mantel gehüllt ging Kunz nach dem Schloſſe und verlangte von einem Diener ihn zum Pater Euſebius zu führen.

„Er iſt bei der Herzoginn," erwiederte dieſer.

„Deſto beſſer! So ruf ihn und bringe mich nach ſeiner Zelle."

„Ihr müßt mir erſt euren Namen ſagen."

„Dir nicht; dem Pater will ich ihn ſchon ſagen. Berichte nur daß ein Freund ſeiner harre."

Zögernd ging der Diener. Nicht lange ſo ſchritt ein hoher ernſter Mann in der Kutte den Gang herab auf Kunzen zu und bemühte ſich beim Scheine der Fackeln, die ihm die Diener vortrugen, ein ihm bekanntes Geſicht zu entdecken. Kunz trat ihm ehrerbietig näher und ſagte: „Hochwürdiger, erlaubt mir ein Wort unter vier Augen; es betrifft eine euch betreffende Angelegenheit."

Schweigend leitete ihn der Pater in sein Wohnzimmer; die Diener setzten die Kerzen auf seinen Wink nieder und entfernten sich.

„Was ist euer Begehr?“ fragte Euseblus mit einem scharfen prüfenden Blick auf Kunzen. Da schlug dieser den Mantel zurück und stand in der kostbaren funkelnden Rüstung vor ihm, eine riesige Gestalt, so daß der Pater einen Schritt zurückwich.

„Darf ein Mann von Wort und Treue auf eure Verschwiegenheit rechnen bei einer ehrlichen gerechten Sache?“ fragte der Ritter.

„Wenn sie nicht gegen meine Pflicht streitet.“

„Nein, ihr thut ein Werk der Liebe und der Barmherzigkeit.“

„So laßt hören; ihr seht mich bereit.“

„Meldet mich bei der Herzoginn und bittet sie mir ein kleines Gehör zu schenken in eurem Beisein. Doch darf keine Seele im Schlosse etwas davon wissen. Mein Name ist Kunz von Kauffung; was ich bin, sagt euch dieses stählerne Kleid.“

„Es ist des Herzogs strenger Befehl, daß kein Fremder Zutritt zu seiner Gemahlinn habe, er sei weß Standes und Geschlechts er wolle.“

„Ihr seid der Beichtvater der Fürstinn; ihr Befehl muß bei euch den seinigen überwiegen. Ihr

baut euch eine Stufe mehr zum Himmel, wenn ihr meinen Willen erfüllt, auch wird dieser Dienst weder von der Herzoginn noch von Andern unbelohnt bleiben. Ich weiß, ihr thut ihr eine große Liebe damit; drum befragt sie. Schlägt sie mein Begehr ab, so gehe ich gleich wieder."

Nachdenkend ging der Pater; ungeduldig erwartete Kunz seine Zurückkunft. Freundlicher als erst trat jener in die Zelle.

„Nach Mitternacht, wenn Alles schläft im Schlosse und die Wärterinnen entfernt sind, soll ich euch zur Herzoginn geleiten," lautete sein Bericht. „Unterdeß sollt ihr euch gütlich thun an Speis und Trank, womit ich euch gleich bedienen werde."

Nach wenigen Minuten stand der Tisch voll Lebensmittel; aber Kunz war zu unruhig, um viel genießen zu können, nur mit einigen Zügen aus der hellen Weinkanne stärkte er sich. Dabei betrachtete er seinen Wirth etwas genauer und überzeugte sich immer mehr, daß er nicht an den unrechten Mann gekommen sei. Im Gesichte des schon bejahrten Geistlichen lag viel erhabene Würde, seine Blicke waren ruhig und fromm; eine gottergebene Heiterkeit schwebte über seinem ganzen äußeren Wesen.

„Ihr ſeid der edeln Herzoginn mit ganzer Seele zugethan, Hochwürdiger, und das mit Recht," unterbrach Kunz das Schweigen.

„Wer ſollte ſie nicht lieben und verehren, der Sinn hat für weibliche Tugend und Größe!" erwiederte der Pater mit Feuer. Seine hohe Geſtalt gewann dabei mehr Leben und Bewegung und aus ſeinen Augen leuchtete innere Freude. „Sie iſt das herrlichſte Weib, das ich kenne."

„Fürwahr ich muß euch beiſtimmen; ſie iſt der köſtlichſte Edelſtein in des Herzogs Krone."

„Wohl, aber er hat nicht ſo viel eiteln Glanz und Prunk, um mit ſeinem Werthe dem Herzog immer in die Augen zu fallen."

„Ich verſteh euch; er iſt der Welt ergeben."

„Und ſie dem Himmel; ſie hat das beſte Theil erwählt."

„Sie liebt ihren Gatten."

Mit unglaublicher Treue und Anhänglichkeit. Wollte doch der Himmel ſolche engliſche Liebe würde nur halb erwiedert! Doch laßt uns davon ſchweigen; es ziemt dem Knechte nicht, mit ſeinem Herrn zu rechten."

Schweigend wandelte der Pater fortan durch das Zimmer. Kunz lehnte im großen Ruheſtuhl

ſeines Wirthes in tiefes Nachdenken verſunken. Wunderbare verzerrte Geſtalten der Zukunft tauchten vor ſeinem innern Auge auf; das Bild des Herzogs, Annas und der ſchönen Katharina miſchten ſich bunt durcheinander. Alles war wie ein böſer Traum bei offenen Augen, aus dem ihn endlich des Paters Stimme weckte.

„Es iſt Zeit, daß wir gehen," redete er ihn an; „die Thurmuhr hat ſchon lange die zwölfte Stunde verkündet. Die Herzoginn erwartet uns nun."

Leiſe auf den Zehen ſchlichen ſie durch die finſtern langen Gänge und Hallen des Schloſſes. Alles Leben ſchien aus ihnen gewichen. Kunzen gemahnte es, als ging's in das Reich der Todten hin und der Pater begleite ihn auf ſeinem letzten Wege. Als ſie eine breite Treppe hinaufgegangen waren, öffnete der Pater behutſam mit einem Schlüſſel eine Thür. Ein Paar Lichtſtrahlen fielen durch ein in dem Gange befindliches Fenſter. Nachdem die Thüre wieder leiſe verſchloſſen war, faßte Euſebius den Ritter bei der Hand, führte ihn durch das Vorzimmer und ſchob die Thüre zurück, welche in das Gemach der Herzoginn führte. Mit heiliger Scheu trat Kunz in dieſen Tempel der Unſchuld. Ein Paar Kerzen brannten auf groſen ſilbernen Leuchtern

auf dem Tiſche, hinter ihnen ſtand ein Lichtſchirm. Dieſer lenkte Kunzens Augen nach dem Bette, welches durch ihn mit matter Dämmerung übergoſſen war. In holder ſittiger Anmuth lag die Herzoginn ſanft ſchlummernd auf demſelben. Züchtig war ſie in ein ſchneeweißes weites Gewand gehüllt, in die Farbe der Unſchuld, deren ſchönſtes Bild auf Erden ſie ſelbſt war. Das goldene Haar floß aufgelöſt über den rechten Arm herab, den ſie unter das Haupt geſtützt hatte; der linke Arm war hinüber gebogen und ihre Hände gefaltet, als ob ſie unter Gebet entſchlafen ſei. Ein heiteres himmliſches Lächeln ſpielte in den Zügen ihres bleichen Geſichtes. Das matte Licht umwebte ſie wie mit einem Heiligenſchein. Ruhig und lieblich floß des Othems Welle aus ihrem kleinen Munde. Zu ihrer rechten Hand ſtand das Wiegenbett mit ihrem kleinen Ebenbilde, das ſo ſchön wie die Mutter ſchlief. Ihr zu Häupten ſtand ein kleiner Altar, mit einem Crucefix; über demſelben hing ein Bild der Mutter Gottes mit dem Chriſtuskind auf dem Arme. Auf dem Tiſche vor den Lichtern lag ein aufgeſchlagenes lateiniſches Gebetbuch. Man ſah, daß ſie zuletzt darin geleſen hatte. Kunz ſtand wie an den Boden gezaubert; kaum wagte er Athem zu holen in dieſem Heilig-

thume, wo die Kinder des Himmels unſichtbar bei ihrer Schweſter wohnten. Unwillkührlich falteten ſich auch ſeine Hände und ein leiſes Gebet ſchwebte ihm über die Lippen. Als wenn mit dem Eintritt in dieſes Gemach, wo der reine ätheriſche Geiſt der Tugend und Religion ihm entgegen wehte und ſeine weichen Schwingen ihm an die von Erdenwünſchen bewegte Bruſt ſanft anſchmiegte, alles Unheilige und Unreine von ihm gefallen ſei, hob ſich ſein Herz leichter und freier unter frommen Gedanken, die alle ein Gebet wurden, nicht mit Worten und Lauten ausgeſprochen, aber tief empfunden im innern Weſen ſeines Seins.

Der Pater war am Bette niedergekniet, hatte die Arme kreuzweiß auf die Bruſt gelegt und das Haupt herabgebeugt. Auch er betete für die ſchlummernde Unſchuld.

„Seht ihr dieſen Engel!“ flüſterte er dann Kunzen zu. „In ſolch holder Geſtalt und nicht ſchöner wandeln ihre entkörperten Genoſſen oben im Urquell des Lichts in des Vaters Angeſicht.“ Kunz verneigte ſchweigend das Haupt. Da trat Euſebius zum Lager und ſprach: „Gelobt ſei Jeſus Chriſt!“ Und Anna ſchlug die großen ſchönen himmelblauen Augen auf, die von ihrem überirdiſchen Vaterlande das herrlichſte Zeugniß gaben. Kunz glaubte in die

wonnevollen Tiefen des Himmelreichs selbst zu sehen mit seinen Wundern und seiner Pracht, als ihr gläubiger Blick auf ihn fiel, und neue Schauer der Andacht durchwehten ihn. Sanft erhob sich die schlanke Gestalt, ringte das seidene Haar auf den Scheitel und befestigte es mit der goldenen Nadel, sorgsam sah sie dann nach der Wiege hinüber.

„Mein werther Ritter Kauffung," redete sie nun mit welcher herzengewinnender Stimme, „was führet euch zu mir?"

„Zweierlei ist's, durchlauchtige Frau, daß ich zu eurem Dienst mich aufgemacht. Für's Erste hab ich die gute Hoffnung, daß wir bald Frieden haben im Land; die fürstlichen Brüder haben sich einander wieder genähert. Nun gehet meine Bitte dahin, ihr möget doch bei eurem Gemahl ein gut Wort einlegen und ihn bereden, daß er der bösen Rathgeber sich abthut und den Frieden ernstlich schließt."

„O mein lieber Kauffung," fiel ihm die schöne Wöchnerinn in die Rede, „vermöcht ich bei dem Herzog das Geringste auszurichten mit meinen Bitten und Flehen, ich hätte mir die Hände wund gerungen, um ihn zu bewegen. Aber glaubt es, sein Herz ist wie Stein gegen mich. Nur für meine Worte allein sind seine Ohren taub. Doch ich will

noch nicht alle Hoffnung aufgeben; ich will ihn bitten, flehen, seine Knie umfassen, bis er den Frieden annimmt und meines geliebten Vetters Willen erfüllt, der ja auch der meinige ist."

„Ist's möglich, edle Frau," entgegnete Kunz erstaunt, „daß ihr so wenig vom Herzog geliebt seid?"

„Wer sagt euch das, Ritter?" sprach sie bestürzt. „Klangen meine Worte wie eine Anklage gegen meinen Gatten und Herrn, so nehm ich sie zurück. Es wäre unbillig, mehr Liebe von ihm zu verlangen. Der wilde Krieg nimmt seinen Geist ein; er ist zu viel beschäftigt und deshalb entschuldige ich ihn gern und lieb ihn nach wie vor mit gleicher Anhänglichkeit und Treue. Doch laßt mich davon schweigen. Nur ein ungenügsames schlechtes Weib kann über ihren Gatten klagen bei einem Dritten, und dann hat sie sicher seine Geringschätzung verdient. Ihr spracht von zweierlei Ursachen eures Kommens, Kauffung, theilt mir die andere mit."

„Meine gnädige Churfürstinn, Frau Margaretha, trägt groß Verlangen, euch zu umarmen; ich weiß ihr habt schon lang nach ihr geseufzt. Nun gedenkt der Churfürst nach geschloßnem Frieden seinen Wohnsitz in Altenburg aufzuschlagen; die Churfürstinn wird mit ihren Kindern und dem Hofstaat

in einigen Wochen ſchon dort verweilen. Auf eurer Hochzeit bot ich euch meine Dienſte an; ich bin gekommen zu erfüllen, was ich verſprach. Gebt mir euren Wunſch zu erkennen, wann ihr mit meiner gnädigen Frau die Zuſammenkunft zu halten gedenkt, und laßt mich dann für das Weitere ſorgen."

„Ritter, ihr erfüllt das heißeſte Verlangen meiner Seele; aber wo ſoll ich ſie ſehen, daß kein Verrätherauge mich entdeckt und meinem Gemahl die Mähr hinterbringt, der erzürnen würde über das Beginnen?"

„Wenn der Friede in kurzem zu Stande kommt, ſo wird er's euch ſicher nicht wehren und dann kommt ihr nach Altenburg. Sollten ſich aber die Unterhandlungen an des Herzogs Hartnäckigkeit wieder zerſchlagen, oder in die Länge ziehen, ſo kommt in vier Wochen auf meine Burg bei Altenburg. Dort könnt ihr unerkannt ſo lange verweilen, als ihr wollt."

„Doch wie ſoll ich dahin gelangen? Wie vermag ich ohne Wiſſen meines Gemahl dieſes Schloß zu verlaſſen? Nicht eine Stunde kann ich mich entfernen ohne ſeine Erlaubniß."

„Im Kloſter zu Pegau befindet ſich, wie ihr wiſſen werdet, ein wunderthätig Marienbild. Führt

euer Erstgeborenes dahin und befehlt es der Obhut der heiligen Jungfrau. Unter dem Schutze der hohen Gottesmutter werdet ihr die Pflichten der Liebe und Verwandtschaft erfüllen, die euch in die Arme eurer Base führen. Nehmt diesen würdigen Mann, euren Kaplan, zum Begleiter mit auf die Reise, so kann der Herzog nichts argwöhnen; mir aber laßt Tag und Stunde wissen, so will ich euch mit einigen Knappen bei Pegau erwarten und euch sicher geleiten auf meine Burg, wo die Churfürstinn mit ihren Kindern, so wie mein eigenes Weib euch sehnsüchtig erwarten werden."

„Aber thu ich auch keine Sünde daran, mein Vater," wandte sich jetzt Anna zu Eusebius, „daß ich mit solchem Thun ohne meines Gemahls Mitwissenschaft ihn hintergehe und betrüge?"

„Fürchtet euch dessen nicht!" erwiederte der Kapelan. „Ihr betet täglich dreimal für ihn zu allen Heiligen und seid ihm sonst gehorsam in allen Stükken. Auch begeht ihr kein Schelmstück und nichts was eurer ehelichen Lieb und Treu Eintrag thäte; zwei fromme Werke sind eurer Reise Zweck. Wäre der Herzog so gottergeben wie ihr, er würd es nicht hindern. Habt ihr aber doch Besorgniß um euer

Seelenheil, ſo will ich euch ſühnen und abſolviren von aller Schuld."

Da ſtrahlte der Herzoginn Antlitz verklärt von himmliſcher Freude. „Ich komme, Ritter!" rief ſie bewegt und reichte Kunzen ihre Alabaſterhand. Dieſer bückte ſich gerührt nieder und küßte dieſelbe ehrerbietig.

„Meldet meiner Baſe, wie ſehr mich's nach ihr verlangt und daß mir jetzt ſchon das Herz vor Wonne zittert, ſie bald daran zu drücken. Euch aber, edler Kauffung, ſoll's Pater Euſebius zu wiſſen thun, wann wir nach Pegau zu reiſen gedenken. Geht mit Gott und vergeßt meiner nicht in eurem Gebet!"

„Amen!" ſagte der Kaplan und ſchlug das Kreuz des Segens über Kunzen.

„Amen!" ſagte leiſe der bewegte Ritter nach und faltete die Hände, gleich jetzt der frommen Anna zuletzt ausgeſprochnen Wunſch zu erfüllen. Dann küßte er noch einmal der Reinen Hand, verneigte ſich und ſchlich leiſe wieder dem Pater nach durch die Hallen bis zu einer kleinen Pforte, die ihm ſein Führer leiſe öffnete. Unbemerkt kam er in's Freie. Durch die ſtille Nacht eilte er nach ſeinem Abſteigeplatz, rüttelte den ſchlafenden Schreinitz auf und be-

ſteg mit ihm, ſo wenig Luſt derſelbe auch dazu bezeigte, die Pferde. Im raſchen Trabe flogen ſie durch das Thor und über die ebene Fläche nach des Churfürſten Lager zu. Freundlich und milde ſah die goldenaugige Frühlingsnacht auf ſie hernieder. —

Der Churfürſt war durch Kaspars von Schönberg, des Biſchofs von Meißen, frommen Hirtenbrief ſo gerührt und weich geſtimmt worden, daß er aller übereilten Pläne und ſeines Zorns vergeſſend nichts ſehnlicher wünſchte, als Frieden und Ausſöhnung mit ſeinem Bruder. Kunz ermangelte nicht, ihn in ſeinen Anſichten zu beſtärken. Dadurch ſtieg er immer höher in des Churfürſten Gunſt und wurde ihm unentbehrlich; denn der Letztere ſah in des Ritters Thun und Handeln nur die rechtlichſten uneigennützigſten Abſichten. Kunzens eigentlicher Plan lag viel zu tief und verſteckt, um von ihm erkannt zu werden. Der Hof kam nun nach Altenburg, und Georg von Bibenberg und der Kanzler Magdeburg, die innigſten Freunde und deshalb Kunzens Widerſacher erſtaunten nicht wenig, dieſen in ſteter Geſellſchaft des Churfürſten zu finden, als ſie zur Betreibung des Friedensgeſchäftes nach Naumburg berufen wurden. Sie ſahen bald ein, wie ſchwierig es ſei, den kräftigen ihnen ſo gefährlichen Ritter wieder aus

ihres Herrn Gunſt zu verdrängen, doch waren ſe eben ſo gut unter einander eins, daß dieſes zu ihrem eigenen Heil geſchehen müſſe. Die Mittheilung des Abtes Liborius gewann für ſie nun erſt recht an Werth; Schade nur, daß ſie den verhängnißvollen Brief Kunzens nicht in Händen hatten. So vermochten ſie ohne Beweis keine Anklage aufzuſtellen und ſchmiedeten in Geheim an dem Plan zu des verhaßten Ritters Sturz.

Der Churfürſt begab ſich mit ſeinem ganzen Gefolge ſelbſt nach Naumburg; dazu gehörten die Heerführer Hildebrand von Einſiedel, Niklas Pflug und Kunz von Kauffung, alle drei die innigſten Freunde: ferner des Letzteren jüngere Brüder, Dietrich und Heinrich von Kauffung, Wilhelm von Moſen, Wilhelm von Schönfels, alle mächtige Anführer bedeutender Schaaren. Die Grafen Ernſt und Ludwig von Gleichen, Heinrich von Gera, Hermann von Harras, die Grafen von Stollberg, Weichlingen und Mansfeld und noch viele andere thüringiſche Herrn kamen ebenfalls nach Naumburg. Auch erſchien dort auf die Einladung des Churfürſten der Biſchof von Meißen, Kaspar von Schönberg, der Oheim der Kauffunge. Wibenberg und Magdeburg wußten nur zu gut, daß alle dieſe Kun-

zens Freunde und Verbündete waren, und regten ſich wegen der Stärke ſeiner Partei, die des Churfürſten und damit doch gleichſam ihre eigene Sache verfochten hatte, mit keinem Worte. Nicht wenig kränkte es Bibenberg, daß er ſelbſt durch Briefe und Boten im Namen des Churfürſten alle die thüringiſchen Edeln zum Übergange aufgefordert und Kunzen dadurch leichtes Spiel gemacht ja zur Verſtärkung ſeines Anhangs ſelbſt alles Mögliche beigetragen hatte. Daß Kunz ſo fein ihnen dieſen Streich geſpielt, brachte ſeine Gegner in Wuth und ſie ſchwuren ſeinen Untergang, auf welche Art auch immer derſelbe zu bewerkſtelligen ſei.

Herzog Wilhelm hatte ſeinen Aufenthalt auf dem Schloſſe Freiburg unweit Naumburg genommen; dort umgaben ihn die drei Brüder Apel, Buſſo und Bernhard Vitzthum, Bernhard von Kochberg, Friedrich von Witzleben und Graf Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg. Nach Naumburg kamen die Markgrafen Johannes, mit dem Beinamen der Alchymiſt, und Albrecht von Brandenburg, der teutſche Achilles genannt, als Abgeſandte ihres Bruders, des Churfürſten Friedrich 2, des Schwagers der ſtreitenden fürſtlichen Brüder, der andere Schwager, der Landgraf Ludwig von Heſſen,

der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Merſeburg und Naumburg, die Abgeſandten der Stadt Erfurt und viele Grafen und Ritter. Da man allen perſönlichen Streit der fürſtlichen Brüder vermeiden wollte, ſo übernahm Markgraf Albrecht des Herzogs, Ludwig von Heſſen des Churfürſten Partei, und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Mit großer Feierlichkeit zogen alle paarweiſe, die weltlichen und geiſtlichen Fürſten in der höchſten Pracht ihres Standes, die Andern feſtlich geſchmückt unter dem Geläute aller Glocken in die St. Georgenkirche. Ein großes Hochamt vom Erzbiſchof von Magdeburg und den übrigen Biſchöfen gehalten, ging voran; darauf begann das Zwiegeſpräch. So ſehr ſich aber auch die Parteien in den Perſonen der verwandten Fürſten einander näherten, ſo verhinderte doch die beharrliche Forderung des churfürſtlichen Anwalts, der Herzog ſolle die Vitzthume von ſich entfernen, die Vereinigung. Der Markgraf von Brandenburg hatte den Auftrag, ſolches ſtreng zu verweigern und da er, um nichts unverſucht zu laſſen, eine berittenen Eilboten auf das Schloß Freiburg ſchickte und den Herzog nachzugeben bat, ſo ließ dieſer durch ſeines Bruders neue Anmaßung aufgebracht, trotzig erwiedern: der Chur-

fürſt möge doch vorher an ſeinem eigenen Hofe aufräumen, es gäbe da ſchlechtere Geſellen, wie er nimmermehr um ſich dulden würde. Den Apel Vitzthum, deſſen Brüder und ſeine übrigen treuen Räthe würde er nicht von ſich entlaſſen, und ſollte der Krieg noch dreißig Jahre dauren. Ein zweiter Punkt, über den die Sachwalter nicht fertig werden konnten, war die Erbſtreitigkeit der beiden Grafen von Schwarzburg. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg war unter der Bedingung zu des Herzogs Wilhelm Partei getreten, daß er ihm zu ſeinem Rechte und nach Günthers Abſterben zu den ſchwarzburgiſchen Ländern verhelfen ſolle. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg verlangte alſo jetzt im Namen des thüringiſchen Herzogs von Günther von Schwarzburg-Schwarzburg die neue Beſtätigung des alten Erbvertrags und das unverbrüchliche Verſprechen, daß ſein Vetter Heinrich ſein alleiniger Erbe ſein ſolle. Dazu war aber dieſer ſo wenig, wie ſeine beiden Schwiegerſöhne geneigt; die Letzteren hatten als ein Paar wackere Kämpfer im Kriege dem Churfürſten die beſten Dienſte gethan, und dieſer hatte zum Dank die Aufhebung des Erbvertrags beſtätigt und dem Grafen Ludwig von Gleichen und dem Ritter Heinrich von Gera den künftigen

Beſitz der Länder ihres Schwiegervaters zuerkannt. Keine von beiden Parteien wollte ein Haarbreit nachgeben und ſo geſchah es, daß man bis gegen Abend ſtritt und am Ende gar nichts ausgemacht war. Der Landgraf von Heſſen begab ſich zum Churfürſten, Albrecht von Brandenburg zum Herzog, um beide günſtiger zu ſtimmen, damit ſie den folgenden Tag mehr ausrichten möchten. Er erſchien, und nach vorhergegangenen religiöſen Zeremonien begannen die Fürſten wieder zu unterhandeln. Aber kein Haupt der Parteien hatte eine ausgedehntere Inſtruction erhalten, deshalb war eben ſo wenig wieder an eine Vereinigung zu denken, und ſie ſchloſſen endlich vorzüglich auf Kunzens Betrieb einen Waffenſtillſtand auf vier Wochen. Kauffung hoffte in dieſer Zeit die Brüder ſelbſt zuſammen zu führen und dadurch zum Frieden günſtiger zu ſtimmen. Die Parteien trennten ſich und jede begab ſich in das Lager ihres Fürſten. —

Eines Abends ſaßen die Brüder Kauffung, Moſen, Schönfels und Einſiedel in einem Zelte beiſammen im trauten Geſpräch, und beratheten ſich, wie ſie es anzufangen hätten, um Bibenberg und Magdeburg, die unſern davon in einem andern Zelte waren, den letzten Stoß verſetzen zu können, um ſie,

wenn auch vor der Hand noch nicht ganz zu entfernen, aber doch in des Churfürſten Augen ungültig zu machen. Da trat der Biſchof von Meißen in ſeinem prächtigen Ornat herein. Sein ehrwürdiges Äußere, die ſtolze Haltung ſeines hohen kräftigen Körpers, das edle feurige Auge, das von des Greiſes Jugendfeuer ſprach und die ergrauten einzelnen Locken geboten jeglichem Ehrfurcht. Alle erhoben ſich von ihren Sitzen und die Knappen entfernten ſich.

„Es iſt mir ein Schreiben an dich zugekommen, mein Sohn," redete er Kunzen an, der ihm mit freudigen Gruß entgegen ging: „ich wünſche ſelbſt näher mit dir über den Inhalt deſſelben zu ſprechen, und da es Eile hat, ſo hab ich mich ſelbſt aus der Stadt zu dir begeben."

„Nehmt meinen Dank, hochwürdiger Ohm!" erwiederte der Ritter, nahm den Brief, erbrach und las ihn beim Lichte der Kerze. Er war vom Kaplan der Herzoginn Anna, Euſebius. Dieſer benachrichtigte ihn, daß die hohe Frau mit ihrer Prinzeſſinn morgen nach Pegau zu reiſen gedenke; der Herzog habe ſeine Einwilligung gegeben. Er und einige treue verſchwiegene Knechte würden ſie

begleiten. Die Herzoginn mahne den Ritter an sein gegebenes Wort.

Freudig steckte Kunz den Brief in die Tasche und ging mit seinem Oheim hinaus in die warme mondhelle Nacht, um auf und abwandelnd dessen näheren Willen zu vernehmen.

„Kunz," sagte der Bischof, „ich möchte dir rathen, nicht selbst zu gehen; du spielst ein gefährliches Spiel."

„Wie meint ihr das? — Ich gab der Herzoginn mein Ritterwort."

„Dann reite. Aber hast du dir jemals Rechenschaft abgelegt, ob alle deine Handlungen, die dem Anschein nach so edel sind, aus reinem gottergebenen Herzen kommen? Solltest du weiter gar keine Absichten haben, als die beiden so nah verwandten Familien wieder zu vereinigen und den unglückseligen Streit beizulegen?"

„Welche andere wären es?" fragte Kunz betreten. Da faßte ihn der Bischof scharf in's Auge.

„Ich kenne deinen ungezähmten Ehrgeiz, der sich schon in dir zeigte, da du noch ein winzig Knäblein warst. Du bist meist unter meinen Augen aufgewachsen, jene Leidenschaft wuchs mit dir. Welche Gesinnungen führte dich mit deinem Weibe

zuſammen; ich glaube ſie ſo gut wie dich durchſchaut zu haben. Kunz, ich warne dich! du kämpſt gegen zwei Schlangen, um ihnen den Kopf zu zertreten, nur damit du ihnen die goldenen Kronen vom Haupte nehmeſt und ſie beide auf dein eigenes ſetzeſt. Bedenke, daß ſie die Übermacht über dich gewinnen können und dann biſt du verloren."

„Nimmermehr!" rief der Ritter und ſeine Augen glühten.

„Gemach! Du haſt einen wilden aufbrauſenden Sinn; du kannſt keine Kränkung vertragen. Aber gerade dieſe Hitze kann Alles verderben. Den krummen Schleichwegen deiner Gegner biſt du nicht gewachſen; du willſt immer gerade durch. Der Churfürſt liebt dieſen alten biedern Ritterſinn nicht; er iſt ein Freund weitläufiger Verhandlungen und macht ſolche verwickelte Geſchäfte lieber in der Mitte ſeiner Räthe mit der Feder ab, als unter ſeinen Rittern mit dem Schwerte. Und er thut recht, Menſchenblut zu ſchonen. Aber dort kannſt du ihm in nichts dienen; Magdeburg, ein vielkundiger rechtserfahrner Mann, und Bibenberg mit ſeinem beſonnenen ſtets wohl durchdachten Rathe ſind ihm unentbehrlich. Beim Herzog Wilhelm vermöchteſt du mehr auszurichten, aber Apel Vitzthum iſt ſchlauer

als du, und wird dir den Weg ewig verſperren. Könnteſt du des Churfürſten und des Herzogs Meinungen in dir vereinigen, was aber der Sache ſelbſt wegen unmöglich iſt; ich wollte dir Glück wünſchen. Aber dieſe beiden Brüder ſtehen ſich einander gegenüber wie die alte und neue Zeit. Der Herzog iſt ein ächter alter Ritter, der Churfürſt ein gewandter liſtiger Staatsmann. Beiden kannſt du nicht zugleich genügen, und ſo hoch du auch jetzt in des Churfürſten Gunſt ſtehſt, ſo wirſt du entbehrlich, ſo bald dir der Friede das Schwert einzuſtecken gebeut."

„Ihr irrt euch in unſerem Herrn, lieber Ohm, er iſt nur ein lenkſamer Mann, der gerade nicht viel Selbſtſtändigkeit hat. Was ihr für ſeinen eigentlichen Charakter haltet, das haben ihm Magdeburg und Bibenberg erſt eingeſchwatzt. Sind ihm die von der Seite, ſo iſt er ein würdiger Sohn ſeines Vaters, des ſtreitbaren Friedrichs."

„Wollte der Himmel, daß ich irrte! Aber als der Bruder deiner ſeligen Mutter halte ich es für meine Pflicht, dir meine Meinung an den Tag zu legen."

„Wofür ich euch ewig Dank ſchuldig bin."

Ihr Geſpräch wurde von einem heftigen Streit unterbrochen, der ſich unfern von ihnen vor dem Lager zwiſchen einigen Menſchen erhob und bald ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Zwei wurden mit Einem Handgemein, der ihnen bald unterlag; die Sieger ſchlugen wacker mit den Fäuſten auf den jammernden Geſtürzten los und ließen ihrer Wuth im vollſten Maß freien Lauf. Kunz ſprang hinzu, um dem Frevel zu wehren, ſtaunte aber nicht wenig in den Schlägern ſeinen eigenen Knappen Schweinitz und den Knappen ſeines Freundes Moſen, Wiland, und in dem Untergelegenen ſogar einen Mönch zu erkennen. Ohne ſich lang zu beſinnen vergalt er den Ungezogenen mit gleicher Münze, die nun erſchrocken von ihrem Gegenſtande abließen. Schweinitz ſtand ehrerbietig vor ſeinem Herrn; Wiland aber ſchäumte vor Wuth.

„Was habt ihr Buben mit dieſem Manne vor?“ donnerte Kunz und half dem keuchenden Mönch auf.

„Herr,“ erwiederte Schweinitz mit weinerlicher Stimme, „ich ſchlug nur aus Gefälligkeit gegen meinen Freund mit drauf.“

„Nun dann will ich auch aus Gefälligkeit für ihn dich samt ihm wieder durchhauen. Was aber bewegt dich, Wiland, zu solch abscheulichem Verfahren, dich an diesem gottgeweihten Manne zu vergreifen?"

„Herr Ritter," rief der Knappe, „dieser gleisnerische Schurke hat das beste Mädchen von der Welt und mich selbst, um das ganze Glück unsers Lebens betrogen. Seine gottverfluchte That hat mich aus meiner Heimath, und aus der friedlichen Hütte in den wilden Krieg getrieben; er verdient die Hölle an mir. Der Mönch Sebastian ist's aus dem Kloster Grünhain. Gott weiß welche Menge von Schandthaten er auf dem Gewissen hat!"

„Zähme deine Lästerzunge, Bube!" zürnte Kunz.

„Wie kommst du hierher, mein Sohn?" redete der Bischof, der unterdessen auch hinzu getreten war, den Mönch an; erschreckt erkannte dieser seinen Fürsten und stammelte in der größten Bestürzung unzusammenhängende Worte.

„Er hat einen Brief in seiner Kutte; das hab ich wohl gefühlt," sagte Wiland; „aber er wehrte sich wie ein Eber, als ich ihm solchen abnehmen wollte."

„Was haſt du hier im Lager zu ſchaffen?“ fragte der Biſchof abermals mit erhöhter Stimme. Doch Sebaſtian konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich befehle dir, mir deines Hierſeins Urſach zu entdecken!“ fuhr der Biſchof eifriger fort. „Oder dich trifft die härteſte Strafe der Kirche.“

„Einen Brief ſoll ich beſtellen von unſerem Abt,“ erwiederte endlich der Mönch ängſtlich.

„An wen?

„An den churfürſtlichen Rath Georg von Bibenberg.“

„Gib mir den Brief, ich ſelbſt will ihn beſtellen.“

„Verzeiht! Ich ſoll ihn Niemandem als dem Bibenberg oder dem Kanzler Magdeburg übergeben.“

„In meine Hand ſollſt du ihn legen, Mönch! Wagſt du mir zu widerſprechen?“

Da holte Sebaſtian zitternd den Brief hervor und übergab ihn dem Biſchof.

„Sage deinem Abt, daß ſein Biſchof das Schreiben beſorgt habe. Du aber eile, daß du aus dem Lager kommſt, es möchte dir ſonſt noch übler ergehen.“

Sebaſtian, froh ſo wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu ſein, machte eilig von dieſer Erlaubniß Gebrauch und war bald ihren Augen entſchwunden.

„Wie ſeid ihr auf den Mönch geſtoßen?“ fragte Kunz jetzt die Knappen.

„Wir gingen ſelbander in der ſchönen Mondnacht,“ erzählte Wiland, „bis vor das Lager heraus und ich klagte eben dem Schweinitz mein großes Leid, wie ich ſo ſchändlich um die Braut betrogen worden, da ſchlich eine vermummte Geſtalt auf das Lager zu und ſuchte uns auszuweichen. Das kam uns verdächtig vor und wir ſchritten eilig drauf los; der Mönch wollte entwiſchen, als er ſah, das wir's auf ihn abgeſehn hatten, aber bald war er von uns eingeholt, und ich erkannte auf der Stelle an der ganzen äußeren Geſtalt und an dem Ton ſeiner Stimme meinen Todfeind.“

„Kunz,“ ſagte der Biſchof, „ich wollte mein Leben verwetten, dieſer Brief gilt uns oder vielmehr dir. Liborius, der Abt in Grünhain, iſt mir feindſelig geſinnt ſeit langer Zeit. Vor zwanzig Jahren, als die Huſſiten in Sachſen und Meißen übel hauſten, war er noch Kloſterbruder, aber ein verſteckter

böſer Geſelle, der mit den Ketzern viel zu ſchaffen hatte, allen rechtgläubigen Chriſten zum Greuel. Er verlockte die andern Mönche zu gleicher Übelthat und der vorige Abt ließ ſich ſogar von ihm verführen. Mein Herz empörte ſich gegen ſolch ketzeriſches Unweſen und als das wilde Böhmenvolk wieder über die Grenzen gejagt war, hielt ich es für heilige Pflicht und Gottes Sache, den Unfug, den das Kloſter getrieben, nach Rom zu berichten an den heiligen Vater. Eugenius that ſie mit Recht in den Bann. Gottes Schickung hat nun gewollt, daß ich des Kloſters Oberherr geworden bin; Liborius kann aber als Abt ſo wenig ſeine Rache verbergen, wie als Mönch ſeine Ketzerei. Klugheit verbietet ihm jemals öffentlich gegen mich aufzutreten, aber im Geheimen ſchleicht er und ſucht, wie er mir eins verſetze. Du biſt gleichſam von meinem Blute und Stamme; der Kanzler Magdeburg und Bibenberg ſind deiner Kühnheit ſchon lange feind geweſen, und es nichts ſicherer, als daß ſie ſich mit meinen Feinden gegen dich verbunden haben."

„Wenn wir den Brief behielten," meinte Kunz.

„Nimmermehr! Ich müßte mich vor mir ſelbſt ſchämen, das erſtemal in meinem Leben ſo im Trüben

zu fiſchen. An deiner Feinde Benehmen erkenn ich ſchon, was die Glocken geſchlagen haben."

Und ſomit ſchritt er haſtig auf das Zelt los, worin die beiden Staatsmänner verhandelten. Kunz aber ging, ſeinen Leuten Befehl zum Aufbruch zu geben, damit er in der Frühe des Tages die Churfürſtinn und ſeine Frau von ihrem hohen Beſuche benachrichtige und endlich noch zu guter Zeit bei Pegau ſei, um die Herzoginn zu empfangen. Als er eben im Begriff war, ſein Roß zu beſteigen, trat der Biſchof noch einmal zu ihm.

„Nur zu wahr habe ich die Beſtätigung meiner Ahnung aus ihren Geſichtern geleſen. Kunz, ich bitte dich nochmals ſei auf deiner Hut!" dies war ſeine Anrede und zugleich Abſchiedsgruß. Die Dunkelheit der Nacht entzog ihn bald des Ritters Blikken und dieſer ritt ſtill mit ſeinem Häuflein durch die Finſterniß, um von Niemandem bemerkt zu werden.

Aus dem Nebel des Morgens tauchten bald die Thurmſpitzen von Altenburg hervor; der immer mehr wich, je näher ſie über die ebene Fläche hinwagend der Stadt kamen. Stolz hob das auf Fel-

ſen gegründete Schloß ſeine Zinnen empor; der Ritter ſprengte zum ſchmalen Steinweg des Berges hinauf und ſtand bald vor dem Lager ſeiner ſchlummernden Gemahlinn. Indem er einen innigen Kuß auf ihre Lippen drückte, ſchlug ſie die großen gebieteriſchen Augen auf und ihr Arm ſchlang ſich freundlich um den geliebten kühnen Mann.

„Anna," ſagte er, „eile hinaus auf unſere Burg; noch heute wird ein dir ſehr willkommner Beſuch dort eintreffen; die Herzoginn und die Churfürſtinn werden ſich in's Geheim drüben ſprechen. Ich habe damit genug geſagt, um von dir Alles erwarten zu dürfen, was ſolche Gelegenheit erheiſcht."

„Ha! endlich werden meine Wünſche erfüllt! in unſern Mauern ſoll ich die hohen Frauen begrüßen, denen mein Geiſt ſich ſo nahe verwandt fühlt?" jubelte die Frau', erhob ſich von ihrem Lager und ſtand triumphirend da in ihrer majeſtätiſchen Geſtalt. „Sorge für nichts, Kunz," fuhr ſie dann wieder zärtlicher fort; „es ſoll an nichts fehlen, was uns in ihrer Gunſt befeſtigen und noch höher ſtellen kann. Ich fliege hinaus, um das Nöthige zu ihrem Empfang anzuordnen." Und ſchon hatte ſie den langen Reitrock übergeworfen, den rothen Lederbund umge-

gürtet und die ſchwarze Haube mit den langen ſchwankenden Federn auf die Fülle ihrer braunen Locken gedrückt. Kunz verließ das ſtolze Weib mit flüchtigem Abſchied und eilte, die Churfürſtinn zu unterrichten. Ihre Söhne an der Hand trat ſie ihm im blendend weißen Morgenanzug gekleidet freundlich aus dem innern Gemach entgegen, als er in das Vorzimmer hereinſchritt. Sie hatte in der Mitte ihrer Kinder die Morgenandacht verrichtet. Jauchzend ſprangen die Knaben an Kunzen hinauf und ergriffen ſeine Hände. Liebkoſend beugte er ſich einen Augenblick zu ihnen herab und ſtattete dann der über die Freude ihrer Kinder lächelnden Herrinn ſeinen Bericht ab.

„Kunz, was haben wir euch Alles zu danken!“ ſagte ſie dann mit noch größerer Freundlichkeit. „Nicht allein meinen Gemahl verbindet ihr euch durch eure Tapferkeit und klugen Rath auf's Innigſte, wie er mir mit vielen Lobſprüchen auf euch wohl gemeldet hat, auch ich und meine liebe Baſe haben große Schulden euch abzutragen, und ſelbſt dieſe Kinder ſind euch mit einer rührenden Anhänglichkeit zugethan.“

„Laßt mich in der Zufriedenheit, der Pflicht getreu nachgekommen zu ſein, meine Belohnung fin-

finden, und erhaltet mir und euer ganzes Haus die Liebe lange, die ich, obwohl unwürdig, beſitze."

„Mein Gemahl müßte der undankbarſte Fürſt ſein, der je den Hermelin getragen, wollte er einmal vergeſſen, was ihr ihm geweſen ſeid. Überlaßt mir die Sorge, daß ihr nach geſchloſſenem Frieden gebührlich belohnt werdet. Doch eilt, mir die geliebte Anna bald in die Arme zu führen."

Kunz verbeugte ſich ſtumm und eilte von ſtillem Entzücken über ſein Glück erfüllt nach dem Roſſe. Die Morgenröthe ſeines Tages begann zu dämmern; nicht ohne eitlen Stolz begrüßte er ihren goldenen Schein und ahnete nicht, daß dieſer Tag ein fürchterliches Gewitter über ſein Haupt zuſammenziehen und er unter den Schlägen deſſelben erliegen würde.

Als er nach Pegau kam, lag die Herzoginn in das einfache Kleid einer gewöhnlichen Ritterefrau und in einen dichten Schleier verſteckt vor dem Bilde der hohen Himmelsköniginn, deren irdiſches Ebenbild ſie war, und flehte im inbrünſtigen Gebet um ihre Gnade und Segen.

„Ihr ſeid pünktlich!“ trat Euſebius mit freu-eheiterer Stirn dem Ritter entgegen, als dieſer durch ie Pforte ſtill in die Kirche ſchritt.

„Wie's dem braven Ritter ziemt!“ war Kunens Gegenrede indem er den freundlichen Gruß wiederte.

„Ihr beſitzet der Herzoginn ganzes Vertrauen“ fuhr der Kapellan fort, „und ich kann euch bei meinem Heiligen zuſchwören, was ich der durchlauchtigen Frau in geiſtlicher Hinſicht bin, das ſeid ihr auf dem Wege in weltlicher zu werden. Drum laßt uns gemeinſchaftliche Sache machen, Ritter Kauffung.“

Prüfend ſchoſſen Kunzens feurige Blicke nach des Paters Geſicht; er hatte noch nie einem Pfaffen getraut, aber in Euſebius's ruhigen Zügen drückte ſich Offenheit und Redlichkeit aus. „Wie meint ihr das?“ fragte Kunz raſch.

„Es kann der edlen Frau Manches begegnen, was ich nicht Macht abzuwenden habe, denn ich führe kein Schwert. Drum ſeid mein Verbündeter zu ihrem Schutz und Beiſtand. Wenn ich eurer bedarf, ſollt ihr Nachricht haben. Ihr verſteht mich doch, oder ſoll ich noch deutlicher reden?“

„Vollkommen! Mein Ritterwort zum Pfande; ich will nie fehlen, wo's für die Edle gilt."

Eben erhob ſie ſich, ſchlug den Schleier über das bleiche Geſicht, erwiederte Kunzens Gruß mit ſtummer Verbeugung und beſtieg haußen ihren Zelter. Ihre eigenen, ſo wie Kunzens Leute umgaben ſie. Kunz ritt neben der Holden, der Pater neben der getreuen Amme mit dem Kinde in der Mitte und raſch gings nach Süden zu. Bald erhob ſich der runde ſtarke Thurm der Burg Gnandſtein vor ihren Blicken, und als ſie die Höhe gewonnen, lag hinten am Hölzchen Kunzens Schloß vor ihnen. Die Herzoginn wurde lebendiger und trieb ihr Pferd zur Eile; bald hielten ſie am Thore. Die Churfürſtinn ſtand außerhalb deſſelben mit Kunzens Gattinn; alle fürſtlichen Kinder und des Ritters Knaben waren um ſie verſammelt. Die Herzoginn wurde von Kunzen herabgehoben, ſchlug den Schleier zurück und ſank mit einem Freudenlaut in ihrer Baſe Arme. Dann umhalste ſie mit Thränen im Auge alle Kinder der Reihe nach. Die Prinzeſſinnen Anna und Amalia liebkoſten die edle Frau und die Knaben boten ihr Mund und Hände entgegen. Anna, Kunzens Gattinn, erfreute ſich ebenfalls der Umarmung der hohen Kö-

nigstochter und ſtolz führte ſie dieſelbe durch das Thor auf die zu ihrem Empfang köſtlich zubereiteten Zimmer, von wo man eine weite Ausſicht über Altenburg und die umliegende Gegend hatte. Das Thor ſchloß ſich hinter ihnen und einige glückliche Stunden für die liebenden Herzen ſtiegen herauf.

Kunz von Kauffung.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig,
W. Engelmann.
1828.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Kunz von Kauffung.

Novelle aus der Geſchichte Sachſens.

Zweiter Theil.

Der Waffenstillstand hatte beide Heere in Unthätigkeit gesetzt; die einzelnen Parteien hielten sich zusammen und verweilten auf den um Naumburg liegenden Schlössern und Ritterburgen. In Freiburg war des Herzogs Wilhelm mächtiger Anhang um ihn versammelt; aber dies war nicht der Ort, wo Apel Vitzthum die Pläne, die ihn beschäftigten, mit seinen Genossen ausspinnen konnte; denn er mußte bei aller Macht, die er über den Herzog besaß, dennoch dessen wachsames Auge fürchten. Und Apel hatte wahrlich gelernt, mit der größten Umsicht und Schlauheit auf seiner Hut zu sein. Deshalb lud er alle seine Freunde und Anhänger auf die Eckartsburg ein, die, an der Grenze Thüringens und nahe an Naumburg gelegen, zu vertrauten Zusammen-

künften ganz geeignet war. Auf einem hohen Berge über dem Städtchen Eckartsberge blickte dieſes ſtolze Schloß mit ſeinen rieſigen Thürmen weit hinein auf die Thäler des rundumliegenden Landes und gewährte deshalb eine gar köſtliche Ausſicht.

Ein frölicher Schmaus, den der reiche Apel gab, obgleich er eben kein großer Freund geſellſchaftlicher Freuden war, hatte viele Ritter dort verſammelt. Die aus der Umgegend hatten ihre Weiber und erwachſenen Töchter mitgebracht, und Apel ließ nicht ohne beſondere Abſichten den beſten alten Wein gleichſam in Strömen ſeinen heiteren Gäſten zufließen.

Unter den anweſenden Rittern ſtanden Apeln in Hinſicht ſeiner geheimen Entwürfe und Berathungen am nächſten ſeine beiden Brüder Buſſo und Bernhard Bitzthum, Bernhard von Kochberg, Chriſtian von Hayna, der Bitzthume Schwager; Baltaſar von Wangenheim, Schwiegerſohn Bernhards Bitzthum, Friedrich von Witzleben und Chriſtoph von Mücheldn. Auch der junge Heinrich von Schwarzburg hatte ſich eingefunden und machte bei den Ritterfrauen und Fräulein wegen ſeiner ſchönen Geſtalt und angenehmen Weſens viel Glück, wozu der Antheil, den man allgemein an ſeinem Erbſtreit nahm,

Manches beitragen mochte. Bei Tafel ſaß er der ſchönen Frau Bernhards von Kochberg, Mechtilden von Brandenſtein, gegenüber, und machte ihr mit vieler Artigkeit den Hof.

„Ihr habt nicht zur Fahne unſeres Wirthes geſchworen; man hört's euch an," ſagte die Ritterfrau ihn hold anlächelnd.

„Wie verſteht ihr das, edle Frau?" entgegnete der Graf von Schwarzburg. „Ich bin ihm mit Freundespflichten zugethan und drum hoff ich er wird mich als ſeinen Anhänger anerkennen, ſo gut als irgend einen der ehrenhaften Gäſte, ja ich wage auf ſeine Gewogenheit Anſprüche zu machen, wie ich mich unterſtehe von dieſem Abend an auf eure Freundſchaft, edle Frau, mir ein Recht anzumaßen und zu behaupten."

„Euer Nachſatz von dem Rechte, das ich euch übrigens mit großer Freude und Bereitwilligkeit zugeſtehe, beſtätigt meine frühere Behauptung. Aber ich muß euch aus dem Traume helfen; ihr ſcheint noch nicht zu wiſſen, daß der Ritter Apel ein groſſer Weiberfeind iſt und mein armes Geſchlecht das unverdiente Schickſal trifft, nie eine Gunſtbezeugung von ihm erfahren zu haben."

„Ihr thut einem alten Manne mit eurem kleinen Spöttereien, die ſich inzwiſchen aus eurem

ſchönen Munde noch immer allerliebſt anhören, gro-
ßes Unrecht," redete ſie Apel an, der eben hinter
ihr hingegangen war und ſein Lob angehört hatte;
indem er ſich bei dieſen Worten etwas herabbog,
milderten ſich die ſteinern Züge ſeines tiefgefurchten
Geſichtes etwas; mit der Hand ſtrich er die langen
ſtruppigen hie und da ſchon ergrauenden Haare zu-
rück, die gegen die weinrothe Farbe ſeiner Wangen
und die ſcharfen ſchnell ſich wendenden blitzenden
Augen auffallend abſtachen. „Wahrlich," ſetzte er
hinzu, „hätte ich fünfundzwanzig Jahre weniger auf
meinem Leibe herumzutragen und wäre ſonſt in dem
Hauſe des Ritters von Brandenſtein zu Roßla ein-
gekehret; ich ſtehe nicht dafür, daß meine Brüder
und deren Kinder einſt die Erben meiner Beſitzun-
gen würden; denn wahrlich die beiden Töchter des
genannten Ritters könnten wohl einen Andern als
mich in Feuer ſetzen."

„Ihr habt eure Ehre vortrefflich gerettet," ent-
gegnete freundlich Mechtilde. „und mich für immer
überzeugt, daß ihr auch recht artig gegen Frauen
ſein könnt."

„Ich habe ſchon viel von den unvergleichlichen
Reizen eurer Schweſter gehört," wandte ſich der
junge Graf wieder an die Ritterfrau, „leider ward

mir noch nicht die günstige Gelegenheit, mit meinen eigenen Augen mich von der Sage zu überzeugen; aber wenn sie euch gleicht, edle Frau, so ist ihre Gunst sicherlich mehr werth, als das ganze Land meines Vetters Günther, um dessen künftigen Besitz ich mich schon seit Jahr und Tag mit ihm zanke, ohne mein volles Recht geltend machen zu können."

„Bei meinem Schwert, Graf, das mir lieber ist als jedes andere Werkzeug aus Eisen geschmiedet! die ganze Grafschaft Schwarzburg ist euer; und nun mißtraut meinen Worten nicht länger. Denn glaubt nur, was Apel Vitzthum verspricht, das vermag er auch zu halten; und hätt ich dem Böhmenkönig, meines Herzogs Schwager, wie man mir auf den Kopf zeugt, das ganze Sachsenland zugesagt, wiewohl er ein Knabe ist, der erst reiten lernt: fürwahr er sollt es haben, und wär das Erzgebirg eine Mauer, die bis zum Himmel reichte, da's doch gut in einem Tage zu überlaufen ist. Was aber nun die schöne Rittersfrau betrifft, von der ihr spracht, so muß ich euch beistimmen und sollten meine Haare noch grauer sein."

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Ritter Vitzthum!" sagte Mechtilde „fürwahr als einen Frauenlieber hab ich euch nie gekannt und meine Schwestern kann

ſehr ſtolz darauf ſein, ein ſolches Felſenherz erobert zu haben, das wohl an funfzig Jahre allen Weiberblicken widerſtanden iſt."

„Sie hat wohl andere Eroberungen gemacht," erwiederte Apel mit einem wichtigen Nicken, „gegen die das verdiente Lob eines Graukopfs wie eine Öllampe zur ſtolzen Sonne iſt. Wenn ich nur reden wollte! —"

„Apel!" rief von der andern Seite der Tafel ſein Bruder Buſſo, „unſer Schwager will wiſſen, daß der alte Magdeburg geſtern in des Churfürſten Namen den Herzog abermals aufgefordert habe, uns Alle, wie wir hier ſind, zum Teufel zu ſchicken."

Apel ſchlug ein lautes Lachen auf, aber man konnte es ihm anſehen, daß es erkünſtelt war, denn ſein Auge blickte verhaltenen Zorn, gleich darauf legte ſich ſein Geſicht wieder in die eiſernen Falten der unbezwinglichen Ruhe. „Von dem alten Krückenläufer haben wir wahrlich nichts zu fürchten," erwiederte er, zu jener Geſellſchaft zurückkehrend; „aber," ſetzte er leiſer hinzu, „ein Mann lebt an des Churfürſten Hof, der uns ſchaden kann, und ich ſage, er allein und kein Anderer, ein Mann, den wir früher nicht ſo beachtet, der ſich aber ſeit kurzem ſehr wichtig macht."

„Und wer wäre der Mächtige, der uns zu trotzen wagte?“ rief der junge Baltasar von Wangenheim feurig.

„Der ist Kunz von Kauffung!“

„Der wird nicht den Hund vor den Ofen locken und uns aus dem Sattel heben;“ bemerkte ein Anderer.

„Ich kenn ihn, ihr Herren; treibt er's noch eine Weile so fort, so unterzeichnet der Herzog den Frieden, der Churfürst folgt nach, und —“

Enger rückten die Sprecher zusammen. „Ihr wißt Alle,“ fuhr Apel mit gedämpfter Stimme fort, „daß wir es dahin nicht kommen lassen dürfen. Ich will mir die rechte Hand abschlagen lassen, wenn wir nicht im Sande liegen, sobald der Herzog zwei Tage auf dem Altenburger Schlosse zugebracht hat.“

„Wir müssen den Krieg erhalten;“ meinte Bernhard Vitzthum.

„Aber des Churfürsten Kräfte sind den unsrigen gleich, dazu kommt, wie ihr alle wißt, daß die thüringischen Verräther uns im Rücken liegen. Vor uns steht das Hauptheer und Niklas Pflug wie Kunz von Kauffung und Hildebrand von Einsiedel sind tapfere Feldobersten.“

„So laß hören, was du zu beginnen gedenkſt; denn ohne kluge Berathung dürfen wir heute nicht von einander gehen;“ ſagte Buſſo.

„So bin ich auch geſinnt,“ meinte Bernhard von Kochberg; „denn unſere Lage iſt gerade die beſte nicht.“.

„Nun, ſo hört mich an!“ fuhr Apel vertraulicher fort. „Nicht vergeblich hab ich eine Menge Ritter geladen, die zwar dem Herzog ergeben ſind, deren Treue zu mir ich aber keineswegs verſichert bin. Wenn wir ihre Unterſchrift und Siegel hätten, daß ſie mit uns gemeine Sache machen wollten gegen den Churfürſten, und Alle mit einer Stimme den Herzog zur Fortſetzung des Kriegs aufforderten, ſo ſollte die Sache bald ein ander Geſicht haben. Ich reit hinüber nach Böhmen, dort ſind ſie dem Churfürſten gram, ſo lang er den Hut trägt, und haben lang die Gelegenheit erpaßt, ihm eins auszuwiſchen. Der Statthalter Georg Podjebra iſt mein Freund, die mächtigen Ritter von Dohna und Sternberg ſind mir nicht abgeneigt und durch ihre Hülfe wollt ich bald ein tüchtig Heer Böhmen auf den Beinen haben, die dem verzagten Churfürſten ſtatt des jetzigen Übermuths Todesſchrecken in die Glieder jagen würden.“

„Das iſt ein kluger, ein vortrefflicher Einfall! der zeugt von eurer Einſicht und macht euch Ehre!“ murmelten die Ritter durcheinander.

„Wenn der Herzog erſt ein ſolch wildes Häuflein um ſich ſieht, da erwacht ſein kriegeriſcher Geiſt und er hört lieber vom Teufel reden, als vom Frieden,“ ſetzte Apel noch hinzu.

„Für die Unterſchrift laßt mich ſorgen!“ ſagte Bernhard von Kochberg. „Laßt die Köpfe nur erſt noch ein Bischen mehr illuminiren. Gebt mir nachher das Inſtrument.“

Ein Knappe trat eben durch die Thür zu Apeln und meldete ihm etwas heimlich. Faſt freudig beſtürzt ſprang dieſer auf, nahm Bernhard von Kochberg beim Arme und verließ mit ihm raſchen Schritts den Saal. Bald darauf traten ſie an der Seite einer in tiefe Trauer gekleideten Dame herein; der ſchwarze Schleier, der über ihr Geſicht hing, ließ ſie nicht erkennen. Ihr folgte ein ſehr reich geputzter Jüngling, von dem man nicht wiſſen konnte, ob er der Knappe oder der Geſellſchafter der Dame war. Denn die blendend weißen Reithoſen waren mit Purpurſtreifen geziert, an ſeinen kurzen engen Stiefeln waren große ſilberne Sporen befeſtigt, ſein kurzer Rock war koſtbar mit Puffen und Treſſen be-

ſetzt und an dem Gürtel hingen eine Menge blanker ſilberner Glöckchen. Ein ſchöngeſtickter weißer Kragen, der am Halſe über den Rock lag, ſtach gegen die braune männliche Geſichtsfarbe ſehr ab, die übrigens auch mit ſeinen muntern glänzenden Augen, der jugendlichen Fülle ſeiner ſchwarzen Locken und den raſchen Bewegungen der Glieder im Widerſpruch ſtand. Das Geſicht war ſehr regelmäßig gebildet, doch ſprach daraus etwas Fremdartiges; die ſchlanke Geſtalt des Jünglings war ſchön und anziehend für die Augen der Frauen. Die ſchwarze Dame war unterdeſſen von Apel Vitzthum und Bernhard von Kochberg ehrerbietig geleitet in die Mitte des Saales vorgeſchritten und verbeugte ſich mit vieler Anmuth gegen die Anweſenden. Alle Augen kehrten ſich dorthin, wo die Eingetretenen ſtanden, aber man konnte nicht unterſcheiden ob die neugierigen Blicke mehr der Dame oder dem ihr folgenden jungen Manne galten. Niemand kannte die Beiden, was bei ihr ſchon der Schleier verhinderte, aber auch keiner unſerer Leſer würde in dem jungen Manne eine Geſtalt wiedererkennen, mit der ſie ſchon vertraut ſind.

Kochberg führte die verſchleierte Fremde zu ſeiner Frau; jene ſchlug den Schleier zurück und:

„Meine Katharina!“ rief dieſe überraſcht aus und umarmte die unerwartete Schweſter.

Der junge Schwarzburg verſchlang mit den Augen die Reize der Frau, deren Bekanntſchaft zu machen er kurz vorher ſo ſehr gewünſcht hatte. Als wenn er zu Stein geworden wäre, blieben ſeine Blicke auf ihr haften.

„Aber was haben dieſe Kleider zu bedeuten?“ fragte Mechthilde, als ſie ſich vom erſten Erſtaunen erholt hatte.

„Vor vierzehn Tagen hab ich meinen Gemahl begraben laſſen,“ erwiederte Katharina mit Stimme und Mienen, die weder zu den Worten, noch zu ihrem Anzuge paßten.

„Das kommt nicht unvorhergeſehen,“ ſagte Mechthilde eben ſo gleichgültig. „Doch wie kamſt du ſo ſpät auf die Eckartsburg, Liebe?“

„Ich zog heim zu meinem Vater; denn was ſoll ich allein in Franken? Jahrelang habe ich ja dieſe todte und tödtende Einſamkeit ertragen. Gegen Abend langte ich an und erfuhr zu meiner Freude, daß ich dich mit vielen Genoſſen und Freunden verſammelt hier finden würde. Ich ließ mich nicht zurückhalten, um noch heute in deinen Armen zu liegen.“

„Daran erkenn ich deine ſchweſterliche Liebe.“

„Ihr habt ſehr wohl gethan, edle Frau,“ wendete Apel Katharinen an, „daß ihr eurem Vaterlande euch wieder geſchenkt habt und euer Pfund nicht in einer alten Burg vergrabt, wo euch die Eulen allein was vorſingen. Fürwahr, jetzt giebt es in Koſſel und Weimar mehr Leben, als an irgend einem teutſchen Hofe, und da iſt, wenn ich mich nicht irre, euer Platz.“

„Von euren Wünſchen hängt es ab,“ erwiederte ſie verbindlich und dem einflußreichen Manne ſchmeichelnd, „ob ich meine Einſamkeit ferner fortführen ſoll.“

„Vielleicht treffen die meinigen, wenn ihr anders ein Gewicht darauf legen wollt, mit den eueigen überein.“

„Ihr werdet den thüringiſchen Hof noch einmal ſo lebendig machen und manchen Ritter feſſeln, an den ihr nicht gedacht habt, edle Frau,“ wandte ſich jetzt Heinrich von Schwarzburg an ſie.

„Du ſiehſt den Grafen von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, vor dir,“ ſagte Mechtilde und Katharinas Augen ſchoſſen einen durchdringenden Blitz auf den ſchönen jungen Mann. Freundlich erwiederte ſie ſeine Verneigung.

„Laßt uns einen Becher zum Willkomm der reizenden Katharina und zu ihrem fernern Wohlergehen leeren!“ rief Apel Vitzthum, und mit Haſt griffen alle Männer zu den Pokalen und die meiſten ließen es nicht bei einem bewenden. Anmuthig winkte ſie Allen Dank mit der Hand.

„Ihr habt ein beneidenswerthes Loos,“ redete ſie der entzückte Heinrich an; „wohin ihr den Fuß ſetzt, beten euch ſchier die Männer an, und euer Lob tönt aus jedem Munde.“

„Glaubt ihr, daß ich ſo unbeſcheiden ſein könnte, die Hälfte von dem für Ernſt zu halten, was euch zu ſagen beliebt, und was ſich wirklich ſo verhält, iſt mehr der Artigkeit der Ritter, als meinen Eigenſchaften zuzuſchreiben.“

„Eure Beſcheidenheit muß mich nur zu immer größerem Lobe eurer Liebenswürdigkeit anreizen und Augen und Herz zwingen mich, der Menge eurer Anbeter beizutreten.“

„So ſehe ich mich wohl genöthigt, eure Huldigung anzunehmen, Graf, wenn ich nicht unbeſcheiden erſcheinen will,“ erwiederte die junge Wittwe mit bezauberndem Lächeln, mit dem ſie gewohnt war, alle Männer in ihr Netz zu verſtricken. Heinrich war gewonnen und konnte ſich den

ganzen Abend nicht mehr von dem süßen Weibe trennen, der seine frische Jugendblüthe manchen unlautern Wunsch rege machte. Von dem ehnlängst verstorbenen Gemahl war mit keinem Worte mehr die Rede, und hätte nicht das schwarze Gewand an ihren frühern Bericht erinnert, man hätte geglaubt, sie trüge dasselbe nur zur Erhöhung ihrer Reize.

Ihr junger Begleiter war unterdessen in der Ferne stehen geblieben und musterte mit den lebhaften Augen die frohe Gesellschaft, die nach Katharinas Eintritt immer lauter und ausgelassener wurde und zuletzt ihre Lust in ein förmliches Bacchanal ausarten ließ. Ihn trafen dagegen auch manche neugierige Blicke, aus schönen Augen nach ihm gesandt.

„Aber wer ist jener schwarzlockige Jüngling, der mit dir gekommen?“ fragte Mechtilde nach einiger Zeit die Schwester.

„Mein Knappe,“ erwiederte diese kurz.

„Fürwahr, du hast eine geschmackvolle Wahl getroffen,“ flüsterte Jene und ihre Augen sprachen, was die Worte nicht ausdrückten.

„Still,“ sagte Katharina neckisch, „und führe mich nicht in Versuchung.“

„Ich werde dem lieben Jungen einige Becher Wein reichen lassen.“ Mit diesen Worten ging

Mechthilde nach der Schenkbank und der ſchöne Knappe verſchwand gleich darauf, um der Einladung zu folgen.

Apel Vitzthum hatte ſeinen Freund Kochberg in ein Fenſter zurückgezogen, und indeß die übrige Geſellſchaft der Freude den Zügel ſchießen ließ, ſprachen dieſe beiden angelegentlich mit einander.

„Ihr werdet euch recht gut erinnern," ſagte Apel, „welchen Wohlgefallen der Herzog auf ſeiner Hochzeit an eurer Schwägerinn fand."

„O, er hatte ja faſt nur Augen für ſie," entgegnete der Andere. „Auch hat er mich ſeit der Zeit gar oft nach ihr befragt und ſich über ihr Befinden angelegentlichſt erkundigt."

„Wirklich? Das hat er? Nun auch gegen mich hat hat er ſo im Vorbeigehen geäußert, daß er viel Intereſſe an ihrer Liebenswürdigkeit finde. Nun mein ich, Ritter, Katharina iſt zu guter Stunde gekommen."

„Wie verſteht ihr das?"

„Ihr ſeht leicht ein, daß wir alle Fäden anknüpfen müſſen, die uns zu einem Seile werden, womit wir den tollen Herzog an uns binden und ihn damit leiten wie mit einem Gängelband. Tritt

Katharina in unſere Wagſchale, ſo erhält dieſe ein ſolches Übergewicht, das uns kein Menſch aufwiegen kann. Ich denke, der Ritter Heßberg hat zu unſerem Glücke das Zeitliche geſegnet; die ſchöne Frau iſt frei; wir bringen ſie an den Hof; ihr Herz iſt nicht von Stein, und der Herzog iſt ſo ſchwer nicht zu gewinnen. Verſteht ihr mich nun?"

„Vollkommen! Ihr habt einen ſehr glücklichen Gedanken und gebt mir heute Abend Gelegenheit, euren Scharfſinn zu bewundern. Die Herzoginn Anna ſcheint den jungen Herrn nicht beſonders anzuziehen."

„Sie iſt eine Betſchweſter und kalt und todt für die feurigen Ausbrüche ſeines jungen Bluts. Wenn ſein kecker Übermuth auflodert, ſo weint ſie wie ein verzogenes Kind. Im Vertrauen hat mir der Herzog ſchon mehrmals geſtanden, daß er keine Befriedigung in ihren Umarmungen finde. Sie hätte eine Nonne werden ſollen; für die Frau eines jungen rüſtigen Fürſten iſt ſie von vorn herein verdorben. Aber Katharina wäre das Weib, welches den Brauſekopf zu feſſeln vermöchte."

„Wahrlich!" rief Kochberg vergnügt und rieb ſich die Hände; „ſie kann uns das Regiment auf immer verſchaffen, wenn's glückt, und dann mag

der Churfürſt mit allen ſeinen klugen Räthen mit langen Naſen abziehen; wir haben gewonnenes Spiel.“

„So ſeid ihr mit mir einverſtanden. Aber behutſam laßt uns zu Werke gehen! Wir bringen Katharinen nach Weimar; dort muß ſie der Herzog unvermuthet finden. Erſt muß er fertig werden mit den albernen Unterhandlungen, aus denen doch kein Friede werden ſoll, das ſchwör ich euch zu. Sind ihm die brandenburgiſchen Markgrafen und der heſſiſche Landgraf vom Halſe, dann iſt er wieder ganz unſer, und ungeſtört hoff ich, führen wir ihn zu unſerm Ziele. — Doch jetzt laßt uns an unſer erſtes Vorhaben denken; es iſt Zeit, daß ihr unterſchreiben laßt. Hier iſt das Pergament und der Geiffel.“

Rochberg ging zu jedem einzelnen Ritter; die meiſten unterſchrieben, ohne zu wiſſen was. Ein lärmender Toaſt folgte. „Es lebe unſer Wirth und alle ſeine treuen Freunde. Nieder mit dem Churfürſten! Der Herzog Wilhelm lebe!“

Apel berichtete zum Dank ſeine Abſicht, das Heer durch böhmiſche Miethſoldaten zu verſtärken und allgemeines Jauchzen war die Antwort der berauſchten Gäſte. Erſt früh trennte man ſich, und die Gemächer des weiten Schloſſes füllten ſich zum

allmälig mit den Gästen, die im Arme der Ruhe auf weichem Lager den Rausch ausschlafen wollten. Der Graf von Schwarzburg beurlaubte sich bei der schönen Wittwe mit zärtlichen Blicken und Händedrücken, die von ihr nicht unerwiedert gelassen wurden. Sie gab ihm auf sein Bitten sogar die Erlaubniß, sie morgen bis nach Roßla begleiten zu dürfen, und wonneberauscht taumelte der verliebte Graf auf sein Bette. An der Thüre wartete der Knappe mit Kerzen, um seine Herrinn nach ihrem Gemach zu bringen, das er sich bereits hatte anweisen lassen. Mechtilde warf ihrer Schwester beim Gutenachtgruß noch einen vielsagenden Blick zu.

Der schönlockige Junge setzte die Kerzen auf den Tisch, aber er entfernte sich nicht, wie es des Knappen Pflicht gewesen wäre, sein eigenes Lager zu suchen. Mit einem verdrießlichen Gesichte blieb er stehen.

„Was hast du vor, Cäsar?“ fragte Katharina und schmeichelte ihm um das Kinn. „Deine Stirn ist mit Wolken umlagert.“

Cäsar erwiederte nichts, sondern half an der Zofe Statt, seine Gebieterinn entkleiden.

„Du bist mürrisch, lieber Junge; hab ich dir weh gethan?“ fuhr sie mit süßer Stimme fort.

„Ach!“ fiel ſie dann plötzlich ſich beſinnend ein, „der hübſche Graf von Schwarzburg hat dich zu ferſüchtig gemacht. — Sei kein kleiner Thor! dir ſoll deshalb nichts abgehen. Du weißt ja, wie gut ich dir bin. Sei gut, Schätzchen, und ſchmolle nicht.“

Da wurde des braunen Burſchen finſteres Geſicht wieder heiter und halb bittend erwiederte er: „Ich glaubte, ihr wäret meiner ſchon überdrüßig, weil ihr ſo ſchön thatet mit dem weißen Geſicht.“

„Du biſt kühn, Junge, und haſt ganz vergeſſen, daß ich auch deine Herrinn bin, und weißt dir meine weibliche Schwäche ganz zu Nutz zu machen. Schon mehreremal hab ich dir deutlich geſagt, ſo lange wir nicht allein im trauten Gemache ſind, biſt du nur mein Diener, und biſt es um ſo ſtrenger, je ſüßer deine Belohnung iſt. Auch darfſt du, Närrchen, nicht verlangen, daß ich dich allein lieben ſoll. Mein Herz hat nun einmal viele Wünſche und mein Blut iſt heißer, als das anderer Frauen. Schon einigemal hab ich dich zum Boten meiner geheimen Liebſchaften gebraucht; das mußt du ferner ſein, wenn ich dir gut bleiben ſoll. Und noch einmal verſichere ich dich, daß ich deshalb deine Liebkoſungen nicht zurückweiſe.“

„Wenn ihr mir eure volle Gunst immer in dem Maße schenkt, wie bis jetzt, so will ich eure Briefe und Aufträge bestellen, an wen ihr wollt, und sollte es an den Herzog selber sein. Auch will ich gern nicht hinsehen, wenn ein Anderer sich eurer Umarmungen freut, ob's mir gleich jedesmal einen Stich durch's Herz gibt. Nur verstoßt mich nicht!"

„Nein, nimmermehr, lieber Scheim. Du bist mir theuer gewesen, als mein Ehehert sich darnieder lag und ich gestorben wäre vor Sehnsucht und Langeweile, hätt' ich dich nicht gehabt, du wirst's mir immer sein, so lange deine schwarzen Augen so verliebt und verlangend mich ansehen."

„Ich habe euretwegen auch Manches im Stich gelassen, Vater und Mutter, das glaubt mir."

„Ei, du loser Spitzbube, wie du lügen kannst! Hast du solch schlechtes Gedächtniß, daß du deine frühere Aussage nicht behalten hast? Als du auf unsere Burg kamst, erzähltest du ja meinem kranken Gemahl und mir, du wärst ein verlassenes elternloses armes Kind, wir sollten dich in unsere Dienste nehmen."

„Nun," stotterte Cäsar, „das schwatzte ich nur, damit ihr mich behalten möchtet. Ich hatte

euch gesehen, und von dem Augenblick war kein Wunsch weiter in mir, als in eurer Nähe zu sein und euch lieben zu dürfen. Es wurde immer toller mit mir, und da ging ich meinen Leuten durch und kam zu euch."

„Du süßer Liebling meines Herzens!" entgegnete die glühende Katharina, schlang ihren Arm um ihn, und küßte seinen frischen aufgeschwellten Mund. „Also meinetwegen? Solche Anhänglichkeit werd ich dir stets vergelten. Nur sei verschwiegen wie das Grab; keine Seele darf jemals erfahren, was wir uns sind. — Aber wer bist du denn eigentlich?"

„Ein Ägyptier. Meine Eltern zogen durch das Land, und Gott weiß, wo sie jetzt sind."

„Aus Ägypten!" rief die sinnliche Frau überrascht. „Drum hast du auch solch südliches Feuer und liebst so innig, so recht, wie ich selbst. Komm, Junge, und erzähle mir, wie du nach Teutschland gekommen bist, wie du mich lieb gewonnen hast, wie du mich jetzt liebst und deines süßen Geschwätzes mehr."

Cäsar war mit dem Zofendienst eben fertig, das letzte Gewand fiel; sie preßte ihn an die heiße

Brust und erstickte ihn fast mit Küssen. — Die Kerzen verlöschten. —

Der folgende Tag zerstreute die Gäste wieder; Katharina zog, wie zum Hohn in ihre Trauer gekleidet, mit dem zärtlichen Grafen von Schwarzburg nach Rossia. Cäsar ritt hinter her, bald pfiffig lachend, bald schnitt er dem Ritter im Rücken possirliche Gesichter zu, bald schien er wieder böse zu sein und schmollte. Graf Heinrich blieb während der ganzen Waffenruhe in Rossia und war bald Katharinas erklärter Liebhaber. Cäsar hielt Katharinen sein Wort und sie ihm das ihrige. —

Apel Bitzthum war in der Frühe des Morgens schon hinüber nach Freiburg zum Herzog geritten. Mit dem Dokumente aller vornehmen Ritter von seiner Partei in der Hand, in welchem sie die Fortsetzung des Kriegs wünschten, war es ihm leicht, den Fürsten zu bereden, der alle Angelegenheiten seines Landes den hinterlistigen Räthen überließ. Alle Vorkehrungen, die die umsichtigen Friedensvermittler bei Wilhelm getroffen hatten, waren mit einem Schlage vernichtet, als Apel von Aufbringung eines tüchtigen böhmischen Heeres sprach. Ohne auf irgend etwas Rücksicht zu nehmen, jubelte der stolze Jüngling laut auf, schlug an sein

Schwert und rief: „Ja Krieg, Apel, das ist mein Element! Ich fühl's, ich bin ein Fisch ohne Wasser, wenn ich nicht die Waffe gegen den Feind schwingen kann. Die Käuze wollen mich immer zum Frieden beschwatzen. Ich soll nachgeben, soll meinem Bruder den Pantoffel küssen, soll auch sanft sein. Wenn ich erst noch einmal so alt bin, dann ist's auch noch Zeit. Mein Herz hat erst drei und zwanzig Jahre geschlagen, und soll so langsamen Schritt halten, als wenn's an Krücken ging. Schafft mir die Böhmen, Apel, und Niemand soll mir wieder etwas von Vergleich vorleiern, selbst Kunz von Kauffung nicht, den ich unter Allen am meisten schätze. Dann soll mir der übermüthige Churfürst wahrlich nicht ungestraft wieder wagen, auf eure Verstoßung zu dringen."

So predigte der verblendete junge Fürst fort und gab Apeln immer stärkere Beweise seiner unbeschränkten Gunst. Dieser ritt mit einigen seiner Getreuen schon am andern Tage fort, und kam bald in das böhmische Land, besuchte viele bekannte Ritter, die den Antrag mit Freuden ergriffen, dann zog er nach Prag zum Statthalter des unmündigen Königs Ladislaus, Georg Podjebra. Dieser Mann

war ein Anhänger der Religionspartei, welche von Johann Huß den Namen führte, und zu ihrer Zeit sehr mächtig und sogar furchtbar war in politischer Hinsicht. Es war ihm daher eine lang erwünschte Gelegenheit, an Sachsen für die Niederlagen, die sein Volk durch dasselbe erlitten, Rache zu nehmen. Die Entzweiung der brüderlichen Herrscher hatte ja die sonst verbundene Kraft getheilt und so war es möglich, beiden zu schaden, obgleich man des einen Partei nahm. Podjebra, dies Alles klug berechnend, forderte deßungeachtet einen ungeheuren Preis für die Truppen und bedingte ihnen selbst eine sehr reiche Löhnung. Apel stand nicht an, Alles zuzusagen, um nur seinen bösen Zweck zu erreichen. Des Churfürsten Land, meinte er, müsse ja doch zahlen, was der Krieg koste. Podjebra und die böhmischen Vasallen machten sich verbindlich, ihr Heer binnen vierzehn Tagen an die Grenze des Osterlandes zu stellen und dasselbe ein Vierteljahr lang dem Oberbefehl des Herzogs Wilhelm zu unterwerfen. Apel verbriefte sich mit ihnen darüber und nahm dann seinen Weg wieder nach Hause. Sein glückliches Vollbringen des Plans feuerte nicht nur seine wenigen Getreuen und die größere Partei, die er sich geschaffen hatte, sondern das ganze Kriegsheer des

Herzogs dermaßen an, daß man gar nichts mehr vom Frieden sprechen hörte.

Das Ende des Waffenstillstandes war herangekommen und die fürstlichen Friedensvermittler, die sich während desselben auf kürzere oder längere Zeit entfernt hatten, trafen wieder ein, ihr Werk fortzusetzen. Der Herzog willigte zum Schein ein, um gerade nicht zu sehr gegen seine Schwäger zu verstoßen, doch bestand er fester und unerschütterlicher, als jemals auf seinem Willen und verlangte sogar, der Churfürst solle ihn im Beisein ihrer beiderseitigen Räthe nach aller Form wegen der ihm angethanen Beleidigungen um Verzeihung bitten. Nur zu wohl wußte er, daß unter solchen Bedingungen nimmermehr eine Annäherung möglich werden könne.

Die Markgrafen von Brandenburg und der Landgraf von Hessen beriefen die Räthe beider Fürsten so wie die Landstände; und da man glaubte, daß die St. Georgenkirche, in der man erst gestritten hatte, durch die Besprechung solcher weltlichen Händel entweiht würde, so beschloß man unter einer großen Linde vor derselben die Sitzungen zu halten. Jede Partei hatte einen geschickten Sprecher, die damit anfingen lange gelehrte lateinische Reden gegen einander zu halten. Jeder unterstützte seine

Gründe aus vielen Rechtsbüchern und Geſetzen und kam eigentlich gar nicht auf die Hauptſache. Beide ſagten viel Gutes und Schönes, ſagten es lateiniſch und teuſch; aber ſie hätten es in allen Sprachen der Welt ſagen können, es hätte doch nichts gefruchtet. Drei Tage hatten ſich die Zuhörer ſo gelangweilt, ſich auch wohl ſelbſt in den Streit gemiſcht, aber die Angelegenheit war dadurch nicht weißer noch ſchwärzer geworden. Endlich riß die Geduld, die Parteien wurden gegenſeitig heftiger; man ſtritt über die Vorrechte der Beider vor einander, über die Unterwerfung der thüringiſchen Edeln, welche zum Churfürſten übergegangen waren, über die Schwarzburgiſchen Erbverhältniſſe und über zehnerlei Dinge, aber es wurde auch kein einziges zu einem beſtimmten Reſultat gebracht. Viele Ritter verließen darüber unmuthig die Stadt, und zogen es vor zu den Waffen zu greifen und auf ihre eigene Fauſt den Feind anzugreifen, als in Naumburg ſich die Kehlen heiſer zu ſprechen und doch damit nichts auszurichten. Graf Ludwig von Gleichen, Hermann von Harras und mehrere thüringiſche Edle von des Churfürſten Partei fielen mit ihren Haufen in die Dörfer um Weimar, brannten ſie nieder, verwüſteten das Land, verjagten die Bauern und richteten alle Greul im

Gebiete des Herzogs an. Der Erstere trieb es so ungescheut mit Apels Vitzthum Besitzthümern um Tannroda, daß dieser sich genöthigt sah, ihm mit bewaffneter Macht entgegen zu gehen. Er vergalt damit, Dörfer des Churfürsten wieder zu zerstören. Ja in der nächsten Umgebung Naumburgs fehlte es während der eifrigen Unterhandlung nicht an Neckereien, Reibungen und blutigen Auftritten. Der Herzog ritt fast alle Tage selbst von Freiburg nach Naumburg, und obgleich er an den Gesprächen nicht persönlichen Antheil nahm, so wenig wie sein Bruder, so wollte er doch eben so wie Jener in der Nähe sein. Endlich wurde ihm gemeldet, daß die Böhmen an der Grenze erschienen seien; plötzlich nahm er nun einen noch trotzigeren Ton an, seine streitlustigen Anhänger wurden muthiger und dadurch hitziger; die Churfürstlichen ließen sich auch nichts nehmen, und wären die fürstlichen Schwäger nicht zugegen gewesen und hätten den Haufen in Ordnung gehalten, es würde auf dem Platze der Unterhandlung zu Thätlichkeiten gekommen und die alte ehrwürdige Linde ein Denkmal blutigen Zwistes geworden sein.

Kunz von Kauffung hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, neue Feindseligkeiten zu verhindern

und so sehr es ihm gelungen war, seinen fürstlichen Herrn zu milderen Gesinnungen umzustimmen, so wenig vermochte er auf den Herzog einzuwirken, der ihn entweder gar nicht vor sich ließ oder nicht anhörte. Apel hatte auch schon solche Veranstaltungen getroffen, daß der Herzog für fast Niemanden als ihn selbst zu sprechen war.

Jetzt eilte der ränkevolle Mann auf Wilhelms Geheiß, die Böhmen zu empfangen. Sie wurden von ihm in die Gegend von Weida bis nach Wrißenfels in die Dörfer und Städte verlegt. Statt aber als Söldner des Landesherrschers ruhig zu liegen, bis dieser selbst sie zu seinem Dienst auffordern werde, verfolgten sie ihren eigenen Racheplan, fielen über die Bauern in den Stiftern Merseburg und Naumburg her, beraubten sie, schlugen sie todt, schändeten Weiber und Mädchen und brannten ganze Dörfer nieder. Apel Vitzthum war sehr bestürzt darüber und suchte dem Herzog die traurige Nachricht zu verheimlichen, daß er einen neuen Feind in das Land gebracht habe; als sie es aber zu arg machten, mußte er es doch erfahren, und da die Fremdlinge sehr trotzig waren, gar nicht viel mit sich reden ließen und keine bestimmte deutliche Erklärung über ihr Benehmen von sich gaben, so befürchteten der Herzog und

seine Geheimnisse nicht ohne gute Gründe, das unbändige Volk möchte am Ende gar, wenn man ihm zu nahe trete, das Schwert gegen sie selbst kehren. Diese Furcht bewirkte mehr, als Kauffungs ganze Macht. Die Unterhandlungen zu Naumburg hatten gerade nun vierzehn Tage gedauert und die Parteien trennten sich mit Haß und Erbitterung. Die Häupter derselben aber blieben noch in der Stadt. Kunz wagte noch einen Versuch; er fand den Herzog plötzlich viel nachgebiger als sonst, selbst Apel zeigte sich zum Frieden geneigt und bot die Hand dazu. Wilhelm machte jetzt nur die einzige Bedingung, daß der Churfürst von der Abdankung der Bischthümer schweigen solle, in allen andern Stücken wolle er sich mit ihm zu vergleichen suchen. Landgraf Ludwig benutzte auf Kunzens Bericht diese günstige Stimmung; beide beredeten den streitmüden Friedrich, von der Hartnäckigkeit seines Willens in dem einen Punkte abzustehen und so wurde endlich eine persönliche Zusammenkunft der Brüder auf den folgenden Tag verabredet und bestimmt. Apel sah wohl ein, daß er unter den zwei Übeln dieses als das kleinere vorziehen müsse, doch ließ er sich vom jungen Herzog schier einen Eid ablegen, nichts mit seinem Bruder abzuhandeln, was sie nicht erst besprochen hätten.

Wilhelm, mit dem Grunde der meisten in's Einzelne gehenden Streitigkeiten nur oberflächlich oder gar nicht bekannt, fügte sich gern in die Meinung und Vorschrift seines alten getreuen Apels, wie er ihn zu nennen pflegte. Sein Herz schöpfte aus nichts Arges und hätte es noch so nahe an der Hand gelegen. Den folgenden Tag ließen sich beide Fürsten nach dem Schlosse führen, jeder war von seinem Anwalt in der Unterhandlung begleitet. Ausdrücklich hatte man bedingt, daß Niemand weiter dabei sein sollte. In einem großen Saale kamen sie sich entgegen, reichten sich die Hände und umarmten sich. Aber Wilhelm war nicht so herzlich wie vor zwei Jahren in Halle, und Friedrich nicht wärmer, es blieb eine steife Versöhnungsscene, die keinen befriedigte. Der Churfürst berührte den Punkt nicht, über den aller Streit entbrannt war, aber eben deshalb war er mißmuthig, daß er nach jahrelangem Krieg nichts über seinen trotzigen Bruder gewonnen; Wilhelm nahm ein rauhes Wesen an und hätten nicht die drei anderen Fürsten die Unterhaltung befördert, es wäre zwischen den Brüdern nichts Erfreuliches an den Tag gekommen. Ein neuer Waffenstillstand bis zu einer Versammlung der Stände in Mühlhausen war die Folge dieser

Scheinversöhnung, den Markgrafen von [illegible] burg und Landgrafen von Hessen wurde von [illegible] die endliche Entscheidung übertragen. Man hätte es dieser lauen Vereinigung wohl ansehen können, daß sie nicht für das ganze Leben geschlossen war, aber Kunz von Kauffung hielt sie für den ersten Schritt zur künftigen brüderlichen Liebe und Eintracht und hoffte, daß sie sich mit der Zeit immer mehr nähern würden. Der Churfürst zog nach Altenburg und errichtete dort seinen förmlichen Hofstaat. Kunz genoß schon nicht mehr sein ganzes Vertrauen und lebte bald auf dem churfürstlichen Schloß als Burgvogt und Hofmarschal, bald hielt er sich mit seinem Weibe auf seiner Stammburg Kauffung über Penig an der Mulde auf; auch sprach er wohl öfters bei seinem Oheim dem Bischof zu. Eine trübe Seelenstimmung bemächtigte sich allmälig seiner. Der Churfürst hatte keineswegs nach seinem Wunsche gehandelt, ja er mußte zu seinem Schmerze sehen, daß derselbe täglich nach eigenen Ansichten verfuhr, die von den seinigen so himmelweit verschieden waren. Mit Schrecken kam Kunz zuletzt zu der Erkenntniß, daß sein Landesherr nicht so unselbstständig sei, wie er geglaubt hatte, sondern daß dasjenige, was er für Bibenbergs und Magdeburgs Einflüsterungen

gehalten, der eigentliche Charakter Friedrichs sel. Des Bischofs Prophezeiung schien schon jetzt in Erfüllung zu gehen; denn auch beim Herzog konnte Kunz keinen Zugang gewinnen, Apel hatte den Weg versperrt. Nur die kühne Anna ließ keine Hoffnung zerfallen, die sie auf ihre Riesenpläne gebaut und nur sie und der Dank, den ihm der Churfürst schuldig war, hielten des Ritters Unmuth zurück. Im Kreise seines Hauses suchte er die verlorene Zufriedenheit wieder zu finden, aber die ungewohnte Ruhe brachte ihm dieselbe nicht. Anna verschwendete vergeblich ihre Liebkosungen an den düstern Gemahl, er liebte sie wohl, aber der unselige Wunsch das theure Weib mit königlichem Geist und Körper auch recht hoch und glänzend zu stellen, war ihm so über den Kopf gewachsen, daß er dessen nicht mehr Herr werden konnte, und jedes Ereigniß, daß den ehrgeizigen Planen in den Weg zu treten schien, stimmte ihn nur zu noch größerer Bitterkeit. Anna, die Leiden ihres Gemahls mitfühlend, entbot heimlich seine beiden Brüder auf ihre väterliche Burg und Kunz war überrascht, als sie anlangten, um einige Zeit mit ihm vereint zu leben.

„Laßt eure Schwerter nur einrosten, arme Jungen," sagte Kunz zu den Angekommenen; „unser

Ohm und der Churfürſt haben recht, die Zeit mag gut ſein, in der wir leben, aber wir gehören nicht hinein. Wir ſind zu ſpät auf die Welt gekommen."

„Freilich," erwiederte Dietrich, „wenn der Rothbart noch unſer Kaiſer wär und führte uns gegen die Ungläubigen in's gelobte Land, mein Schwert würde Manchem das Kreuz auf den Kopf mahlen. Weiß es Gott, es iſt ein träges unthätiges Leben jetzt in der ganzen Welt. Führt man Krieg, ſo iſt's nicht gehauen und nicht geſtochen, und der Friede iſt auch nur ein halbes Ding. Aber wie das Haupt, ſo die Glieder. Der teutſche Kaiſer iſt eine Schlafmütze, der in Conſtantinopel pfeift gar auf dem letzten Loche und die Herren ſehen gar duldig zu, wie die Türkenbeſtien ein ſchön Stück Land um's andere wegnehmen, am Ende werden ſie uns über den Hals kommen, daß wir nicht wiſſen wie, und der lieben Chriſtenheit wird ihr letztes Stündlein ſchlagen."

„Ja ging's gegen den Türken jetzt," fiel Kunz ein, „ich wär der Erſte, der mit zög; es wär fürwahr beſſer, als unter dieſem Churfürſten immer mit der Narrenkappe herumlaufen; denn was du vom teutſchen Kaiſer ſagſt, das gilt noch vielmehr von unſerm Herrn. Iſt das ein langweiliges Weſen!

man ſollt nicht anders meinen, es führt eine Heerde Knaben Krieg miteinander. Mehr als zehnmal hab ich's ihm geſagt, wenn er den Herzog bekriegen will, ſo ſoll er Ernſt brauchen und mit aller Kraft losſchlagen, es wären alle die Albernheiten bald geſchlichtet; will er den Frieden, ſo ſoll er nicht ewig an ihm häckeln, wie ein Katz, von dem man nicht weiß, ob's gut oder bös gemeint iſt. Aber da zuckt er die Achſeln, ſpricht von Verträgen und Receſſen und maulſcht immer fort mit dem Herzog. Bald ſoll das Pulver dran Schuld ſein und die Kanonen, bald die Schreibekunſt und was weiß ich Alles, daß man die Dinge jetzt nur halb machen müſſe. Mich verdreußt's, ihm noch länger ein Wort drauf zu erwiedern. Ich hab mir die Zunge heiß geſprochen und wieder kalt, um des Kinderzanks einmal ein End zu machen, jetzt bin ich's überdrüßig."

„Es wird nicht lange dauren," erinnerte Heinrich, „ſo werden ſie ſich wieder bei den Köpfen haben, denn ſchon die Ausſöhnung in Naumburg machte ein bedenklich Geſicht und war für keinen Quark beſſer als die zu Halle. Ich denke es ſoll nicht lange hin währen."

„Wenn der Krieg wieder ausbricht, wie ich ſelbſt glaube," entgegnete Kunz, „ſo ſchone ich nicht

mehr. Von den Fürſten iſt Einer ſo unklug wie der Andere. Wahren guten Rath will keiner hören, drum beſſer, man hackt Fleiſch zur Bank, ſo friſch und blutig es nur immer zu haben iſt. Sind die Andern toll, ſo will ich raſend ſein."

„Kunz," ſagte Anna, ihren Gemahl bedenklich anblickend, „wohin iſt dein ſchöner Eifer? Wollte ich reden und dir die heiligen Verſicherungen, die du in meinen Armen gethan, zurufen."

„Laß ſie ruhn, die thörichten Kinder eitler Wünſche und Hoffnungen; ſie mögen den ewigen Schlaf ſchlafen, wie manches Schöne, das früh und ſchnell ſtirbt und nimmer wieder aufſteht. Glaubt mir, ihr Lieben, es iſt auf Erden Alles eins; wir kriechen hier um auf dieſer ſteinigen und kothigen Fläche zwei Spannen breit wie die Ameiſen auf ihrem Hügel oder die Räupchen auf einem Blatt. Ob ich nun zwei Zoll höher in der Luft krieche oder tiefer, ich bin doch ein Wurm. Was ſind denn dieſe Fürſten? Sind ſie nicht armſeliger und gebrechlicher als wir? Sind ſie nicht in tauſend Irrthümer, Thorheiten, Kindereien, Bosheit und Laſter verſtrickt, von denen oft der geringſte ihrer Unterthanen frei iſt? Haben wir doch ein leibhaftig Exempel davon ſtets vor Augen. Daß ſich Gott erbarme, ſind das Wichte

Der läßt ſich den Sanftmüthigen nennen, man ſollte ihn beſſer den Ohnmüthigen heißen; denn von eines Mannes Muth hat er keinen Begriff, er kriecht und ſchleicht, ſieht ſich vor, iſt bedachtſam, wie ein blindes Pferd, will Alles mit frommen guten Worten abmachen und iſt obendrein ſtörriſch und trotzig, wenn's ihm nicht nach Willen geht. Jener iſt ein verzogener wilder Bube, hat kaum den Bart am Kinn gefühlt und meint ſchon, er ſei klüger, als die halbe Welt; lacht über einen Graukopf und läßt ſich verhohngeachtet von einem alten Schurken an der Naſe führen, wohin der will. Ha, man möchte lachen, daß die Mauern über einem zuſammenſtürzen über ſolche Narren, die ſich unſere Fürſten nennen. Iſt das vielleicht ihr Verdienſt, daß der ſtreitbare Friedrich ſie im halben Schlafe erzeugt?"

„Kunz, dieſe Bitterkeit, zu der dich dein Unmuth führt, iſt fürchterlich!" ſagte Anna beſorgt.

„Laß dich's nicht kümmern, Bruder!" wandte ſich Dietrich an ihn. „Mögen ſie's doch treiben, wie ſie wollen. Wenn wir unſere Güter verwalten, ſo haben wir zu leben. Deine Knaben wachſen heran, ſorge für ihre Erziehung; du wirſt dabei bald Ruhe und endlich Vergnügen finden."

„Wer solch ruhiges Blut hätte wie du, Dietrich, hätte das schon lange gethan. Ich liebe das Leben und sein vielbewegtes buntes Treiben. Aber um desto ekelhafter kommt's mir jetzt auch vor. Hätt ich die Jungen nicht, meine Burgen könnten zusammenstürzen, ich ließ keinen frischen Stein einsetzen. Für sie will ich schaffen und sorgen; an mich selbst nicht mehr denken. Vielleicht kommt nach mir eine bessere Zeit, wo sie das leisten können, was ihr Vater gewollt hat. Wir leben leider im Zwielicht, ist nicht Tag und nicht Nacht. So kann's nicht bleiben das sieht Jeder ein."

„Weißt du auch," fiel Dietrich ein, um dem trüben Gespräch ein Ende zu machen, „was aus den Böhmen geworden ist, die der Apel herbeigeholt hat?"

„Ich hab nichts wieder erfahren."

„Als sie des Herzogs Schlösser und Land ein groß Stück lang ausgeplündert und aufgezehrt hätten, legte er sie vor drei Wochen in das Gebiet der Stadt Erfurt. Unbekümmert aber, daß sie in Feindes Land seien, haben sie dort fortgefahren, wo sie's hier gelassen, das Volk gedrangsalt und Alles aufgefressen und gestohlen, was sie habhaftig worden sind. In ihrem großen Leidwesen sind ganze Schaaren

von Bauren zum Herzog gerennt, 's hat schier einem Aufstand ähnlich gesehen. Der Herzog hat seines Leibes keinen Rath gewußt, um die Leute zufriedenzustellen, und die Böhmen haben nicht abziehn wollen, ohne ihr Lohngeld, eine Summe, die er nicht aufzutreiben im Stande gewesen ist."

„Da sieht man die Folgen der dummen Jungenstreiche!" hohnlachte Kunz. „Der graue Scheim, der Vitzthum, führt den ärgsten Feind in des Landes Herz, nun kann er dem milchbärtigen Herzog nicht rathen und nicht helfen. Nun, was ist's endlich geworden?"

„Der Erzbischof von Köln ist gegen die Stadt Göst in der Mark erbos't, die ihm untreu geworden und zieht gegen sie zu Feld mit einem winzigen Häuflein. Dem hat der Herzog in der Bedrängniß die Böhmen durch Apel Vitzthum, den er an den Rhein geschickt, angeboten und zum guten Glück hat's der Pfaff angenommen. Zwar haben die Böhmen nicht recht dran gewollt, aber da ihnen Apel an die Hand gegeben, daß dort was zu holen sei, haben sie sich endlich zum Zug entschlossen. In aller Eil ist der Herzog selbst mit ihnen aufgebrochen und vor einigen Tagen sind sie fort nach der Mark."

„So muß er ſich nun den Sold vom Erzbiſchof verdienen, wie ein gemeiner Knappe,“ ſpottete Kunz wieder.

Indem ſie noch traulich mit einander koſten und Kunz durch dieſe Mittheilung heiterer geworden war, wurde ihnen die Ankunft des Ritters Wilhelm von Moſen gemeldet. Freudig über dieſen lieben unerwarteten Beſuch eilten die Brüder hinaus, den Ritter im Schloßhof zu begrüßen. Aber ſchon auf der großen ſteinernen Wendeltreppe ſtürzte er ihnen mit verſtörtem Angeſicht entgegen. Seine ſonſt blühenden Wangen waren bleich, die Augen unſtät, das Haar hing verwirrt über die Stirne, Rock und Kragen ſaßen unordentlich, ſein Gang war wild und haſtig, und ſein ganzes Äußere zeigte von einem aufgeregten Zuſtand ſeines Innern.

„Was iſt euch zugeſtoßen?“ fragte Kunz den Angekommenen erſtaunt. „Ihr ſeht euch nicht mehr ähnlich.“

„Kunz,“ rief Moſen mit furchtbarer Stimme, „denkt euch das Schrecklichſte für mich! Meine Eſtrella iſt mir geraubt. Niemand weiß beſſer als ihr, wie raſend ich das Mädchen liebe, und nun — ja nun bin ich erſt raſend!“ dabei ſchlug er ſich mit

der geballten Faust an die Stirne und geberdete sich wirklich wie unsinnig.

„Faßt euch Ritter!“ redete ihm Kunz zu. „Ertragt das Unvermeidliche und laßt uns lieber zu Rathe gehen, was zu thun ist. Den Verstand dürft ihr jetzt gerade nicht verlieren, wo ihr ihn am nöthigsten braucht.“

„Zum Glück hat ihn mein Wiland mir erhalten, der mit seinem eigenen Beispiel mich getröstet. Er hat mich hierher gebracht, nun bin ich das nun heißt wie!“

„Erzählt uns nur erst die nähern Umstände, damit wir unsere Schlüsse und Muthmaßungen daraus ziehen können. Kommt, sammelt euch bei einem Krug Wein, dann wollen wir euch verständig zuhören.“

Sie zogen den Unglücklichen hierauf in den Saal, die tröstenden Stimmen seiner Freunde und der sorgenbezwingende Becher machten einen wohlthätigen Eindruck auf ihn, dann rief er den getreuen Wiland herbei, damit dieser seinen Bericht ergänzen möge, wenn er in der Verwirrung seiner Sinne hier und da etwas vergesse. Darauf begann er:

„Estrella hatte mir seit diesem Frühling von ihrem Aufenthalte aus durch den Schwalb zuweilen Nachricht gegeben und wieder von mir erhalten. Mein Herz war voll Sehnsucht nach ihr, und ich eilte, die Versöhnung der Fürsten nicht erwartend, schon mit Beginn der zweiten Naumburgischen Unterhandlung nach Böhmens Grenze zu, um das geliebte Mädchen aufzusuchen."

„Ihr habt zu berichten vergessen," fiel ihm hier Wiland in's Wort, „daß eure Geliebte euch sagen ließ, wie ihr der schlechte Mönch, den ihr, Ritter Kunz, bei Naumburg zu früh meiner Rache entzogt, jener Schurke, Sebastian, auf allen Wegen und Stegen nachstelle, um sie zu seinen Lüsten zu bereden."

„Recht, mein Sohn," bemerkte Mosen. „Hätten wir das an jenem Abende schon gewußt, so hätten wir den Mönch todt geschlagen, der sich solches unterfangen." Und in der Erzählung fortfahrend sprach er: „Der Pfaff muß ihr schlimm zugesetzt haben, denn sie klagte mir in einem Brief ihre bittre Noth und das trieb mich um so eher zu ihr, damit ich ihr zum Schutz sei und dem Mönch einen Denkzettel anhänge, der ihm die Lüsternheit nach solchen Früchten vertreibe. Wie ei-

ten rasch von Naumburg aus und waren nach zwei Tagen in den wohlbekannten Gegenden. Mich beschlich ein ungewohntes Bangen, als wir vom Schlosse Stein im Thale hinauf trabten und kein Plätzchen war, das mich nicht an mein vorjähriges Glück erinnert hätte. Wunderbar rieselte es mir durch die Glieder und das Herz schlug mir wie ein Hammer, je näher wir dem alten Felsenloche kamen, in dessen Nähe Estrella's Hütte stand. Wir waren am Fuße der Höhle angelangt, gerade über mir auf den Felsen Höhe erblickte ich durch die Baumstämme und Steinblöcke die Öffnung derselben; aber ringsum war Alles öde und ruhig, das Thal schien ausgestorben. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl war ich vom Gaule gestiegen und kletterte nun hastig den wilden Berg hinan, denn mir ahnete schon nichts Gutes. Auf meinen dreimaligen Ruf kam ein Tatermädchen heraus, sprang aber wieder erschreckt zurück, als sie mich erkannte. Auf den in den Felsen gegrabenen Stufen klimmte ich nun bis zum Eingang der Höhle hinauf und rief Estrella's Namen laut hinein, aber nur ein dumpfes Echo antwortete mir. Voll Angst wollte ich weiter rennen, da trat mir Chiskas abscheuliche Gestalt mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Nicht weiter!“ kreiſchte ſie mit ihrer gellenden Stimme; „die du ſucheſt, iſt verſchwunden.“

Niedergedonnert von ſolch unſeligem Worte ſtarrte ich ſie lange an. Die zornigen Blicke ihrer feurigen Augen brannten mir wie Dolchſtiche im Herzen.

„Was ſagſt du, verdammtes Weib?“ brüllte ich ihr endlich zu. „Wo iſt Eſtrella?“

„Sie iſt aus unſerer Mitte verſchwunden, entflohen. Schon ſeit einigen Tagen iſt ſie abweſend, wie mehrere unſerer Leute.“

„Wo iſt ſie, Weib? Du mußt es wiſſen! Du weißt alle Geheimniſſe!“ rief ich noch einmal zornglühend.

„Ich weiß es nicht!“ erwiederte ſie kalt und theilnahmlos; ihr welkes Geſicht ſchien wie eine Teufelslarve zu grinzen, ihre Augen ſchoſſen Blitze auf mich. Da faßte mich der Wahnſinn der Leidenſchaft, ich konnte meine Wuth nicht bändigen, und Flüche ſpeiend ſtürzte ich auf die gräßliche Mißgeſtalt los, um ſie zu packen und zum Geſtändniß zu bringen, oder ſie von der Höhe des Felſens hinabzuſchleudern in die gähnende Tiefe. Aber in demſelben Augenblick berührte ſie mich mit einem Stabe, den ſie in der Hand hielt, murmelte dabei

klingende fürchterliche Worte, und von aller Kraft verlassen, stürzte ich besinnungslos zu Boden. Nun erzähle weiter, Wiland, denn was darauf vorgegangen, weißt du besser als ich."

Nach dieser Aufforderung fuhr Wiland folgender Weise fort:

„Ich hatte lange mit den Pferden in dem engen Passe gehalten; einen Schritt weit links brauste das schwarze Gewässer und sah mich aus seinem tiefen Kessel gar unheimlich an, eben so weit rechts erhob sich der steile Berg mit seinen hohen Bäumen und Felsen. Todtenstille war um mich her und schier wurde es mir ängstlich zu Sinne. Plötzlich schlug ein furchtbares Heulen an meine Ohren, so daß die Pferde einen Satz thaten und fast mit mir in das Wasser hinabgesprungen wären. Nicht anders war's, als wenn in einer dunkeln Nacht die wilden Thiere mit den Eulen um die Wette schreien und Töne herausstoßen, die wohl jedes Christenkind erschrecken können. Im ersten Augenblick unschlüssig, was ich thun solle, überwand doch die Besorgniß um meinen Herrn bald alle Bedenklichkeiten; ich band schnell die Pferde an einen Baum, zog meine geladene Büchse hervor nnd kletterte damit so eilig, als ich konnte bergauf. Da

ich meine Blicke immer hinauf nach der Öffnung der Höhle richtete, ſo gewahrte ich bald mehrere braune Taterweiber mit ihren Kindern, welche wie Katzen an dem Felſen herabrutſchten und dann eilig überhin liefen und verſchwanden. Es war klar, daß das Heulen von ihnen herkam. Ohne mich lange zu beſinnen, ſuchte ich die Höhle zu erreichen, denn mir ahnete aus der Flucht des Volks, daß meinem Herrn etwas Schlimmes müſſe zugeſtoßen ſein. Die Angſt lieh mir Schnelligkeit, und ich weiß bis jetzt ſelbſt nicht, wie ich gleichſam in einem Sprunge bin hinauf gekommen. Mit Schrecken erblickte ich meinen Ritter bleich am Boden des ſchwarzen Felſenneſtes liegen. Jammernd ſtürzte ich über ihn her; denn ich hielt ihn in dem erſten Augenblicken wirklich für todt. Doch bald bemerkte ich zu meiner nicht geringen Freude, daß er leiſe athmete. Ohne Umſtände lud ich ihn alſo auf den Rücken und ſtieg langſam und vorſichtig wieder den Abſturz des Berges hinab. Hurtig riß ich unten ihm die Kleider ab, ſprang vom Ufer hinab auf ein Felſenſtück, welches aus dem Fluſſe hervorragte, und ſchöpfte mit meinem Baret Waſſer, eilte zurück und wuſch meinen Herrn damit. Nach einiger Zeit ward mir die Freude, daß er tief

Athem holte und endlich die Augen aufſchlug; aber unſtät irrten ſeine Blicke umher, er war troſtlos und iſt es faſt bis auf dieſe Stunde geblieben."

„Von Wiland geleitet," fuhr der Ritter nun ſelbſt wieder fort, „durchkreuzte ich die Berge und Thäler bis hinauf nach Böhmen, aber nirgends fanden wir eine Spur. Endlich wollten wir auf dem Rückweg über Grünhain. Wiland machte ſich ſo unkenntlich wie möglich, damit wir uns nicht den Mönchen verrathen und ſie vielleicht Rache an uns nehmen möchten wegen des Auftritts bei Naumburg. Da ich mit Wilands trauriger Geſchichte bekannt war, ſo nahm ich vielen Antheil an ſeiner Bewegung, als wir zu dem Bergwerke kamen, worein ein ſein Glück begraben worden war. Unter andern Umſtänden hätte ich noch weit größern daran genommen. Wir gingen zum Stollen hin und hier fanden wir den erſten von den Tatern wieder auf unſerer ganzen Wanderung. Es war Schwalb, der Junge, der mir nach Naumburg Eſtrellas Briefe gebracht hatte. Er ſteckte hier im Gewande eines Bergknappen und zerklopfte Steine. Der Burſche ſprang erfreut auf mich zu, denn er hatte immer Urſache gehabt, mit mir zufrieden ſein. Ich war ebenfalls froh, nur endlich einmal wieder ein Ge-

ſchöpf zu ſehen, das mit der Königinn meines Herzens zuſammengelebt und täglichen Umgang gehabt hatte. Auf meine haſtigen Fragen nach Eſtrellen, erzählte er mir, daß dieſelbe eines Abends nach ihrer Gewohnheit am Ufer der Mulde mit der Laute hinab gegangen ſei und jenes Lied geſungen habe, was ſie von mir erlernt, da habe er plötzlich zwei Reiter auf ſie zuſprengen geſehen, der eine hätte ſie trotz ihres Schreiens und Sträubens auf's Pferd gehoben, ſie feſt mit den Armen umſchlungen und im ſchnellen Galopp ſeien ſie davon geritten. Er habe eilig Chiska die Nachricht hinterbracht, dieſe ſei aber, wie die übrigen Weiber und Mädchen, ganz gleichgültig dabei geblieben und Niemand habe ihm auf ſeinen Bericht geantwortet. Die Männer aber ſeien ſeit dem Anfang des Frühlings weit umher zerſtreut. Neko ſei ſchon lange abweſend, er wiſſe nicht wo, Cäſar ſei nach Franken gezogen auf Nekos Befehl, um dort auf einer Ritterburg etwas Wichtiges auszuſpüren; Eule und noch Einige ſeien nach Thüringen gegangen in das Backofenloch, und er mit noch ein Paar Geſellen arbeite auf Chiskas Befehl hier mit im Bergwerk beim Bergmann Gotthardt. Weiter konnte mir der Junge kein Wort ſagen, ſo ſehr ich ihn auch durch ein ſchö-

nes Geschenk dazu ermunterte. Wir mußten weiter ziehen. Wiland wollte den Bergmann nicht sehen und ich rieth auch weiter nicht dazu. Wir hatten beide Qualen der Hölle in der Brust und Einer gab dem Andern durch Flüche und Verwünschungen Gelegenheit, seinen Gram in Worten auszudrücken. Stumm aber ritten wir an den Köhlerhütten vorüber, denn Wiland wollte nicht erkannt sein. Ich verdachte den armen Jungen nicht darum. So kamen wir nach Grünhain und ritten spähend durch das Städtchen. Da gewahrte ich ein schönes Frauengesichtchen an einem Fenster. Neugierig blickten ihre klaren Äuglein auf uns, aber plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück. Wiland hatte sie in demselben Augenblicke auch gesehen, es war seine sonstige Geliebte. Bald wäre mir der arme Schelm vom Pferde gefallen. Diese Scene machte wieder einen sehr trüben Eindruck auf mich, und da wir allein doch nichts zu erfahren und auszuspioniren hoffen konnten, so beschloß ich auf Wilands Zureden meinen Schmerz bei euch auszugießen, Freund Kunz, und so bin ich denn gekommen, eure ritterliche Hülf und Beistand anzuflehen."

„Obgleich ich nicht weiß, Ritter," erwiederte Kunz nach einigem Nachsinnen, „was aus euch und dem Gegenstande eurer Zuneigung werden soll, selbst wenn wir so glücklich sein sollten, das Mächen wieder zu finden und aus dem Gewahrsam ihrer Räubers zu befreien — ich habe euch meine Bedenklichkeiten über diesen Punkt schon mehreremale zu erkennen gegeben — so soll und darf mich das doch nimmermehr abhalten, dem Rufe eines so werthen Freundes, wie ihr mir seid, ein Genüge zu leisten; ich schätze auch die Heftigkeit und Innigkeit eurer Liebe zu dem braunen Mädchen viel zu hoch und weiß selbst nur zu gut, wie reizend das holde Kind ist, als daß ich nicht euch zu Willen sein und sogar meine Brüder hier zu eurem Beistand auffordern sollte. Ehe wir aber aufbrechen, laßt uns überlegen, wohin wir wollen, und auf wen eurr so wie unser Argwohn am meisten fällt."

„Wer wird das Mädchen weiter haben, als der Mönch," sagte Dietrich, „und dem wollen wir schon beikommen, wie er sich's nicht versieht. Ich will gleich hinüber nach Meißen reiten, zu meinem Ohm; der wird eine Untersuchung anstellen, die über die Glatzköpfe wie ein Donnerwetter kommen soll."

„Du mußt bedenken," entgegnete ihm Kunz, „daß das Liebesverhältniß unseres Freundes ein Geheimniß bleiben soll. Erst durch diesen unglücklichen Zufall habt ihr etwas davon erfahren, und bei euch, das wissen wir, ist es wohl aufgehoben, aber Gott behüte, daß es weiter ruchbar und bekannt wird. Drum dürfen wir nicht mit der Thür in's Haus fallen."

„Den Oheim können wir aber auf keinen Fall entbehren."

„Ich glaube selbst; aber laß mich das besorgen. Was meint ihr zu dem Mönch, Meser?"

„Hätte mir Schwalb nicht gesagt, daß zwei Ritter Estrellen entführt, ich würde selbst auf keinen Andern, als auf den Pfaffen rathen, aber da wir keinen Weg unbetreten lassen dürfen, um eine Spur zu bekommen, so kann eine Anzeige bei eurem Ohm nichts schaden, sobald ihr meinen Namen verschweigt, zumal, da ich von Estrellen weiß, daß die Katern unter dem Schutz des Abtes in Grünhain und überhaupt in näherer Verbindung mit dem Kloster und seinen Bewohnern stehen."

„Ja," rief Wiland dazwischen, „auch der böse Bergmann ist vom Abte geschützt; es ist Gottes Gericht, wenn alle die Schandthaten, die sie zu-

ſammen getrieben, einmal an's Tageslicht gezogen werden."

„Nun in Gottes Namen denn," ſagte Kunz feierlich, „auch ich habe meine guten Gründe ein Augenmerk auf dieſes Kloſter zu haben. Zieht ihr zuſammen wieder hinüber nach dem Erzgebirge, zerſtreut euch nach allen Gegenden hin, durchkriecht alle Berge, alle Thäler, laßt keinen Winkel unburchſpäht und wo ihr einen der Tatern erwiſcht, den gebt nicht wieder los. Den glücklichſten Fang würdet ihr machen, wenn ihr der alten Hexe habhaftig werden könntet, denn ich wollte dieſe Burg an die Wette ſetzen, ſie weiß wo das Mädchen ſteckt und hat Antheil an ihrem Raube."

Indem er ſchnell hinausſchritt um die Pferde zu beſtellen, ſah ihm Anna nach. Ihr Blick war durch das Ereigniß heiterer geworden; denn es goß ja wieder einige Tropfen Öl auf das düſter brennende Lebenslicht ihres Gatten; er wurde dadurch aus ſeinen trüben Grübeleien geriſſen, und hatte wieder einen Gegenſtand, dem er ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte und deſſen Ziel er mit Liebe und Haß, die zwei größten Leidenſchaften ſeiner Seele, verfolgen konnte. Dann wandte ſie ſich zu Moſen.

„Ritter, Ritter," drohte sie schelmisch, „was muß ich von euch hören! Ungetreu den schönen Töchtern unseres Vaterlandes habt ihr euer Herz, das die schönste Jungfrau, daß reizendste Kind des reichsten Ritters, nicht verschmäht hätte, einer Ausländerinn ohne Hoffnung, sie jemals besitzen zu können, zugewandt? Sollte das Schicksal jetzt nicht eine kleine Rache an euch im Sinne haben?"

„Richtet nicht mit mir, edle schöne Frau," entgegnete Mosen, „sondern mit der höhern Macht, die unsern Sinn lenkt. Der Himmel hat es wunderbarlich mit mir gefügt. Da ihr nun mein Geheimniß wißt und ich auf eure Großmuth rechnen darf, so bitt ich euch, mein sonderbares Zusammentreffen mit jenem reizenden Kinde von eurem Gemahle euch erzählen zu lassen. Ihr werdet mich sicher dann entschuldigen."

Wiland hatte sich auf den Hof zu Schweinitz und den andern Knappen gesellt, um ihnen mit an die Hand zu gehen, denn Eile that jetzt noth.

„Du ziehst mit Wiland, Schweinitz, und noch sechs Knechten ins Gebirge; von ihm wirst du hören, was du dort sollst," sagte Kunz hinzutretend. Aber Schweinitz wußte es schon, und freute sich herzlich auf ein zu bestehendes Abenteuer.

„He, Brüderchen, was meinſt du?“ ſagte er zu Wiland, „wenn wir dem ſchwarzen Berggeiſt die hübſche Frau abjagten? Wärſt du nicht mit bei dem Streiche? Vielleicht ſind ich auch ein niedlich Jungferngeſicht auf dem Ritt; wir machen dann zuſammen Hochzeit; das ledige Leben hat mir ſchon lang nicht mehr angeſtanden.“

„Sei kein Thor!“ entgegnete Wiland. „Wie kann ich eines andern ehelich Weib heirathen?“

„Nun wir machen's kurz, Närrchen, und ſchlagen den Kobold todt. Du wirſt doch nicht ein ſo zartes Gewiſſen haben? Haſt du einen Mönch durchgebläut, wirſt ja wohl auch einem Bergmann eins in's Genick verſetzen können, daß ihm das Wiederaufſtehen vergeht.“

Wiland ſchauderte vor dem guten Rath.

„Nein,“ ſagte er, „Gott wird ihn ſchon richten. Mir iſt keine Macht gegeben, ſolchem Gericht vorzugreifen.“

„Nun wenn du nicht willſt,“ bemerkte Schweinitz noch gleichgültig vor ſich hin, „ſo wird ſich ja wohl Jemand finden, der dir den Gefallen thut.“

„Du wirſt doch nicht raſend ſein?“ fragte Wiland, aber Schweinitz ging ohne zu antworten und ſattelte die Pferde.

Kunz schickte sich an nach Meißen zu reiten, die andern aber verließen die Burg Kauffung und zogen an der Mulde hinauf, an der sie gelegen war. Von Waldenburg aus verließen sie den Strom und ritten nach Wildenfels. In Lößnitz vertheilten sie sich. Mosen, Wiland und Schweinitz durchzogen die Gegend nach Süden und kamen über Schwarzenberg, was damals böhmisch war, durch das ganze Muldethal, bis sie sich östlich höher in das Gebirge nach Wiesenthal wandten.

Doch so weit sie auch die Thäler durchstreiften, es bot sich ihnen nichts dar, wovon sie einen Vortheil für ihre Absicht hätten ziehen können. In der Gegend von böhmisch Wisenthal trafen sie mit einem andern Häuflein zusammen, dessen Anführer Heinrich von Kauffung war; auch er hatte weiter nichts entdeckt, als von einem Waldbewohner erfahren, daß ein Probst mit einem Ritter und vielen Knechten in Grünhain eingezogen sei. Dies konnte niemand anders als Kunz sein mit dem Abgeordneten des Bischofs. Alle beschlossen daher, ebenfalls hinab nach Grünhain zu reiten und den Ausgang der Untersuchung abzuwarten. Da sie den Weg über Raschau nahmen, so kamen sie wieder in das schöne Thal, wo Wilands Freuden und Leiden ge-

blüht hatten. Schweinitz war mit vier Knechten zurückgeblieben und Niemand hatte ein Arges böses von, selbst Wiland war die frühere Aeußerung seines Freundes aus dem Sinn gekommen und lustig trabte er mit den Rittern eine Strecke von dem verhaßten Bergwerke vorüber. Sie hatten aber kaum die Mitte des Thals erreicht, wo ein silberreiner Bach, welcher jetzt der St. Gotthardtsbach genannt wird, dasselbe durchschlängelt, als sie ein Nothgeschrei und andere laute Stimmen verworren durcheinander rufend hinter sich vernahmen. Wie ein leuchtender Blitz fuhr Wiland jetzt die Erinnerung an Schweinitz's tolles Geschwätz durch den Kopf und er zweifelte keinen Augenblick, daß derselbe jetzt die Raserei beginge, sein mörderisches Vorhaben auszuführen. Pfeilschnell wandte er sein Pferd und beschwor die Ritter ihm zu folgen; in wenigen Minuten war er dort und sah auf den ersten Blick seine Ahnung bestätigt. In der Ecke eines hölzernen Gebäudes beim Stollen kämpfte sein Feind, der Bergmann, nur schwach gegen die Schwertstreiche des tollen Knappen, die andern Knechte fochten mit einigen Bergknappen, welche ihrem Herrn zu Hülfe eilen wollten. Schon blutete Gotthardt und war dem Sinken nahe, da stürzte Wiland hinzu, als

mit Löwenstärke Schweinitz zu Boden und donnerte allen Knechten zu: „Steckt eure Schwerter ein, ihr mörderischen Hunde, oder bei Gott, ihr habt es mit mir zu thun, kein Ansehn der Person gilt und mein Schwert soll keinen schonen, der es noch einmal wagt, sich meuchelmörderisch an diesen wehrlosen Leuten zu vergreifen."

Gotthardt hatte ihn erkannt und war vor Schrecken umgefallen; denn er meinte nicht anders, als nun sei seine letzte Stunde gekommen. Wiland sprang aber zu ihm hin und untersuchte seine Wunden. Die Ritter machten sich unterdessen ein Geschäft daraus, ihre unsinnigen Knechte mit Prügeln zu züchtigen und Schweinitz wunderte sich nicht wenig, für seinen vermeinten Freundschaftsdienst so übel belohnt zu werden. Er konnte nicht anders denken, als dem guten Wiland rappele es im Kopfe, und indem er herzliches Mitleid für ihn fühlte, hatte sein Rücken die Freude, noch etwas mehr zu empfinden als sein freundschaftlich gesinntes Herz. Wiland hatte unterdessen die Wunden Gotthardts untersucht und zu seiner großen Freude gefunden, daß dieselben von gar keiner Bedeutung waren, doch hatte der Blutverlust und Wilands Anblick den Bergmann wirklich ohnmächtig gemacht. Mit Hülfe

der andern Bergleute brachte ihn Wiland auf ein Lager, verband die Wunden am Kopf und brachte ihn nach kurzem wieder zur Beſinnung. Er ſtierte lange den geſchäftigen Knappen an, als müßte er ſich auf etwas lange ſchon Vergeſſenes beſinnen, aber er traute weder ſeinen Augen noch ſeinem Gedächtniß.

„Iſt's möglich," begann er endlich zu Wiland gewendet, „ihr ſeid mein Retter? Ihr ſeid doch der Köhler, um den mein Weib täglich im Geheim weint; ich weiß es wohl, ich habe ſie deshalb nicht gut behandelt; oder ſeid ihr des Köhlers Geiſt, der kommt, um mich dafür zu ſtrafen?"

„Wenn ihr der guten Magdalena meinetwegen wehe gethan," erwiederte Wiland mit Thränen im Auge, „ſo ſeid ihr freilich nicht werth, daß ich euch aus den Klingen meiner Gefährten gerettet habe. Aber an euch ſoll Gnade vor Recht ergehen. Geht in euch, bereut eure Sünden und liebt das holde Weib, wie ſie es verdient."

Gräßliche Bilder ſchienen bei dieſen Worten in des Bergmanns Seele aufzuſteigen; denn ſtöhnend wandte er ſein verzerrtes Geſicht ab.

Der Tag begann ſich allmälig zu neigen; Wiland empfahl den Bergknappen Gotthardts Pflege und erſuchte ſie, ihn wo möglich nach der Stadt

in seine Wohnung zu bringen. Die Leute, die Wieland nicht kannten, machten unheimliche Gesichter und flüsterten ihm zu: der Gotthardt sei ein gar böser Christ und solche Strafruthe des Himmels könne ihm beim rechten Lichte betrachtet nichts schaden. Er habe solches allein schon an seinem frommen jungen Weibe verdient, die gar viel von ihm auszustehen habe. Diese Worte schnitten Wiland durch das Herz; um seine Rührung zu verbergen, bestieg er sein Pferd und eilte den schon lange vorausgerittenen Geſäheten nach. Ein heiterer Sommerabend hatte sich in das Thal gesenkt, seine warmen Lüfte legten sich mit heiteren und wehmüthigen Erinnerungen an Wilands Herz. Bergaufwärts kam er seiner stillen Wohnung näher und manche Thräne perlte herab auf den stolzen Hals seines Thiers. Der blaue Rauch der dampfenden Meiler, der sich mit dem leichten über dem Berge hinschwebenden Abendgewölk vermälte und endlich zu Duft verschmolz, winkte ihm schon von fern, endlich war er bei den Köhlerhütten und vernahm ihm wohlbekannte Stimmen. Alle verbleichten Bilder seiner Kinderjahre tauchten mit frischen Farben vor seinem innern Auge auf und gewannen so viel Leben und Kraft, daß er sich plötzlich in dem Kriegsrocke und

auf dem Roſſe ganz fremd vorkam; ihm war's, als müſſe er vom Wege abbiegen und ſich unter die frohen Geſellen ſeiner Jugend miſchen, den Schürbaum zur Hand nehmen, ſeinen Meiler bauen und anzünden, ſich in ſeiner Hütte zur Ruhe niederlegen, um am Morgen zu erwachen von dem langen bösen Traume, der jetzt ſeine Sinne gefangen zu halten ſchien; doch als er ſich beſann, daß das Alles Wirklichkeit ſei, da mochte ihm das Herz vor Wehmuth zerfließen. Wie mit Ketten zog es ihn hinüber nach den Hütten, von wo ihm ſo manch freundlicher Laut entgegen tönte; er konnte nicht widerſtehen, ſtieg vom Pferde, band es an und ſchlich leiſe nach ſeiner ihm ewig theuren Quelle hin. Georg Schmidt, der gute Vetter, ſaß von des Tages Arbeit raſtend vor der Thüre. Wiland trat bebend zu ihm und bot einen guten Abend. Schmidt wurde über den Ton der Stimme ſtutzig, ſtand auf und ſah ihm in's Geſicht.

„Je, Junge, liebſter Chriſtoph, biſt du's? kehrſt du endlich zu uns zurück? Ach wie wird ſich Margareth freuen! Wie oft haben wir von dir geſprochen und uns nach dir geſehnt! du Wildfang! ſo fortzulaufen in die Welt, und uns ſo großen Kummer zu machen! Chriſtoph, das war nicht recht!

doch was haſt du für ein ſchmuckes Kleid an?" So ſprach der freudig beſtürzte Köhler fort, ohne auf eine ſeiner Fragen die Antwort abzuwarten und ſchloß den lang entbehrten Neffen in ſeine Vaterarme.

„Wie geht's euch, beſter Vetter?" fragte Wiland wiederum; aber: „Margareth!" rief Schmidt in die Hütte, „komm ſchnell heraus! wir haben einen unverhofften Gaſt."

Die Frau folgte eilig dem dringenden Ruf, neugierig, wer wohl angekommen ſei, und ſie ſtutzte nicht wenig, als ſie den rüſtigen Krieger vor ſich ſtehen ſah.

„Ei, kennſt du unſern Chriſtoph nicht?" ſtieß ſie der Mann an. Da ſchrie ſie laut auf und umhalste unbekümmert um den fremden Rock den Wiedergefundenen.

„Hole das Beſte her, was du im Leben haſt, daß wir den lieben Jungen würdig empfangen!" ſagte Schmidt zu ſeiner Frau.

„Ich bitt euch, lieber Vetter!" fiel ihm Wiland in's Wort. „Bemüht euch meinetwegen nicht. Ich bin nicht gekommen, bei euch zu verweilen. Andere Pflichten liegen mir jetzt ob, und ſie treiben mich wieder fort von hier. Nur euch zu ſehen und

euer Wohlsein zu erfragen hab ich mir eine halbe Stunde von der karg zugemessenen Zeit abgebrochen, die laßt uns verplaudern, dann muß ich fort nach Grünhain, zu meinem Ritter, der mich sehr vermissen wird."

„Du willst nicht bei uns bleiben?" fragten zugleich Schmidt und sein Weib betrübt. „Wieder fortziehen willst du von denen, die dich so sehr lieben?" setzte Margaretha hinzu, und: „O bleibe bei uns und sei wieder ein Köhler! Wirf diesen blutigen Rock von dir!" Schmidt.

„Nimmermehr!" rief Wiland ernst. „Verschont mich mit euren Bitten, ich kann dieselben doch nicht erfüllen!" und mit kurzen Worten erzählte er ihnen seine Verhältnisse und wie es ihm bis jetzt ergangen. Dann fragte er schüchtern:

„Wie geht's Magdalenen?"

„Gott tröste sie!" erwiederte Margaretha. „Das arme Weib weint sich die Äuglein wund und ihr harter böser Mann hat sie schon mehreremal mit Schlägen tractirt, wie alle Leute sagen. Es wär ihr freilich besser gewesen, wenn sie in unsere Verwandtschaft kam; doch der Himmel hat's nicht haben wollen. Ihr stolzer Vater ist gar sehr gedehmüthigt, er thut sich's nur nicht aus; aber daß er

ſich grämt, ſieht ihm ein Blinder an. Frau Chriſtine kann vollends ihr Herzeleid nicht bergen über das Unglück ihres einzigen lieben Kindes, und hat oft bei mir gejammert, daß du nicht ihr Eidam biſt geworden."

„Laßt's gut ſein, Baſe," ſagte Wiland wehmüthig und wiſchte ſich die Thränen aus dem Auge. „Macht mir das Herz nicht noch ſchwerer. Gott gebe der jungen guten Frau das vollſte Maß ſeines Segens; ſie verdient's!"

Die übrigen Köhler, Wilands Verwandte und Jugendfreunde, waren auf die ſchnell verbreitete Nachricht ſeiner Ankunft herbeigekommen und begrüßten ihn halb ſcheu, er aber drückte Allen die Hände, und als er noch eine Weile mit den Lieben gekoſ't, riß er ſich mit blutendem Herzen wieder von ihnen los, küßte den lieben Pflegevater und die weinende Margareth, beſtieg ſein Rößlein und trabte nach Grünhain zu. Es war ganz Nacht geworden, als er dort ankam; Mond und Sterne erhellten ſeinen Pfad. Laue Lüfte wogten durch das Thal, in dem das Städtchen und darunter das Kloſter lag, mit den ſchwarzen vom Mondſchein ſchwach beleuchteten Schieferdächern, die ihm düſter entgegen ſahen, wer ſo auch düſter im Herzen von der Höhe herabkam.

Als er vor Gotthardts Wohnhaus vorbei kam, war kein Fenſter erhellt. „Was ſchafft wohl die liebe holde Frau,“ dachte er; „vielleicht verweilt ſie im Garten unter ihren Blümchen und ſieht jetzt hinauf nach des Himmels goldenen Blumen und denkt an dich.“ Der Gedanke, daß er ſie im Garten vielleicht einmal ſehen und belauſchen könne, erfaßte ihn mit ſolcher Gewalt, daß er ſein Pferd in der Herberge abgab, und ohne ſeine Reiſegefährten erſt zu ſprechen, hinter den Häuſern hinſchlich bis zu dem Pförtchen, welches in Gotthardts Garten führte. An der hinteren Hecke deſſelben war eine kleine Laube. Leiſe wie die Nacht ſelbſt ging er auf den Zehen und ſchaute mit hochklopfendem Herzen über die niedrige Befriedigung. Da vernahm er ein unverſtändliches Geflüſter, das aus der Laube zu kommen ſchien. Flugs war er hinter derſelben, bog die Zweige und Blätter etwas zurück und erblickte im innern kleinen Raum des Laubhüttchens zu ſeinem Schrecken den Mönch Sebaſtian, vom vollen Mondſtrahl beleuchtet, der durch den Eingang auf ihn fiel.

„Sei kein thörichtes Kind,“ ſagte der Mönch eben, „und bedenke daß ich's gut mit dir vorhabe und dich von allen Sünden abſolvire.“

Wilands Athem stockte, er sah genauer, um zu erforschen, mit wem der Mönch rede, da sah er in der Ecke der Laube eine zusammengekauerte weibliche Gestalt, die das Gesicht in ihrem Schooße verbarg. Sie antwortete nur mit lautem Schluchzen, aber Wiland erkannte sogleich daran Magdalenas Stimme.

„Was weinst du nun die lieben langen Tage und halben Nächte durch!“ fuhr der Mönch fort; „wer wird sich das Leben so verbittern? Es ist wahr, dein Gatte ist ein rauher Mann und weiß deinen Werth nicht zu schätzen, aber destomehr bin ich dir ergeben. Laß ihn doch poltern und zanken; ich will's schon wieder gut machen. Kehr dich nicht an ihn, und vergönne mir lieber endlich einmal, dir meine Liebe zu beweisen. Komm, liebes Schäfchen, sei getrost. An meiner Brust ruhst du weich und sicher. Mit inniger Liebe bin ich dir zugethan und die soll dir all dein Herzeleid versüßen und ersetzen. Belohne meine Ergebenheit endlich einmal mit einem Kuß.“ Damit bog er sich zu der immer heftiger Weinenden herab und wollte sie umarmen.

„Um aller Heiligen willen!“ rief Magdalena erschrocken, „verschont mich, Herr Pater! Ich kann und darf euch nicht lieben. Habt Erbarmen

mit der Schwäche eines unglücklichen Weibes und verlangt nicht so ungestüm, was ich euch nimmermehr zu geben vermag."

„Kind," entgegnete der Pater gereizt, „du stellst meine Geduld auf eine sehr harte Probe. Fast wird's ein Jahr schon, daß ich wie ein Tauber um dich gegirrt und durch deine Unerbittlichkeit immer noch mehr zu dir hingezogen worden bin. Länger vermag ich diese Glut nicht zu ertragen, die mich verzehrt. Drum beschwör ich dich bei der Kirche und den heiligen Sakramenten, erhöre mich endlich! Dämpfte diese fürchterliche Flamme! Mehr als Alles auf der Welt lieb ich dich, ja mehr als den Himmel. Gieb dich mir endlich zu eigen, wenn ich nicht rasend werden soll."

Nach diesen mit der höchsten Leidenschaft gesprochenen Worten warf er sich vor sie hin, umklammerte ihre Knie und winzelte einem Hunde ähnlich.

„Ihr seid entsetzlich, Sebastian!" stöhnte das junge Weib. „Die Angst erdrückt mich fast in eurer Nähe. Aber wie ihr auch bittet und fleht, und euch, ein gottgeweihter Mann, vor einem armen schwachen sterblichen Weibe erniedrigt, ich kann euch nichts gewähren, und mit den gräßlichen Gottes-

ästerungen, die euer Mund wie im Wahnsinn eben aussprach, habt ihr meine ganze Seele mit Schaudern und Grausen erfüllt."

„Weib!" brüllte der Mönch und umklammerte sie krampfhaft, „du bringst mich auf's Äußerste; so muß ich mir mit Gewalt rauben, was du mir auf lange Bitten nicht gutwillig giebst."

Wie die Taube nur ohnmächtig gegen den starken Geier ankämpft und mit mattem Flügelschlag unter seinen Krallen verblutet, so vermochte sich das schwache Weib nur wenig gegen den schrecklichen Mönch zu sträuben, dem seine furchtbar aufgeregte Sinnlichkeit doppelte Kräfte verlieh. Aber seiner selbst unbewußt war Wiland mit einem Sprunge über die Hecke im Garten, stand von Beiden unbemerkt in der Laube, faßte mit Löwenstärke den Mönch von hinten und schleuderte ihn wie einen Ball einige Schritte weit auf die Erde. Wie vom Blitz des rächenden Himmels getroffen, lag der saubere Geselle seiner Sinne ledig, raffte sich dann aber schnell auf und rannte davon, als ob die Hölle mit ihren Schrecken schon hinter ihm wäre, seine Thaten zu vergelten. Wiland stand stumm vor dem geängsteten Weibe. Der Mond warf seinen klaren

Schimmer auf ſein Geſicht und Magdalena erkannte mit namenloſem Erſtaunen ihren Erretter.

„Chriſtoph! Iſt's dein Geiſt?" fragte die Überraſchte nach der erſten Erholung.

„Nein, Lenchen, mich ſelbſt hat der Himmel in dieſer Stunde zu deinem Schutze hierher geſandt!" rief er wonnetrunken. Unwillkürlich breitete ſie ihre Arme aus, unwillkürlich ſank er hinein, ihre Lippen begegneten ſich und ein langer ſeliger Kuß vergalt ihre großen Leiden. Da tönte lauter Ruf von vorne aus dem Hauſe, die Bergknappen brachten ihren verwundeten Herrn. Die Holde, die des Himmels Süßigkeit eben gekoſtet, mußte im Augenblick darauf des Lebens herben Kelch ſchmecken, Wiland riß ſich aus ihren Armen, die ihn feſt umfangen hielten, ſprang wieder über die Hecke und war verſchwunden.

Immer noch freundlich ſah der Mond auf den Ort des traurigen Wechſels herab. —

Kunz war wirklich in Grünhain; Sebaſtian kam am andern Tag in eine ſchlimme Unterſuchung, aber es ergab ſich aus ihr nichts Erfreuliches für Moſen. Der Abt wollte durchaus nichts vom Aufenthalte der Tatern wiſſen, ebenſowenig ein Mönch, und die ganze Reiſe hatte nichts zur Folge, als ein ſtrenges Verbot, das der Biſchof an das Kloſter

erließ, ſich aller Gemeinſchaft mit dem heidniſchen Volke zu enthalten. Mißvergnügt zogen die Ritter davon. Wilhelm von Moſen ging mit ſeinem Knappen auf ſeine Güter in Meißen; Kunz von Kauffung eilte nach Altenburg, um ſeinem Amte wieder vorzuſtehen. Seine Brüder kehrten auf ihre Wohnſitze zurück.

Wenn man den Lauf der Mulde, deren Ufer, wenn ſie aus Böhmen von den Höhen herabſtürzt, ſchon ſo oft der Schauplatz dieſer Geſchichte geweſen ſind, mehr landeinwärts verfolgte, ſo gelangte man über die Burg Kauffung hinaus, das Stammſchloß des merkwürdigen Ritters, von dem er den Namen führte, welche auf der rechten Seite des Fluſſes lag, durch die reizendſten Gegenden, von beiden Ufern des Fluſſes gebildet, über die alten Städte Penig, Lutzenau, Wechſelburg, theils rechts theils links vom Strome gelegen, nach dem vielthürmigen ſchönen Rochlitz. In dem herrlichen Thale, durch welches die Mulde fließt, hat die geheimnißvolle Natur mehr als irgendwo mit ihren gigantiſchen Hieroglyphen furchtbarer Felſenſchrift ihre Wunder gezeichnet, deren großartige Züge hoch in den Lüften und tief in den ſchauerlichſten Abgründen von der oft geahneten aber von uns nicht mehr verſtandenen bewußtloſen Weisheit der unergründlichen heiligen Mutter zeugen. Wer dieſe düſtere Schrift der Felſen und Berge, der Höhen und Gründe und wieder die mit jenen abwechſelnden lachenden Züge der üppigen lebenſchwangern Wieſen

und Fluren, der Gärten und Wälder zu lesen und zu deuten vermöchte, dem würde vielleicht in der Stunde höchster Begeisterung das den Völkern und Einzelnen schon seit Jahrtausenden verschlossene Räthsel der Natur und des eigenen Lebens sich wieder enthüllen, in dessen geweihter klarer Anschauung das frühe Menschengeschlecht war, als es sich noch nicht mit frevelndem Eigendünkel losgerissen hatte von der warmen Brust der Mutter, um sich in die todten Arme der kalten Wissenschaft zu werfen; der würde hier, in diesen einsamen Thälern, wo die Schwermuth selbst zu wohnen scheint, sich wieder in den Schoos der Natur versenken, sich mit ihr vermählen, Eins mit ihr werden, sie verstehen und von ihr verstanden sein. Felsenmassen thürmen sich übereinander, daß das Auge zagt, an ihnen hinaufzublicken, oft hat auch die gewaltige Faust eines an ihre Gipfel stoßenden Riesenwetters daran gerüttelt und sie zersplitternd hinabgestoßen in die wilden nassen Tiefen, wo nun an den einzelnen Blöcken das rauschende Wasser der Mulde sich bricht. Wunderbare Höhlen und Schluchten finden sich von Penig bis Lutzenau in den Felsengebilden des Grundes; oft ist der Pfad am abschüssigen Ufer so schmal, auch oft gar durchbrochen, daß nur ein bekannter geübter

Fuß ihn zu wandeln vermag. Bei Rochlitz öffnet sich das Thal wieder und gestaltet sich zur angenehmen Aue. Links vom Flusse erhebt sich der Rochlitzer Wald, ein majestätischer zweigipfliger Berg von beträchtlicher Höhe, von wo aus das Auge schweigend in unbeschreiblich prächtiger Aussicht die Wunder des weiten Landes überschaut, das ringum wie eine Charte ausgebreitet liegt. An seinem Fuße erhebt sich der Schloßberg mit dem Schlosse. Sonst war es eine feste Burg, altväterisch und wunderlich gebaut, aber nichts desto weniger bequem eingerichtet. In der Zeit, welche uns hier beschäftigt, diente sie dem zweiten Bruder des Churfürsten Friedrich Namens Sigismund, zum Gefängniß, obwohl derselbe nichts weniger, als diesen Dienst verlangte. Aber der Churfürst hielt ihn eben nicht sehr brüderlich in strenger Haft, erst auf dem Scharfenstein seit kurzem aber auf der steilen Feste Rochlitz, und sorgte dafür, daß das Verlangen nach seiner Landesportion, welches durch die einsamen Betrachtungen oft im Herzen des gefangenen Fürsten erzeugt wurde, nicht über die steilen Mauren des Schlosses zu dringen vermochte. Die finsteren Hallen und Gemächer dieses Gebäudes waren der einzige freie Spielraum Sigismunds, und es gab der Irrgänge, Hal-

len und wie man alle Behältniſſe eines alten Ritterbaues noch nennen mag, genug, um gerade das Gehen nicht zu verlernen. Einige Zimmer waren für jene Zeit recht vornehm, ja fürſtlich ausgeziert, und Sigismund durfte ſich nicht beklagen, daß er nicht täglich und ſtündlich von allen Wänden, von Tiſchen und Stühlen an die eitle Hoheit ſeines Standes erinnert würde. Denn ein buntes zierliches und nur mit vielen Koſten ausgeführtes Schnitzwerk prangte an den Wänden hin, welches die ganze Leidensgeſchichte unſeres Erlöſers, die wunderlichen Schnörkel abgerechnet, mit viel lebendiger Treue darſtellte; für den Gefangenen eben keine ſonderlich erbauliche Unterhaltung. Ungeheure eichene Stühle, wie Spiegel polirt, mit gepolſterten rothledernen Sitzen und Lehnen, ein Paar mächtige Tiſche von gleicher Arbeit, ein hoher ſchön ausgeſchnitzter Bücherſchrank mit der Foliantenweisheit der ehrwürdigen Kirchenväter in ſeinen Fächern, ein großer bilderreicher Ofen und ein bequemes gepolſtertes Ruhebett mit vergoldeten Knöpfen waren der Inhalt ſeiner Wohnſtube. Der getäfelte Fußboden war mit einer langen rothdamaſtenen Decke belegt, von gleicher Qualität waren die Fenſterpolſter, von denen lange aus Goldlahn gedrehte Franzen an der Wand herab

hingen. Aber die Schweinslederbände der Bücher waren eben nicht abgegriffen, ein blanker Humpen und ein feingearbeiteter goldener Becher auf dem Tisch schienen auf eine andere angenehmere Beschäftigung des Herzogs hinzudeuten.

Ein Schloßkaplan hinsichtlich solcher Studien mit dem Herzog einverstanden, ein Burgvogt, der diese Weisheit auch begreifen gelernt hatte und seit der kurzen Zeit, daß Sigismund seiner Obhut anvertraut war, in ein recht freundschaftliches Verhältniß mit ihm gekommen war, und ein halb Dutzend Knechte waren außer dem gefangenen Fürsten die einzigen Bewohner der Burg und seine Wächter.

Das eben bezeichnete Kleeblatt saß eines Abends traulich beisammen; vom hohen silbernen Leuchter herab warfen mehrere Kerzen ihr Licht umher, das sich in dem purpurrothen Inhalt der Becher widerspiegelte und der Flüssigkeit neben ihrem innern Feuer auch noch ein äußeres verlieh. Im größten und weitesten Stuhle pflegte sich die wohlbeleibte Gestalt des Herzogs; sein runder etwas herabhängender feister Bauch hatte zu dem übrigen Körper gerade dasselbe Verhältniß, wie das glänzende Doppelkinn zum übrigen Gesicht.

Man hatte der Kanne schon weidlich zugesprochen und der Herzog that es seinen Gästen darinne zuvor, gleichsam durch Geburt und Rang dazu berechtigt.

„Ihr habt nicht besser und bequemer gelebt, Herzog," begann der Pfaffe, als er schmunzelnd den vollen Becher geleert, „da ihr noch Bischof in Würzburg wart."

Des Herzogs Gesicht verzog sich zu einem gemächlichen Lächeln.

„'S ist doch schöner, Benedict," lallte er gleichgültig vor sich hin, „Land und Leute zu besitzen, einmal Krieg zu führen und ein andermal zu thun, was einem einfällt, als sich langweilen und schlafen und mit den Sternen Zwiesprach halten, wozu man auf solcher Höhe alle Gelegenheit hat."

„Freilich wär's artiger," bemerkte Benedict, und lachte über seinen witzigen Einfall, daß der Tisch erschüttert wurde, „ihr könntet mit zwei schönern Sternen euch unterhalten, deren Himmel sich mit den Händen recht angenehm befühlen läßt und noch sonstige Lust gewährt."

„Benedict," sagte der Herzog und winkte mit der Hand, verstohlen auf den Burgvogt hin-

tend, „noch iſt nicht alle Hoffnung verloren; ich vertraue auf Nekos Wort; du weißt, was er mir vor acht Wochen verſprochen: wenn ſich der Mond zum zweitenmale fülle, ſolle ich Nachrichten haben. Wir haben heute Abend Vollmond — wenn wir wüßten — —“ und ängſtlich ſah er wieder nach dem plumpen Burgvogt hin.

Benedict rückte dieſem näher, trank ihm vertraulich zu und legte, als dieſer Beſcheid gethan hatte, die Hand auf deſſen Schenkel.

„Wolfgang,“ begann er, „wie weit geht eure Inſtruction vom Churfürſten, über unſern Herzog?“

„Streng ſehr ſtreng!“ erwiederte dieſer bedenklich. „Mit meinem Kopf muß ich haften für den durchlauchtigen Herrn. Ihr werdet doch nicht — —?“

„Behüten uns alle Heiligen! Freund, euer Kopf iſt uns ſo lieb, wie der unſrige. Der Herzog denkt nicht daran, dieſes Schloß zu verlaſſen. Nur ſagt was iſt euch geboten und was nicht verboten?“

„Ich darf den Herzog keinen Schritt von der Burg laſſen.“

„Aber Andere hereinzulaſſen, iſt euch gerade nicht bei eurer Seligkeit unterſagt?“

„Kein Ritter, keine Frau, kein Knappe darf durch das Thor treten.“

„Aber wenn nun Jemand käme, der Keins von dem Allen iſt, was hätten wir von eurer dem Churfürſten geſchwornen Treue zu hoffen?“

„Wolfgang,“ ſetzte der Herzog in einem bittenden Tone hinzu, „es iſt nicht euer Schade; bedenkt, daß wir immer zuſammen leben wollen und eure Gefälligkeit von mir nicht unerwiedert bleibt.“

„Wen gedenkt ihr bei euch zu ſehen, Herzog? Verträgt ſich's mit meinem Eide, ſo wißt ihr ſchon lange, daß ich euch ganz ergeben bin.“

„Ein alter Sterndeuter mit ſeinem Schüler,“ entgegnete Benedict. „Ihr müßt wiſſen, daß unſer Herzog ein großer Verehrer der Sternkunde iſt. Wir beide können ihn nicht damit unterhalten, denn wir verſtehen nichts von dieſer hohen Wiſſenſchaft. Laßt ihr aber die beiden Sternkundigen herein, ſo macht ihr euch nicht nur ein großes Verdienſt um den Herzog, ſondern ihr belebt unſere Einſamkeit mit den Worten eines vielerfahrnen Mannes.“

„Ei ich weiß zu leben und leben zu laſſen,“ ſagte Wolfgang fröhlich und rief einem Knechte nach neuen Wein. „Von ein Paar Sterndeutern ſteht nichts in meiner Regel, die ich beſchworen.

Wenn die Sache verschwiegen bleibt, und ihr versprecht mich zu absolviren und vor allen schlimmen Folgen zu sichern, so hab ich nichts dagegen. Ich bin euch gewogen, Herzog, und bedaure euer böses Schicksal von ganzem Herzen. Und da einmal die Rede darauf kommt, so erlaubt mir die Bitte um einen kurzen Bericht aus eurem eigenen Munde, wie ihr eigentlich in solch arges Labyrinth gekommen seid. Zwar hab ich schon oft gehört von einer schönen Nonne, die ihr geliebt, und daß ihr das von eurem Vater ererbte Land habt wieder gewinnen wollen, aber so einen eigentlichen Zusammenhang der Sache und eine Einsicht darein hab ich nicht. Wollt ihr mir's nun nicht mein Begehr verargen, so erzählt's mir in der vertrauten Stunde beim Weine und laßt mich noch innigern Antheil an eurem Mißgeschick nehmen."

„Du hast dich als meinen Freund gezeigt durch die Gewährung meiner Bitte," erwiederte Sigismund, „und eine Liebe ist der andern werth. Deshalb will ich dir zu Gefallen gern die Vergangenheit mit ihren schönen und trüben Bildern noch einmal herauf beschwören, so sehr mich auch die letzteren betrüben werden. Doch versprich mir vorher, ehe die Mitternachtsstunde den Anfang eines

neuen Tages verkündet, Wache zu halten an der hinteren Pforte, welche hinaus zum Berge führt. Sobald du drei Schläge an dieselbe vernimmst, so fordere das Wort. Es heißt Chaire! Hast du dieses vernommen, so öffne die Pforte; der alte Sterndeuter ist entweder allein oder mit seinem Schüler da. Laß sie herein und führe sie heimlich hierher auf mein Gemach."

Der Burgvogt versprach der Weisung pünktlich nachzukommen, rückte seinen Stuhl dem Herzog gegenüber, schenkte den Becher voll und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit auf Sigismunds Erzählung.

„Als mein Bruder Heinrich starb," begann dieser, „war ich ein und zwanzig Jahre alt, und theilte auf den Rath unserer hochseligen Mutter, mit meinen zwei übrigen Brüdern, dem Churfürsten Friedrich und dem Herzog Wilhelm, das väterliche Land. Der letztere war erst ein Knabe von zehn Jahren und wir hatten deshalb die Vormundschaft über ihn und die Verwaltung seiner Landesportion. Mit dem Churfürsten konnt ich mich damals eben so wenig vertragen, wie jetzt Wilhelm, denn er glaubte sich eine Oberherrschaft über mich anmaßen zu dürfen und griff in meine Rechte, wo

sich nur eine Gelegenheit bot. Die darauf sich entspinnenden Uneinigkeiten verbitterten mir manche Stunde und verleideten mir das Regentengeschäft, das mit seiner ganzen Schwere auf mir lag.

Ein Jahr war ich schon Herr meines Landes, daß einen großen Theil des Osterlandes und einen kleinen Thüringens in sich begriff und noch hatte ich unter den Fürstentöchtern keine gefunden, für die mein Herz gesprochen hätte. Ich schwärmte in meinen Besitzungen umher, um recht mit ihnen vertraut zu sein; die schöne Natur und die Wissenschaften waren meine Liebe und Erholung. Unter allen Schlössern meines Landes liebte ich das zu Mildenfurt bei Weida am meisten und hielt mich oft dort auf. Hier entzückte mich in einsamen schwärmerischen Betrachtungen die herrliche Aussicht, welche sich nach Norden zu in das blühende Elsterthal öffnet. Unter dem Schlosse liegt das schöne Nonnenkloster, in welchem ich meine Andacht verrichtete und oft dem heiligen Dienste der gottweihten Jungfrauen beiwohnte. Unter den Nonnen fiel mir bald eine hohe reizende Gestalt auf, die, je öfter ich sie sah, stets einen stärkern Eindruck auf mich machte. Von der Äbtissinn erfuhr ich, daß sie Isidore von Lohma hieß. Das Bild dieser reizen-

den Jungfrau ſchwebte mir beſtändig vor, ich mochte mich beſchäftigen, womit ich wollte, und je mehr ich der mächtig in mir erwachenden Leidenſchaft zu widerſtehen mich bemühte, um ſo heftiger faßte mich dieſelbe und ich gerieth dadurch zuweilen in einen ſonderbaren Zuſtand, wo ich für alle äußere Gegenſtände unempfindlich nur mit Iſidoren beſchäftigt war. Obgleich ich da jedesmal zu ſchlafen ſchien, ſo war doch mein Geiſt in der höchſten Anſpannung und Aufgeregtheit, ſie ſelbſt und ihre Liebkoſungen in dieſer wunderbaren Täuſchung ſo natürlich mich gemahnend, daß ich nach Wiedergewinnung meines Selbſtbewußtſeins hätte ſchwören mögen, dasjenige wirklich erlebt zu haben, was mein verirrter Geiſt nur empfunden und ſich ſelbſt geſchaffen hatte. Da ich nirgends mehr Ruhe und Raſt fand, mein fürſtlicher Stand mit ſeinen Pflichten und vielſeitigen Geſchäften mich anekelte und mir das Leben ſchier ſelbſt zur Laſt war, ſo beſchloß ich meine Gefühle der reizenden Iſidore zu entdecken. Bald fand ſich eine Gelegenheit dazu. Aber wie erſtaunte ich, als ſie mir auf die Schilderung meines merkwürdigen Zuſtandes ohne Zurückhaltung entdeckte, daß ſie oft in einem ganz gleichen geweſen und ſtets mit mir zu ſchaffen gehabt habe; oft am hellen

Tage auf ihrer einsamen Zelle überraſche ſie es wie ein wüſter wilder Traum, der ein Chaos verwirrter Geſtalten vor ihre zagende Seele führe, aus denen ſich dann mein Bild entwickele, welches freundlich mit ihr koſe und auf dem liebevollſten Fuß mit ihr umgehe. Mit nicht auszuſprechender Bewunderung erfüllte mich es erſt, als ich von ihr Zeit und Stunde erfuhr, in welcher ſich dieſes unerhörte Traumleben einzuſtellen pflegte, und daraus erkannte, daß es mit dem meinigen gerade in dieſelben Zeitabſchnitte fiel. Wir glaubten in dieſem Wunder Beide einen Fingerzeig Gottes zu erkennen und ergaben uns von dieſer Stunde der reinſten geiſtigen Liebe, wie ſie nur immer zwei gleichgeſchaffene Seelen für einander zu empfinden vermögen. Nichts auf der Welt hätte mich von jenem glückſeligen Augenblick an von Iſidoren trennen können; unſere Geiſter waren in einander gefloſſen und hatten ſich in heiliger Weihe auf ewig treuliebend vermählt. Von jenem Tage an hörten bei uns Beiden auch jene unerklärlichen Viſionen auf; mit dem namenloſen Entzücken, das uns beim erſten Kuſſe durchſchauerte, ſchienen ſie von uns gewichen zu ſein. Aber die Abneigung gegen meinen Stand und deſſen Obliegenheiten, die mich über lang oder

kurz von Isidoren hätten trennen müssen, nahm noch mehr in mir überhand, und sie und der heiße Wunsch, ja das tief empfundene Bedürfniß meines Geistes, stets um Isidoren zu sein, erzeugte bald den unerschütterlichen Entschluß in mir, allen Vorrechten zu entsagen, welche mir meine hohe Geburt verliehen, und in jenen seligen Stand, in welchem meine Isidore selbst lebte, überzutreten. Meinem Bruder, dem Churfürsten, kam dies eben gelegen, denn sein Land erhielt durch die Hälfte meines Antheils einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs. Ohne ihm das zarte Geheimniß meiner Liebe ahnen zu lassen, gab ich die Unlust an allen weltlichen Dingen, die sich wirklich in der letzteren Zeit sehr auffallend an mir gezeigt hatte, als den Grund meines Entschlusses an. Diesen führte ich nach einigen Wochen schon in Merseburg aus; ich ward Mönch und lebte nun das seligste halbe Jahr meines Lebens mit Isidoren in der engsten geistigen Vereinigung. Eine unbewachte, von bösen Sternen beherrschte unglückliche Stunde raubte unserem schönen Verhältniß die zarte Krone der reinen Liebe und drückte ihm den Stempel der Sünde auf. Seit jenem sinnlichen Rausche stürzte das Unglück auf uns ein; unser Umgang wurde dem Churfür-

ſtein verrathen und er war grauſam genug, mich auf das Schloß zu Freiburg gefangen zu ſetzen. Mein Zuſtand grenzte an Wahnſinn. Dies bewog meinen heimtückiſchen Bruder, mir zwar die Freiheit wieder zu geben, aber unbarmherzig riß er mich doch von Iſidoren und ließ mich nach Würzburg bringen, wo ich durch ſein Verwenden in das Domkapitel aufgenommen wurde. Es gelang mir, mich mit Iſidoren, die das einzige Glück meines Lebens ausmachte, in Briefwechſel zu ſetzen. Was wir im Rauſche der Liebe uns nicht mehr zuflüſtern konnten, das mußten geliebte Schriftzüge uns ſagen. Doch bald wurde auch dieſe unſchuldige Unterhaltung entdeckt, die mir allein noch Freude auf Erden gewährte. Ich erhielt keine Briefe mehr von ihr; mein Kummer hatte keine Grenzen, meine Lage war mehr als fürchterlich. In dieſer unſeligen Zeit, wo ich nur halb lebte, that man mir die Ehre an, mich an des verſtorbenen Biſchofs Stelle zu wählen. Meine neue Standeserhöhung gebot mir einen größeren Aufwand, ſie war mit mehr Zerſtreuung verknüpft. Nun begann ich meinen Gram in Wein zu erſäufen. Ein ſchändlicher Mönch benutzte meine Schwäche und riß mich, da ich einmal geſtrauchelt war, von Sünde zu Sünde, von

Laſter zu Laſter. Im Sinnenrauſche jeglicher Art ſuchte ich meine Leiden, ſpäter mein nagendes Gewiſſen zu begraben; ich that Vieles, was ich nicht hätte thun ſollen, aber ich lebte immer wie wahnſinnig und war nie Herr meiner ſelbſt. Nach zwei Jahren trat das Domkapitel gegen mich auf und erklärte mich meiner Würde verluſtig. Da kamen alle meine heftigen Leidenſchaften in Aufruhr; ich wüthete, widerſetzte mich dem Ausſpruch, rief die Hülfe meiner Brüder an, aber Alles war vergebens; denn meine eigenen Schwäger, die Markgrafen von Brandenburg, traten auf die Seite der Domherren, ein kaiſerlicher Befehl nahm mir den Biſchofsſtab; das Bißthum erhielt einen Verweſer und ich einen Jahrgehalt. Dies Schickſal traf mich nicht ganz unverdient, aber ſeine Härte war mir doch unerträglich. Mit einer Hölle namenloſer Qualen im Herzen kehrte ich nach Meißen zurück; ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung belebte mich noch, ob ich mit Iſidoren nicht noch ein niederes aber ſtilles unbeneidetes Glück finden könne. Es war mir nicht beſchieden; man hatte die Holde aus dem Kloſter Wildenfurt entfernt und mir damit mein Letztes auf Erden geraubt. Zorn und Rache gegen meinen ältern Bruder erwachten nun in meinem Herzen;

denn in ihm sah ich von jetzt an nur den Urheber aller meiner fürchterlichen Leiden und meines ganzen unglücklichen Schicksals. Vom geistlichen Stande war ich ausgestoßen; ich war wiederum in den weltlichen zurückgekehrt. Als ein geborner Fürst und ein rechtmäßiger Erbe meines Vaters glaubte ich mit Recht an die Länder Anspruch machen zu können, welche mir in der Erbtheilung einst zugefallen waren. Ich hatte ja nur als Geistlicher darauf verzichtet, und der war ich doch nicht mehr. Mit Hohn wieß Friedrich meine Forderungen zurück; manche Demüthigungen, die mich empörten, hatte ich von ihm zu erdulden. Ohne triftige Gründe behandelte er mich abscheulich und legte dadurch den Grund zu einem Menschenhaß in meinem Herzen, der mir die Blüthen meines Geistes zerstört hat. Heimlich wandte ich mich an den nun todten König von Polen, Ungarn und Böhmen, der mir seinen Beistand versprach, ich verband mich mit dem Burggrafen von Meißen und andern Großen, denen ich ansehnliche Belohnungen gelobte, wenn sie mir zum Besitz meines Landes behülflich sein wollten. Schon glaubte ich mich nahe am Ziele als der Churfürst einen Brief auffing, den ich an einen böhmischen Ritter geschrieben; der Plan ward

entdeckt und ich abermals gefangen auf den Scharfenstein geführt. Meine Wuth hatte keine Grenzen, aber sie stand mit meiner Ohnmacht in keinem Verhältniß. So stark und fürchterlich inzwischen die Anspannung meines Geistes gewesen war, so groß war die darauf folgende Abspannung; denn ich sank in eine dumpfe Gleichgültigkeit und Unthellnahme an allen Dingen, die fast zum Blödsinn wurde, und aus der ich erst wieder aufzuleben anfange, seit man mein Gefängniß gewechselt hat und ich in deine Verwahrung gekommen bin, mein lieber Wolfgang."

Der Herzog war mit seiner Rede zu Ende, während derselben hatte sich seine ganze Gestalt schier verändert; der sonst in ihm schlummernde Geist schien, wie von einem elektrischen Schlage geweckt, frisches energisches Leben in seine Glieder zu senden, die starre Trägheit war durch dasselbe verdrängt, er war aufgestanden, sein Auge glänzte hell und war von zitternder Unruhe bewegt, seine Fäuste hatten sich mehremal krampfhaft geballt, sein Fuß auf den Boden gestampft und sein ganzes Wesen zeigte von der größten inneren Bewegung.

„Und euer Lieb habt ihr nicht wiedergesehen?" fragte der Burgvogt theilnehmend.

„Niemals!“ erwiederte der Herzog und der wilde Schmerz in seinen Zügen wurde milder, bis zuletzt ein heiterer Blick über dieselben hinflog.

„Noch nicht aller Tage Abend ist!“ bemerkte der Kaplan mit pfiffigem Gesicht, aber ein Wink des Herzogs gebot ihm Schweigen. Dieser nahm seinen Lehnstuhl wieder ein, der Becher lief unter allerhand eben nicht besonders geistreichen Anmerkungen des Pfaffen und des Vogts über die wunderliche Geschichte, im Kreise herum. Der Herzog saß stumm vor sich hinsehend und schien über etwas nachzudenken, dann stand er plötzlich auf, öffnete das Fenster und schaute an den sternreichen Himmel.

„Der Stand der Gestirne verkündet die Mitternacht,“ sagte er mit feierlicher Stimme. „Wolfgang, geht jetzt, meine Bitte zu erfüllen.“

Der Burgvogt entfernte sich, und der Herzog maß unruhig mit großen Schritten das Zimmer. Eine Menge Gefühle schienen in ihm zu arbeiten und ihn aus der Lethargie, in welcher er zeither gelebt, gewaltsam aufgerüttelt zu haben.

„Ob er wohl kommen wird?“ fragte Benedikt halb gähnend und langte nach dem Becher.

„Neko hält Wort!“ erwiederte Sigismund rasch. „Seiner mächtigen Wissenschaft kann nur selten eine feindliche Gewalt widerstehen. Ich hoffe und zage. Die bange Erwartung spannt meinen Geist wunderbar an, und fast ist es mir, als fühlte ich die Annäherung jenes sonderbaren Zustandes, den ich euch vorhin beschrieb; denn ich erleide einen ungewöhnlichen Eindruck auf mein ganzes inneres Wesen; mir ist es, als empfinde ich wie im Traume die nahen Gegenwart der Holden. Ja sie muß schon in meiner Nähe sein.“ Immer heftiger schritt er auf und ab; seine Gestalt schien höher geworden zu sein, die hängende Fülle seines Kinnes und Leibes schien mehr Festigkeit und edlere Form zu gewinnen, seine Augen leuchteten, sein Mund bebte und stieß zuweilen unverständliche Worte aus, über sein Gesicht war ein ungewöhnlicher heiliger Ernst ausgegossen.

Dem Kaplan wurde bei diesen sonderbaren, an seinem Freund und Gebieter noch niemals wahrgenommenen und ihm ganz unbegreiflichen Symptomen unheimlich zu Muthe und ein Schauder überlief ihn um den andern. Eine bange Viertelstunde war verflossen, in welcher der Herzog in einer Entzückung, Benedict in Todesfurcht war. Endlich

fuhr der Letztere von Schritten auf dem Gange vor der Thüre erschreckt, mächtig zusammen; in das geöffnete Zimmer schritt der alte finstere Ägyptier, an seiner Hand ein schöner bleicher Jüngling in die abentheuerliche Tracht eines Tatern gekleidet; auf den reichen Locken seines Nackens saß ein großer breitkrempiger Hut, der das ganze Gesicht beschattete. Der Herzog schritt hastig auf den Jüngling los, nahm seine Hand, preßte sie lange zwischen den seinigen und sah ihm dabei stumm und unverwandt in die Augen. Der Tater forderte ohne Umstände von dem nach ihnen hereintretenden Burgvogt einen Imbiß, und als dieser wieder zurückgetreten war, um das Verlangte selbst herbeizuholen, umfaßte der Herzog den bleichen jungen Mann, drückte ihn an die Brust, hielt ihn so lange sprachlos umarmt und überhäufte ihn endlich mit Küssen. Der so Geliebkoste konnte vor großer Rührung ebenfalls kein Wort hervorbringen; der Sturm der Gefühle, der in Beider Busen raste schien zu groß, um mit Worten ausgedrückt zu werden. Als sich die Schritte des Burgvogts wieder vernehmen ließen, nahm Neko den Jüngling bei der Hand, führte ihn in die hinterste Ecke des Zimmers und bedeutete ihn, sich dort in einen Stuhl

niederzulaſſen, den die Strahlen des Kerzenlichts nur ſchwach berührten.

„Merkur iſt noch immer feindlich gegen die Venus geſtellt und euer Horoscop ſagt mir noch nichts Gutes," bedeutete Neko den Herzog, der wieder ſchweigend im Zimmer wandelte. Jener ſetzte ſich nieder und ſprach den dargebotenen Nahrungsmitteln, ſo wie dem Weinkruge munter zu. Lange Zeit redete Niemand im Zimmer; der Burgvogt und der Kaplan fingen an zu gähnen, und erwarteten, daß ſie der Herzog gnädig entlaſſen möchte. Keiner hatte eine Ahnung von dem, was in ihm vorging, er war ſo in Gedanken verſunken, daß er die ſchläfrigen Geſellen nicht bemerkte, nur dann und wann flog ſein unruhiger Blick nach der Ecke hin, wo Neko's junger Gefährte in ſich gekehrt ſaß.

„Ihr ſeid für heute eurer Pflichten entbunden," wandte ſich endlich Sigismund zu den Beiden. „Sucht eure Lagerſtätte; ich werde mit den beiden Gäſten noch den Himmel betrachten."

Auf dieſes Wort empfahlen ſie ſich und als man ihre Schritte nicht mehr vernahm, verſchloß der Herzog die Thüre. Raſch kehrte er ſich dann um. Der Jüngling war unterdeſſen aufgeſtanden, hatte den Hut und das Gewand abgeworfen und

ſich in ein ſchönes, ſchlankes Mädchen verwandelt. Reiche dunkele Locken rollten auf die Schultern herab und von ihnen hätte man nicht mit Unrecht auf gleiche Augen ſchließen können, aber als ſie den wonnetrunkenen Blick nach dem auf ſie zu eilenden Herzog richtete, zeigten ſich ein Paar hellblaue ſanfte Augen, welche mit dem blaſſen faſt wie Wachs bleichen Geſichte harmonirten und, mit den Haaren verglichen, das Mädchen zu einer ſeltenen und von Kennern geprieſenen Schönheit ſtempelten.

„Meine Iſidore!“ ſagte der Herzog mit welcher gepreßter Stimme und umſchlang die Nonne „noch einmal. „Mein Gatte!“ lispelte ſie und erwiederte ſeine Küſſe.

„Kann ein gütiger Gott zürnend auf dieſe Stunde ſterblicher Seligkeit, die doch gewiß der himmliſchen ſo nahe kommt, herabſehen? Nimmermehr! denn wir begehen mit unſerer Liebe keine Sünde,“ ſagte Sigismund gerührt.

„Und wenn es Sünde wäre, ich könnte nicht anders, als ſie in deinen Armen begehen. Den Himmel kann man mir nehmen und die Gnade Gottes, nur nicht die Liebe zu dir,“ erwiederte die Zärtliche.

Berauſcht von den Wonnen des Wiederſehens nach ſo langen Jahren der Trennung und vielen

Leiden hielten sie sich lange umschlungen, und nur äußere Zeichen suchten die Empfindungen des Entzückens zu verdeutlichen, die mit Worten doch nicht ausgedrückt werden können. Endlich, nachdem die seligste Glut der innern Bilder etwas verblichen, lieh ihnen die Sprache ihre Laute, um den Abglanz derselben in Tönen wiederzugeben. Sigismund erzählte der geliebten Braut von seinen Schmerzen und Qualen und deren traurigen Folgen, in die sie ihn noch verstrickt sah. Isidorens Thränen benetzten auch des liebenden Fürsten Wange, die er an die ihrige geschmiegt hatte.

„Gern," lispelte sie, „ertrag ich deine Niedrigkeit mit dir und lieber als deine Größe. Die höchsten Gipfel der Erde sind den Strahlen der Sonne aber auch dem Sturme am meisten ausgesetzt; hier trifft mich kein Neid, keine Bosheit; ich kann nur dir und unserer Liebe leben. Aber werd ich nun auch bei dir verweilen dürfen?"

Sigismund sah bei dieser Frage, den Ägyptier an, der schweigend und dem Anschein nach theilnahmlos dem süßen Kosen der Liebenden horchte.

„Neko," fragte er, „was wird unser künftiges Loos sein?"

„Liebe und Tod!“ erwiederte Neko mit dumpfer Stimme.

„Ernster Seher, deute mir deine Worte!“

„Die höchste Liebe ringt sich in den Schauern des Entzückens los von der Fessel, und die Psyche flattert entbunden der reinstes Liebesumarmung zu. Der Rose im vollsten Glanz vermählt sich die Myrthe, und Liebe und Tod sind Eins.“

„Ich ahne, ich verstehe ihn,“ flüsterte Isidore dem Geliebten zu; „denn ich habe jetzt keinen Wunsch mehr, als mit dir zu sterben. In deinen warmen Umarmungen drängt mich die Sehnsucht nach einem unverstandenen ungekannten Etwas, und was könnte das anders sein, als der Tod?“

„Was sagen deine Sterne über mich?“ fragte Sigismund weiter. „Was hast du in der Stunde deiner heiligen Begeisterung geschaut?“

„Nicht der Sterbliche vermag den Gestirnen zu gebieten; denn sie sind unsere ewigen Herren und Lenker. Aber die leuchtenden Blumen des Himmels blühen und verblühen, wie die Blumen der Erde. Wenn die Rose in höchster Pracht ihre Blätter entfaltet, hebt sich ihre Seele schon aus dem Kelche hervor und schwebt auf den zitternden Blättern. Die höchste Fülle des Lebens ist des To-

des Kuß; entzückt vermählt ſich der eine Genius dem ſtillen Bruder. So in Blumen, in Sternen, in Menſchen und in der ganzen Natur. Heute ſtehen deine Sterne in höchſter Blüthe; bald verwelken ſie. Oſiris fällt und Iſis trauert."

„Ha! du redeſt im prophetiſchen Wahnſinn und mich ergreift die wilde Glut deiner Weihſagung. Nur in der Liebe ſeligen Stunden ſoll mein kurzes Glück auf Erden blühen."

„Noch wird die Flamme nicht verlöſchen, und das Wort nicht verhallen. Oſiris erwacht und kehrt als Gott zurück. Die heilige Zahl zweiunddreißig ſpricht für dich; denn das iſt die Zahl deiner Jahre. Sechzig Sterne eines anderen Mannes ſtehen dir nahe, würden ſie ſich mit den deinigen vermählen, du wärſt gerettet zu deiner Feinde Spott. Aber ihnen droht furchtbar der Mars und ſo gehen ſie vielleicht eher unter, als die deinigen."

„Und wer iſt der, dem ich vertrauen ſoll?"

„Der Ritter Kunz von Kauffung; er iſt der Einzige, der dich auf den Thron deiner Väter zu ſetzen vermag."

„Ich kenne den Tapfern; aber wie ſoll ich ihn für mich gewinnen."

„Überlaß mir die Sorge; ich will's verſuchen."

„Darf Isidore bei mir verweilen?“

„Laß sie sanft in deinen Armen ruhn. Mit heiliger Innigkeit feiere deine Vermählung. Mir gebot die von euch unverstandene Natur, sie dir zuzuführen, gieb dich der Mutter hin und bete sie mit Staunen an, wenn sie sich auch nimmer dir enthüllt. Die Sterne verbleichen und wenn der Morgen dämmert, sind wir nicht mehr.“

Sigismund war tief ergriffen und starrte lange vor sich hin. Isidorens Küsse weckten ihn aus seinem Sinnen.

„Woher, geheimnißvoller Mann, der so wunderbar in mein Leben eingreift, kommt dir jene Kunde?“ fragte er und stellte sich prüfend vor den Ägyptier.

„Noch ist der Tempel der Isis nicht zerfallen, noch tönen seine Säulen. Aus den Höhlen der Erde kommen die Stimmen der Natur.“

„Und wo wohnst du jetzt, daß du diese Stimmen vernimmst?“

„Nicht weit von hier in diesem Thale; zwischen der Feste Rochsburg und der Stadt Penig stehen am Strome die hohen Felsen, die heiligen würdigen Grabsteine einer lange verschwundenen Riesenzeit, aber in ihren Höhlen und Schluchten ist noch die

Sprache laut, welche die Natur vor dreißigtausend Jahren geredet, aber nur dem vernehmbar, der sich mit der Mutter vermählt hat. Dort wohn ich und meine Brüder, auch Isidore hat dort verweilt, bis wir sicher waren vor unsern Verfolgern."

„Sieben Wochen," nahm Isidore das Wort, „hab ich bei diesen Edelen in den schauerlichsten Höhlen in dem furchtbarsten Theile dieses Thales gewohnt, und sie haben mir viele Liebe erzeigt."

„Aber wo kam Neko zu dir? Wie hat er dich gefunden?"

„Fern in Böhmen lebte ich einsam in einem Kloster," erzählte die zärtliche Nonne, „da erschien er einst an des Paters Hand. Mit wenigen Worten gab er mir den Plan zur Flucht an, der bald durch ihn glücklich obzwar mir unbegreiflich ausgeführt wurde."

„Die sind wir Alles schuldig," wandte sich der Herzog wieder an Neko. „Wie kann ich dir solche unverdiente Gunst vergelten."

Da schwebte ein spöttisches Lächeln über des Ägyptiers Gesicht. „Das ihr Kurzsichtigen doch immer von Belohnen sprecht! Mir lohnt ewig der Geist der Natur, die ewig waltende innere lebendige Kraft der Erde; ich bedarf keines Menschendankes, —

doch jetzt scheid ich. Genießt den vollen Becher eures Glücks, mit jedem Mondeswechsel bin ich wieder bei euch."

„Wohin willst du?" fragte der Herzog erstaunt.

„Nach meinen Wohnungen!"

„Die Thore sind verschlossen; in dieser Nacht wird sie dir der Burgvogt nicht öffnen."

„Ich bedarf seiner Schlüssel nicht. Lebt wohl!" Kein Zureden, kein Bitten der Liebenden vermochte ihn zurückzuhalten.

„Morgen werde ich für dich reden," sagte er noch an der Thüre und verschwand. Der Rausch der glücklichen Stunden, welche der Fürstensohn nun in den Armen seiner Geliebten genoß, ließ beide des wunderbaren Mannes vergessen. Die plötzlich aufgeloderte Flamme in Sigismunds Geist verglühte bald wieder und im Schoos der neuen noch größeren Ruhe und des Genusses sank er wieder in jene träge Leidenschaftlosigkeit zurück. Isidore lebte als Knabe mit ihm und pflegte den gemächlichen Herrn mit sorgsamer Emsigkeit; der Burgvogt war nie so klug, ihr Geschlecht und ihren eigentlichen Umgang mit seinem Gefangenen zu errathen. Einförmig schlich die Zeit hin und Sigismund nahm zu, nicht an Geist, sondern an der Fülle seines Leibes. —

Am andern Abende wartete Neko an dem Thore der Burg Kauffung. Nicht lange darauf sprengte Kunz mit seinem Reitknecht heran. Er kam von Altenburg, wo ihn der Unmuth abermals vertrieben, um in der Mitte seiner Familie wieder freier athmen zu können; denn dort war ihm die Hofluft zu schwüle. Neko trat zu ihm und Kunz besann sich einen Augenblick auf die ihm bekannte Gestalt.

„Hoho, der alte Hexenmeister aus der Höhle in Thüringen, bei dem wir eine feine Nacht zugebracht!" rief Schweinitz und Kunz war auf einmal aus dem Traume.

„Sei mir willkommen, Alter," sagte Kunz freundschaftlich zu Neko und reichte ihm die Hand; „ich erinnere mich noch sehr wohl deines guten Dienstes."

„Vielleicht nehm ich deine Gefälligkeit dagegen in Anspruch," erwiederte Neko und trat auf Kunzens Begehr mit in die Burg.

„Kann ich dir wieder dienen, Alter, herzlich gern," fuhr Kunz fort, als sie zusammen im Saale saßen und Anna die Becher kredenzend, mit neugierigen Blicken den Tater betrachtete, von dem ihr Gemahl ihr soviel Wunderseltsames erzählt hatte.

„Nicht mich betrifft mein Anliegen; denk' doch hätte ich für mich von einem Sterblichen zu bitten? Ein höheres Haupt ist es, was dich durch mich um Beistand anruft, es ist der Herzog Sigismund von Sachsen."

Augenblicklich wölkte sich Kunzens Gesicht und nach einigen Minuten finsteren Nachdenkens, fragte er: „Was hätte Sigismund von mir zu bitten?"

„Befrei ihn aus der schmählichen Gefangenschaft seines Bruders, des Churfürsten."

Argwöhnisch forschte Kunzens Auge in Nekos Zügen. „Wie kommst du zu dem Herzog und seinen bösen Händeln?" fragte er dann scharf betont.

„Erlaube mir, Ritter, daß ich dir diese Frage unbeantwortet lasse. Genug ich kenne den Herzog besser als irgend Jemand, und kann dich versichern, daß er verdient, dieser abscheulichen Haft entrissen zu werden."

„Dann wirst du eben so wenig übel deuten, daß ich auf dein Gesuch nichts erwiedere."

„Du mißtraust mir."

„Schon einmal standest du mir feindlich gegenüber; ich mag nicht noch einmal in ähnliche Lage kommen. Auch haben der Churfürst und der Herzog Wilhelm mir meine Dienste schon so herrlich

belohnt, daß ich mir Sigismunds Dank nicht noch hinzu verdienen mag."

„Vielleicht zeigt sich dir hier die Gelegenheit, schneller zum Ziel deiner Entwürfe zu kommen."

„Meiner Entwürfe?" fragte Kunz erstaunt. „Was weißt du von meinen Entwürfen?"

„Mehr, als du glaubst. — Doch was soll ich dem Herzog von dir zur Antwort sagen?"

„Noch weiß ich nichts vom Herzog."

„Ein Brief von ihm wird dir mehr Glauben machen."

„Verschone mich mit seinen Bitten und Briefen. Ich bin aller Fürstengunst überdrüßig. Suche dir einen andern Mann aus, der mehr darnach geizt, als ich."

„Das kam nicht aus deinem Herzen, Ritter."

„Ob aus dem Herzen oder dem Kopf, gilt gleich; heut ist das meine Meinung, und wird sie bleiben, wenn sich die Umstände nicht gewaltig ändern."

„Gut, ich verstehe dich. Du sollst künftig mehr Vertrauen zu mir haben."

„Noch Eins möcht ich zu guter Stunde mit dir besprechen," erinnerte Kunz. „Wo ist Estrella, eure Königinn? Freundespflicht berechtigt mich zu dieser Frage."

„Sie lebt auf einer Burg dieſes Landes, mehr darf ich dir nicht ſagen.“

„Warum iſt ſie aus Moſens Armen geriſſen? Du haſt dieſe Liebe erſt ſelbſt begünſtigt.“

„So lange ich wußte, daß ſie Beiden heilſam war. Dies Verhältniß kann jetzt nicht mehr beſtehen. Der Ritter hat höhere Pflichten, ihn feſſeln andere Bande; ſind jene erfüllt und dieſe zerriſſen, ſo leg ich Eſtrellen ihm ſelber wieder an die Bruſt.“

„Deine Rede iſt dunkel.“

„Sie wird ſich klären.“

„Man wird das Mädchen zur Untreue an ihrem Geliebten verführen.“

„Solche Gewalt haben ihre Räuber nicht.“

„Sie iſt noch in Räubers Händen? Wer ſind die Unverſchämten?“

„In neun Monden iſt ſie frei! das genüg dir und dem Ritter Moſen. Was die Zukunft ferner bringen mag, das kann ich noch nicht deuten.“

Kunz hatte nicht Luſt, noch mehr in den wunderbaren Alten zu dringen, und dieſer ging; aber in des Ritters Herzen ließ er den böſen Saamen zurück, den er liſtig ausgeſtreut, und er ſchlug allmälig Wurzel. Nur leiſe dämmerten in ihm Gefühle auf, die erſt noch zu Gedanken werden ſollten. Lange

Zeit gehörte dazu, eh ihm Alles zum klaren Bewußtsein wurde, und noch viel mußte geschehen in langer sonderbarer Verknüpfung der Begebenheiten, bis der lichte Strahl seinen Geist durchzuckte. Anna hatte leichter und schneller die Idee gefaßt, den Grundstein ihrer künftigen Plane auf den Boden des Herzogs Sizismund zu legen, sie sah nicht wie wandelbar, wie unsicher er war; bunt und lustig baute sie in ihrem kühnen Geist das Riesengebäude ihrer Wünsche, doch es war nur ein Feenschloß, das vor dem Zauberwort des Mächtigern im Nu zusammenstürzen und verschwinden mußte. —

Vier Wochen darauf saß Kunz auf dem Schloß zu Altenburg mit seinem Schwager Hildebrand von Einsiedel zusammen, und beide machten Betrachtungen über die ungewohnte Stille, welche jetzt im Lande wie bei Hof herrschte, und sie wollte ihnen nur eine geheimnißschwere Pause des blutigen Streits bedünken, der über lang oder kurz um desto wüthiger losbrechen möchte. Da führte Schweinitz einen jungen Burschen herein, den man so gut für einen Knaben, wie für einen Jüngling halten konnte. Das Gesicht desselben kam Kunzen sehr bekannt vor, nur konnte er sich nicht sogleich entsinnen, wo er es schon gesehen hatte. Schweinitz berichtete, daß

das Bürschchen allein mit dem Ritter sprechen wolle und unverzüglich trat Kunz mit ihm in ein anderes Zimmer.

„Ich heiße Schwalb," sagte der Junge, „und bin einer von Nekos Leuten; hier schickt er euch einen Brief," und somit zog er aus seinem Busen ein versiegeltes Schreiben. Kunz erbrach es rasch und erschrack etwas, als er des Herzogs Sigismund Namen unterzeichnet fand. Ohne es zu lesen verbarg er das Papier in seinem Wamse, und sagte zu dem Jungen:

„Du bist tollkühn, Bursche, dich mit einem solchen Briefe auf dieses Schloß zu wagen. Wenn man dich gefangen hätte, so weißt du nicht, welch Unglück über mich gekommen wäre. Und dein Tod wär es unvermeidlich gewesen."

„Mich fängt Keiner," antwortete Schwalb trocken, „und sodann steht ja euer Name nicht auf und wohl auch nicht in dem Briefe, und von mir hätte ihn kein Mensch erfahren und wenn sie mich mit glühenden Zangen zerrissen hätten."

„Du hast viel Selbstvertrauen, Bursche, und ließest dich wohl zu was brauchen."

„Ich diene meinem Herrn treu; Neko hat mich vom Hungertode gerettet."

„Biſt du denn kein Ägyptier?“

„Nein! ich bin aus Böhmen; Vater und Mutter ſind mir geſtorben, nun gehöre ich ſchon ſeit zwölf Jahren zu den Ägyptiern. — Wollt ihr mir keine Antwort geben?“

„Nein, mein Sohn; die Sache will überlegt ſein. Ich werd's ſchon ſelber beſorgen.“

Schwalb ging und kam vom Schloſſe, Niemand wußte wie. Nachdenkend kehrte Kunz zu Hildebrand zurück. Am andern Morgen ritt er mit dieſem nach Gnandſtein und auf ſeine ohnweit davongelegene Burg, wo ſich ſeine Gattinn jetzt aufhielt, um ihr des Briefes wichtigen Inhalt mitzutheilen.

Herzog Wilhelm war von Söſt unmuthig zurückgekehrt; denn nicht nur daß der Erzbiſchof von Köln ihm den verſprochenen Sold nicht zahlen konnte und über fünf und zwanzigtauſend Gulden ſchuldig blieb, auch die Böhmen hatten ſich ſehr trotzig und widerſpenſtig gegen ihn benommen. Ein Theil derſelben, der ſich in ſeinen Hoffnungen betrogen ſah, ward aufrühriſch und brach aus freien Stücken, fünftauſend Mann ſtark auf, um nach Thüringen zurückzukehren und dieſes Land nach wie vor zu plündern. Dazu kam, daß er bei der Belagerung einen beträchtlichen Theil ſeiner Landeskinder verloren hatte.

Der Herbſt war über den Zug herangenaht, und als er ſeinen Einzug in Weimar hielt, kam ihm ſeine Gemahlinn mit ſehr vielen Grafen und Edlen entgegen geritten, die ſich bereits hier verſammelt hatten, um bald nach Mühlhauſen zur verabredeten Zuſammenkunft und neuen Friedensunterhandlung aufzubrechen. Kalt und mißmuthig empfing Wilhelm die demüthig ihm nahende und mit liebevoller Herzlichkeit ihn bewillkommnende

Anna; kaum daß er ihre ihm dargebotene Hand faßte und flüchtig küßte. Ein Paar große Thränen bitterer Wehmuth glänzten in ihren Augen; er sah es nicht und eilte sie verlassend stürmisch auf Apel Witthum los, der während seiner Abwesenheit die ganzen Regierungsgeschäfte verwaltet hatte. Feurig schloß der junge rasche Fürst den alten Ritter in die Arme und bezeigte ihm solche Liebe, wie ein Sohn dem Vater. Nicht minder herzlich begrüßte er seine Geheimen und ritt unter traulem Zwiegespräch mit ihnen auf sein Schloß, indeß die sanfte Dulderinn zwischen ihren Hofdamen mit zerknirschtem Herzen nachfolgte. Zwei Fräulein aus ihrer Umgebung waren es vorzüglich, denen sie ihr nach Mittheilung sehnsüchtiges Herz enthüllte, vor denen sie die eisernen Schranken ihres Standes fallen ließ und als Freundinn zu Freundinnen sprach. Beide wären erst seit Kurzem in der Nähe der edlen Gebieterinn, aber schnell hatten sie sich gefunden und den gegenseitigen Thränenschatz ihrer Gemüther umgetauscht. Die eine war die unglückliche Bertha von Wangenheim, die auf dem Meere der Liebe so furchtbar gescheitert war. Vom Wahnsinn allmälig geheilt, wurde ihr Zustand erst stille Melancholie, welche sich endlich in einen bittern Ernst verlor. Um

sie zu zerstreuen, hatte ihre angesehene Familie sie an den Hof gebracht; die Herzoginn fand an ihrer Ruhe und Verachtung alles Lebensgenusses, so wie an der innigen reinen Gottergebenheit, womit sie die in Liebestaserei begangene Schuld versöhnen wollte, so großes Wohlgefallen, daß sie Bertha immer um sich sah und bald mit ihr die festen Bande zarter weiblicher Freundschaft knüpfte, die gegenseitiges Unglück und dessen Mittheilung täglich enger anzog und stählte. Das andere Fräulein war Jutta von Hopfgarten, eine sanfte stille Blume, fast in ihrem ganzen Wesen Annas Ebenbild, ohne Leidenschaften und mit ewiger Ruhe in der Brust, die sie sich nicht erst im drangvollen Sturm erkämpft hatte; sie war ihr Eigenthum und Erbtheil von der Natur.

Anna hatte den zermalmenden Schmerz zurückgedrängt; als sie aber wieder in ihren Gemächern war, da brach der salzige Quell ihrer Thränen unaufhaltsam hervor; sie sank an Berthas theilnehmende Brust. Jutta hielt sie ebenfalls umfaßt.

„Es ist Alles vorüber," schluchzte sie, „sein Herz hat keinen Laut mehr für mich."

„Tröste euch Gott, edle Frau!“ entgegnete Bertha. „Doch verzweifelt noch nicht an eures Gemahls Liebe. Er ist ein Sohn des Krieges, und wird von den wilden Leidenschaften hingerissen, die derselbe erzeugt. Sein Feldzug ist unglücklich ausgefallen und solches nimmt den Sinn des Helden ein, daß er für sanftere Gefühle darin keinen Platz hat. Ich hoffe, es wird sich dies geben, sobald erst der Friede förmlich geschlossen ist.“

„Ja hoffen will ich!“ sagte Anna und wandte ihr blaues Auge hinauf in die ewige Bläue, als käme ihr von da oben eine bessere Hoffnung, die nicht gegründet sei auf irdische Wünsche. „Hoffen und Dulden ist unser Loos auf Erden. Ich will ihn nicht anklagen; vielleicht sieht er mich wieder gnädig an.“

„Durch Schmerzen werden unsere Herzen geläutert,“ sagte Bertha gerührt und legte ihre Hand auf Annas bang wallende Brust. „Es wird uns allen ein Tag aufgehen, wo die Thränen, die wir gesäet, zur lichten Erndte herangereift sind.“

Und vor dem Altar, auf welchem der gekreuzigte Gottessohn stand und drüber die milde Himmelskönigin, die heilige Schmerzenmutter hing, sanken die drei Frauen nieder zum stillen Gebet.

Und die Gebenedeite ſchien milden Frieden auf ſie herabzulächeln; aus der durchbohrten Bruſt des Weltheilands ſchien die ewige Gnadenſonne ihre Strahlenfülle über die Frommen zu verbreiten; und leiſe kam Euſebius durch die Thüre, trat hinter die Betenden, breitete die Arme aus und ſpendete ihnen den Segen. —

Einige Tage nachher, die der Herzog in rauſchenden Genüſſen in der Mitte ſeiner Geheimen zugebracht hatte, zog er mit denſelben nach Mühlhauſen. Die Brandenburger Fürſten und der heſſiſche Landgraf ſtellten ſich ebenfalls dort ein, der Churfürſt Friedrich kam mit ſeiner Partei, und die alte Stadt wurde in Kurzem ſehr lebendig. Unter des Herzogs Leuten befand ſich ein Geiſtlicher, der Doktor Knorre, einer der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit. Dieſer ward zum Redner bei den Verhandlungen beſtellt, weil er in der Rechtskunde ſehr erfahren war. Von churfürſtlicher Seite war Heinrich von Gera, Herr von Plowitz, der Sprecher. So ſehr aber auch dieſe Beiden mehrere Tage hintereinander mit Worten kämpften, es wurde doch nichts entſchieden, und der Doktor Knorre als ein Geiſtlicher endlich von der andern Partei verworfen. Wilhelm brach darüber erbost trotzig auf und wollte

von keiner weiteren Verhandlung etwas wissen. Seine Schwäger wandten inzwischen Alles an, um ihn wieder zu besänftigen, und brachten es auch dahin, daß noch drei ganzer Wochen unterhandelt wurde.

Desungeachtet kam der Friede nicht zu Stande; denn Kunzens Hülfe fehlte; er verhielt sich ruhig beim Churfürsten und machte keine Miene, dem Einen oder dem Andern zuzureden. Friedrich wollte seinem Stolze nichts vergeben; und hätte nicht Margaretha, seine Gemahlin, ihn unablässig angetrieben, er hätte, über Wilhelms Trotz immer heftiger aufgebracht, ohnfehlbar den Bruch selbst wieder herbeigeführt. Aber nicht nur, daß die hohe Frau an ihren Gemahl und den Herzog, an die fürstlichen Vermittler und Sachführer Bittschreiben erließ, in denen sie Allen die Nothwendigkeit des Friedens an's Herz legte, sie brachte sogar, als sich die Mühlhäuser Verhandlungen wieder zerschlagen hatten, mit unermüdlicher Thätigkeit eine neue Versammlung in Erfurt zu Stande. Sie selbst machte sich von Altenburg auf, kam nach Weimar zu ihrer Anna und beschwor den Herzog so nachdrücklich, legte alle Gründe, die den Frieden heischten, so klar an den Tag, daß sie mehr bei ihm ausrichtete.

als alle Rechtsgelehrten und deren Streitereien. In Annas Umgang brachte die edle Churfürstinn einige glückliche Tage zu, und reiſete dann mit ihr nach Erfurt. Der Herzog kam nach. Auf Margarethas Betrieb wurde der Friede nach einigen Tagen glücklich geſchloſſen. Große Dokumente wurden von beiden Seiten darüber ausgeſtellt, aber leider war man darin mit einigen Hauptſachen nicht in's Reine gekommen. Unter andern war dies vorzüglich mit dem Schwarzburgiſchen Erbſtreite der Fall. Heinrich von Schwarzburg hatte bei Katharina von Brandenſtein in leidenſchaftlichen unkeuſchen Liebesgenüſſen faſt die ganze Angelegenheit außer Acht gelaſſen. Er dachte jetzt nur daran, ſich mit dem reizenden Weibe, deren höchſte Gunſtbezeugungen ihm ſchon im Übermaß zu Theil geworden waren, auf immer zu verbinden.

Nach geſchloſſenem Frieden ging der Churfürſt mit ſeinem Bruder nach Weimar, um die Verſöhnung noch herzlicher zu machen. Leider hatte er ſeinen Hauptzweck nicht erreicht; denn Apel Vitzthum war jetzt mehr als je im Flor; doch unterdrückte Friedrich ſeinen Haß und ſchlug die dargebotene Hand ſeines heuchleriſchen Feindes nicht aus. Wilhelm veranſtaltete große Feſte zu Ehren ſeines

Bruders und zur Friedensfeier. An ſeiner Seite erſchien die holde Anna in hoher Pracht ihrer königlichen Geburt; ihr Gemahl war ſehr artig gegen ſie und näherte ſich ihr mit Wärme immer mehr, beſuchte ſie auf ihren Zimmern, blieb ſtundenlang allein mit ihr und ergab ſich den Zärtlichkeiten eines liebenden Gatten. Annas Herz füllte ſich wieder mit Wonne und Entzücken; ſelig lag ſie wieder in den Armen des von ihr ſo unausſprechlich geliebten ſchönen Mannes, und erwiederte ſeine Liebkoſungen mit einer Innigkeit, die faſt an ein ihr gar nicht eigenthümliches Feuer grenzte. Ach, es war dieſes der letzte glühende Strahl, den die Sonne ihres ehelichen Glücks in ſchönem Glanze noch einmal über ihr Leben warf, ehe ſie auf ewig hinunter ging. Schon war ja das Eiſen geſchmiedet, womit ſie langſam zu Tode gemartert werden ſollte.

Ein Alles an Pracht überſtrahlendes Banquett verſammelte die Blüthe des ganzen Adels aus den Ländern der beiden Brüder. Anna hing an ihres Gatten Arm; der Churfürſt führte ſeine Gemahlinn voran. Beide Fürſtinnen waren in goldgeſtickte weitfaltige Purpurgewänder gekleidet, über die das Abzeichen der Herrſchaft, der prangende

Hermelin hing. Goldene Diademe leuchteten wie Sonnen aus der Fülle ihrer Locken von den fürstlichen Häuptern. Margaretha schritt stolz einher im edlen Gefühl ihrer Würde und des vielbedeutenden Namens einer hohen Landesmutter; Anna ging demüthig neben ihr, wie der Gottessohn einst im Purpur und der Dornenkrone, und in ihren milden Zügen las man den tiefen frommen Sinn ihrer Brust: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Wiederum war sie, wie voriges Jahr in Jena auf ihrer Hochzeit die Königinn des Festes, Alle huldigten wieder ihrer hohen Milde. Aber ihr dunkles Schicksal hatte wieder wie damals die reizende buhlerische Katharina herbeigeführt. Mit Heinrich von Schwarzburg war sie von Roßla herübergekommen und betrat zum erstenmal an diesem Abende den Hof. Kaum hatte sie der Herzog Wilhelm bemerkt, so eilte er auch schon stürmisch auf sie zu und begrüßte sie mit Feuer.

„Von meinem Apel und Ritter Kochberg," sagte er, ihre Hand erfassend, „weiß ich, daß ihr Wittwe seid, schöne Frau. Ich mag euch nichts Glück dazu wünschen, das wäre unchristlich. Aber ich hoffe, ihr werdet eure Freiheit nun nicht unbenutzt lassen. Bleibt an unserem Hofe und ergebt

euch den Freuden, welche wir euch zu bieten im Stande sind."

„Ich werde eurer Gnade mich würdig zu machen suchen," erwiederte sie mit Glutblicken, die den Herzog bald entzündeten.

„Eure Trauer," bemerkte er schelmisch, „wird uns doch kein Vergnügen verderben?"

„Meine Wünsche ruhen nur in den eurigen und mein Wittthum wird mich nicht hindern, den kleinen Theil, den ich zur Belebung eurer Feste beitragen kann, willig zu steuern."

Der Herzog wurde immer heiterer, tanzte und sprach viel mit Katharinen. Ihre angenehmen Worte machten ihn so leutselig, daß er jedermann mit Liebe und Zuvorkommenheit behandelte und mit dem Churfürsten so freundschaftlich und brüderlich umging, als sei nie etwas zwischen ihnen vorgefallen. Apel Vitzthum und Bernhard von Kochberg sprachen lange heimlich zusammen.

„Unser Plänchen schlägt herrlich an," sagte der Erstere und deutete mit den Augen auf den Herzog und Katharinen, die eben wieder warme Worte und feurige Blicke mit einander wechselten.

„Wenn uns nur der Schwarzburger nicht den Weg versperrt; er ist weit mit Katharinen gekom-

mer, und meine Frau hat in der Unwissenheit viel dazu beigetragen," erwiederte der Andere.

„Der soll uns nicht irre machen," bedeutete ihn Apel. „Merken wir dem Herzog ab, daß er den schönen Bissen allein genießen will, und sehen ein, daß er sich nicht anders fesseln läßt, so soll der geschmeidige Graf bald aus dem Sattel gehoben sein."

„Aber der Herzog hat sich seit kurzer Zeit wieder recht zärtlich gegen seine Gemahlinn gezeigt; am Ende verdirbt diese uns das schöne Spiel."

„O darum laßt euch keine grauen Haare wachsen! Habt ihr noch nicht so viel merkt, daß all das Wesen Verstellung ist, wegen des Churfürsten und seiner Frau, vor der Wilhelm eine gewisse Scheu hat. Laßt die nur erst fort, wird sich das Blatt schon wenden. Und wenn's ihm ein Ernst gewesen wäre, meint ihr denn nicht, daß die Reize eurer Schwägerinn das bleiche Mondscheingesicht der Herzoginn bald in Schatten stellen könnten? Und frische Kost kitzelt den Gaum. Eh das Frühjahr kommt, hoff ich, soll ihm Katharina mehr gelten; Sie ist ja so spröde nicht und sonst freigebig mit ihren Gunstbezeugungen."

„Werden wir ſie mit dem Plane, den wir mit ihr vorhaben, bekannt machen?

„Bewahr der Himmel! Wer wird einem Weibe ſo etwas aufbinden; ſie könnte uns dadurch ſtatt nützlich, gefährlich werden. Leitet ihr ſie allmälig und ohne daß ſie es ſelbſt merkt auf den Gegenſtand hin, ich gehe mit dem Herzog gleichen Schritt, und beide müſſen das für ihren Wunſch und Neigung halten, was doch unſer Werk iſt.“ Die Sprecher drückten ſich mit Wärme die Hände und entfernten ſich von einander.

Unter den anweſenden Rittern war auch Kunz von Kauffung mit ſeinem Weibe. Scheu und im Innern erbebend vermied er ein Zuſammentreffen mit Katharinen, die ihn oft mit den Augen verfolgte. In tiefes Sinnen verſenkt ſtand er meiſt allein, und ſelbſt das Lob, womit beide fürſtlichen Brüder ihn überſchütteten, machte ihn nicht fröhlicher. Seine Ehehälfte fühlte ſich um ſo glücklicher; denn die Churfürſtinn und Herzoginn würdigten ſie langer Unterhaltungen und gingen mit ihr, einer wahrhaft majeſtätiſchen Geſtalt, wie ſie ſelbſt, freundſchaftlich durch den Saal. Der Churfürſt und der Herzog tanzten mit ihr. Indeß ihres Gemahls Sinne von trüben Nebeln der Zukunft um-

fangen wurden, ſchwelgte ſie in den kühnen glänzenden Bildern ihrer Hoffnungen.

Das Feſt führte eine Ausſöhnung aller einzelnen Feinde herbei, und ſo näherten ſich ſcheinbar Wittenberg und Magdeburg Kunzen, ſo wie ſie zuſammen wieder den Wizthumen. Aber eine Herzlichkeit wollte doch nicht unter ihnen erblühen. Selbſt die Schwarzburger Grafen beredeten eine Vergleichung unter ſich, und der alte Günther gelobte ſeinem jungen Vetter eine Zuſammenkunft auf die folgende Woche nach Erfurt, wo ſie unterhandeln wollten. Von dem günſtigen Fortgange ſeiner Angelegenheiten entzückt, wurde der Graf Heinrich durch die Auszeichnung, welche ſeine geliebte Katharina vom Herzog erfuhr, noch ſeliger; er war ja ihrer Gunſt mehr als zu gewiß. Unverholen äußerte er deshalb gegen Apel Wizthum, daß er, ſobald ſeine Angelegenheiten in Erfurt geſchlichtet ſein würden, Katharinen dem Hofe als Braut vorzuſtellen gedenke. Indeß er wonneberauſcht, durch den Gutenachtgruß und die Glutküſſe ſeiner Geliebten, ſich ſein künftiges Glück üppig ausmalend, diesmal ohne ſie wie ſonſt in den Armen zu halten, träumte, theilte der ſchöne Cäſar das Lager

mit der sinnlichen Frau, und Apel schmiedete den Plan, sie ihm zu entreißen.

Nach einigen Tagen ging der Churfürst mit seiner Gemahlinn nach Altenburg zurück, die Ritter zerstreuten sich; Viele von ihnen zogen mit nach Erfurt, um den Streit der Schwarzburger schlichten zu helfen. Graf Heinrich war von Katharinen geschieden und sie mit ihrem Knappen allein nach Roßla zurückgekehrt.

Einige Wochen darauf, als die meisten Geschäfte, die der Frieden herbeigeführt hatte, beendigt waren, führte Apel den Herzog wie zufällig dorthin auf sein Ritterhaus, und dem Letzteren kam es ohne des getreuen Raths Erinnerung von selbst in den Sinn, der schönen Katharina einen Besuch abzustatten. Sie empfing den jungen Herrscher mit einer solchen zuvorkommenden Liebenswürdigkeit, entwickelte in ihrer lebhaften Unterhaltung so viel Anmuth, Scharfsinn und Gewandheit des Geistes, daß Wilhelm sie erst spät und entzückt verließ.

„Apel," sagte er feurig zu dem Ritter, als sie wieder allein auf dessen Ritterhause waren, „diese Katharina ist ein göttliches Weib! O daß die eisernen Vorurtheile unserer albernen Zeit dem Fürsten verbieten, sich die Schönste und Würdigste seines

Volks zur Gattinn zu wählen! Was wär ich für ein ganz Anderer, wenn ich mit Katharinen den Thron theilen dürfte! Alle Knospen meines Geistes, von denen die meisten verwelkt abfallen, ehe sie sich entfalten, würden zur vollsten üppigsten Blüthe gelangen und gewiß herrliche Früchte tragen; mein ganzes Leben wäre nur ein Wechsel von stiller und lauter Lust."

„Ich bedaure euch," erwiederte Apel; „denn ich weiß sehr wohl, daß man in euren Jahren wärmer fühlt, und diese junge Wittwe ist beim Himmel ein Gegenstand, der jeden jungen Mann, und wär er noch so unempfindlich, in Flammen setzen muß."

„Alter Freund, ich habe keine Geheimnisse vor euch; also wißt, daß ich Gefühle für Katharinen hege, die noch nie in meine Brust gekommen sind. Diese Glut muß ich in ihren Armen kühlen, oder ich vergehe. Schlagt mir einen Weg vor, wie ich zum Ziel komme."

„Es wäre thöricht, euch Hoffnungen zu machen, die ich nachher nicht zur Wirklichkeit umwandeln könnte, und nach meinem Dafürhalten besitzt Katharina viel Ehrliebe in diesem Punkt. Ihr wißt auch, daß sie so gut wie verlobte Braut des Gra-

ſen Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg iſt und der möchte wohl keine Luſt haben, Halbpart mit euch zu machen. Es wird wohl am beſten ſein, ihr thut euch eures Verlangens ab."

„Nimmermehr!" rief der Herzog heftig. „Und ſollt ich Alles drum wagen, meinen Willen muß ich durchſetzen. Katharina darf des Schwarzburgers Gemahl nicht werden und wenn es mein ewiges Wohl koſtete. Apel gebt mir Rath; ihr wißt, daß ich nicht undankbar gegen euch bin."

„Und ihr kennt meine unermüdete Thätigkeit, euch gefällig zu ſein. Katharina ſcheint die Pracht zu lieben; ich würde ſie auf ein anderes meiner Schlöſſer führen und ſie mit der Herrlichkeit einer Fürſtinn umgeben; dort würden eure Anträge ein größeres Gewicht haben. Aber leider bin ich jetzt faſt ein armer Mann. Was helfen mir meine Beſitzungen, ſie ſind öde und wüſte; die Churfürſtlichen hatten's ja meiſt nur auf mich abgeſehen, und ſo iſt weiter keins meiner Ritterhäuſer auch nur im erträglichen Zuſtande, um ſolche Gäſte darauf zu beherbergen."

„Apel, verhelft mir zu Katharinas Beſitz; ich will euch fürſtlich belohnen, will euch den im Krieg erlittenen Schaden doppelt und dreifach erſetzen."

Sagt, welcher Theil von meinem Lande ſteht euch an?"

„Ihr ſeid zu gnädig gegen euren ergebenen Diener. Hofft von meiner Treue, daß ich Alles aufbieten werde, eure Leidenſchaft zu befriedigen. Wie geſagt, wäre nur eins meiner Schlöſſer —"

„Nun ſo bringt ſie auf eins der meinigen; ich will's euch ſchenken. Sagt mir welchen Erſatz wünſcht ihr. Ich geb euch das Frankenland um billigen Preis und eure Güter, und erhob euch dadurch gleichſam zum Fürſten und Nächſten an mir, und belohne damit eure Dienſte und die geheime Gefälligkeit, um die ich euch jetzt anſpreche."

„Katharine ſoll euer werden! Verlaßt euch auf mein Wort; ich brach es noch nie. Den Handel, den ihr mir vorſchlagt, wollen wir morgen noch beſprechen; ſollten wir darüber einig werden, ſo reiſ' ich in einigen Tagen mit ihr ab; ihr folgt bald nach, und wenn der Schwarzburger kommt, findet er das leere Neſt und der Vogel iſt ausgeflogen."

„Vortrefflich!" jauchzte Wilhelm und umarmte im Feuer der Leidenſchaft den alten Apel. Die ganze Nacht durch war ſeine Phantaſie mit dem reizgeſchmückten Weibe beſchäftigt.

Und der verblendete junge Herzog wurde wirklich mit dem schlauen Apel des Handels eins, und nach mehreren theils bei der schönen Wittwe, theils auf der Jagd zugebrachten Tagen, kehrten sie nach Weimar zurück, um sich darüber zu verbriefen. Wilhelm war täglich von dem holden Wesen seines Gegenstandes mehr bethört und alles Überlegens beraubt worden, daß er nicht einmal bedacht hatte, daß das Apeln zugeschlagene Land zum Leibgeding seiner Gemahlinn gehörte, welches er ihr im Ehepact feierlichst zugesagt hatte. Erst von Apeln selbst darauf aufmerksam gemacht, verfügte er sich unverzüglich zu Anna. Mit ihrem holden Ebenbilde auf dem Arm trat sie ihm freudig entgegen und enthüllte unverholen die geheimsten Schätze ihres tiefen Gemüthes, um ihn recht zu zeigen, von welcher unaussprechlichen Liebe zu ihm ihre Brust erfüllt sei. Einen Augenblick stand er gerührt und hatte über die Beweise solcher demuthvollen Güte und Ergebenheit vergessen, weshalb er gekommen. Einmal winkte ihm noch sein guter Genius, aber ein Geist der Hölle führte ihm in demselben Augenblick Katharinas Bild mit glühenden Farben vor die Seele und der gute Engel wich, um nie wieder in seine Brust einzukehren.

„Ihr wißt, liebe Anna," begann er nun, „welche unzuberechnende großen Dienste mir und uns Allen, Land und Leuten, Apel Vitzthum durch Rath und That bewiesen hat. Es iſt Pflicht eines gerechten Herrſchers, ſolche getreue Diener zu belohnen, damit er zum guten Beiſpiel zeige, wie er des Unterthanen Tugend zu ſchätzen wiſſe. Apel hat aber im Kriege großen Schaden an ſeinen Beſitzungen erlitten, und ich gedenke ihn dafür zu entſchädigen. Auf der andern Seite hat eben dieſer Krieg auch meine Kaſſen geleert; der Erzbiſchof von Köln hat mir den Sold nicht gezahlt und die Böhmen liegen noch im Land und wollen befriedigt ſein. Deßhalb bin ich mit Apeln übereingekommen, ihm das Frankenland käuflich zu überlaſſen. Da es aber euer Leibgeding iſt, ſo bedarf es dazu eurer Erlaubniß und Beſtätigung. Ich werde euch auf andere Art zu entſchädigen ſuchen und hoffe deshalb, ihr werdet mir mein Geſuch nicht abſchlagen."

„O wenn ich euch einen neuen Beweis meiner innigen Liebe und Werthſchätzung damit geben kann, ſo nehmt in Gottes Namen dieſes Land und Alles was ich habe. Gern will ich arm ſein und gleich dem niedrigſten Weibe, nur eure Liebe raubt mir nicht. So lange ich weiß, mein werther Gatte

gemahl iſt mir geneigt, bin ich unſchätzbar reich. Was hilft mir all zeitliches Gut, was dieſe Länder und jenes Leibgeding? Nur ihr ſeid mein reichſtes und köſtliches Kleinod, das ich um aller Welt willen nicht verlieren möchte."

„Ihr ſeid ein gutes edles Weib," ſagte der Herzog wieder etwas weicher. „So kann ich auf eure Unterſchrift eines Verzichtbriefs rechnen?"

„Ich bin zu jeder Zeit bereit die Wünſche meines liebenden Gemahls zu erfüllen."

Wilhelm entfernte ſich nach einigen flüchtigen Liebkoſungen und Anna eilte wonnetrunken in Bertas Arme, die über das Glück ihrer Gebieterinn ſelbſt wieder aufzuleben ſchien. Der Kaufkontrakt wurde noch an demſelben Tage aufgeſetzt. In dieſem übergab Wilhelm mit ſeiner Gemahlinn die ſämmtlichen Beſitzungen im Frankenland an Apel Vitzthum, wofür dieſer zwei und vierzigtauſend Gulden zu zahlen und ſeine Güter zu Roßla, Reinſtedt und Sulza abzutreten verſprach.

Anna unterſchrieb nicht nur dieſen Kontrakt und den Verzichtbrief, ſondern auch eine Aufforderung an die Bewohner des Frankenlandes, worin ſie und der Herzog dieſelben erſuchten, Apeln als ihren neuen Herrn anzuerkennen und ihm dieſelbe

Unterthanentreue zu erweiſen, die ſie zeither ihrem geſchenkt hätten. Die ſanfte Frau that ja Alles um nur die Zuneigung ihres geliebten Gatten ſich zu erhalten.

So war der ehr- und goldgierige Apel plötzlich durch die Gunſt ſeines jungen Beherrſchers zum reichſten Ritter in Teutſchland geworden und der Krieg, der zu ſeinem Verderben angefangen und jahrelang geführt war, legte gerade den Grund zur Vergrößerung und Befeſtigung ſeines Glücks. Hohnlachend ſpottete er nun in der Mitte ſeiner freudig überraſchten Getreuen des Churfürſten und dachte im ſtolzen Übermuthe nicht daran, daß auch ſeine Stunde ſchlagen würde. Bernhard von Kochberg, ſein ergebenſter Freund, war bereits mit dem Anſchlage auf Katharinen bekannt, und dieſer ließ durch Mechtilden, ſeine Gemahlinn, dieſelbe bereden, Apeln heimlich nach dem Frankenlande zu begleiten. Schwager und Schweſter zeigten der ſtolzen Frau ihr glänzendes Glück in der Ferne, ſie wußten nicht, mit welcher Raſerei Katharina bereits in den jungen ſchönen kräftigen Herzog verliebt war. Hatte ſie doch den Grafen von Schwarzburg nur zur Befriedigung ihrer Sinnlichkeit gebraucht und dachte im Ernſte, da ſich ihr eine ſo herrliche Ausſicht eröff-

mete, nicht mehr daran, sein Weib zu werden. Solche Fesseln waren ihr ohnedieß unerträglich geworden, und sie bezeigte nicht die geringste Lust, sich dergleichen wiederum anlegen zu lassen. Ohne dem Grafen also die geringste Nachricht zu geben, war sie plötzlich mit ihrem Knappen Cäsar verschwunden; außer Kochberg und ihrer Schwester wußte Niemand am ganzen Hofe, wohin sie gegangen war. Apel führte sie nach Coburg und umgab sie dort unter einem falschen Namen mit fürstlicher Pracht. Im Anfang des Monats November war sie dorthin gekommen; gegen das Ende des Monats erschien der Herzog als ein wandernder Ritter bei ihr. Sie war klug genug, ihm den Sieg mehr als jemals einem andern ihrer Anbeter zu erschweren und sie machte ihm wirklich weiß, daß er der Erste sei, der diese höchste Gunstbezeugung erlangte. Vier langer Wochen ließ sie sich von dem schönen liebeglühenden Wilhelm bitten, flehen, beschwören, sah ihn zu ihren Füßen liegen und spielte die Rolle so meisterhaft, die ihr selbst unerträglich gewesen sein würde, hätte sie sich nicht in des braunen Cäsars Armen für solche Pein schadlos gehalten. Endlich schlug für den umstrickten Wilhelm die selige Stunde; der liebetrunkene, wonnentzückte;

betrogene Herzog hielt sich für den Glücklichsten aller Sterblichen.

Apel hatte die Huldigung in seinem neuen Lande angenommen, hatte an allen Plätzen Vögte bestellt und war nach getroffener Anordnung der Regierungsgeschäfte nach Weimar zurückgekehrt, um während des Herzogs Abwesenheit, den man nach Wien verreist glaubte, hier abermals das Ruder zu führen. Doch schon zum neuen Jahre machten mehrere Umstände die Rückkehr des Herzogs nothwendig. Denn es war nicht nur eine Verordnung des Kaisers Friedrich eingelaufen, die, wahrscheinlich auf des Churfürsten Veranlassung, dem Herzog mit strengen Worten befahl, den Kauf mit Apel Vitzthum aufzuheben und zu vernichten, die Herzoginn aber wieder in den vollen Besitz ihres Leibgedings zu setzen und ihren Einnahmen nie das Geringste zu entziehen; sondern auch die Angelegenheiten des Grafen von Schwarzburg wurden bedenklich. Dieser hatte mit seinem Vetter nichts ausmachen können; denn derselbe war, seinem Worte ungetreu, nicht nach Erfurt gekommen. Unmuthig war er nach Rossla zurückgekehrt, um sich bei Katharinen für solches Mißgeschick zu entschädigen, aber mit sprachlosem Erstaunen erhielt er von Mechtilden die betrübende

Nachricht, daß Katharina mit einem welschen Ritter davon gezogen sei, mit dem sie früher in einer Liebesverbindung gestanden habe.

Obgleich er sich über ihren Verlust zu trösten wußte, so machte ihn dieser neue Unfall doch solch böses Blut, daß er ernstlich daran dachte, seinem heimtückischen alten Vetter in offener Fehde zu bekriegen. Dieses zu verhindern, war des Herzogs Gegenwart nöthig; auch drang der Churfürst mehremals so nachdrücklich darauf, daß Apel ihn endlich aus Katharinas zärtlichem Umgang nach Weimar zurück kommen mußte. Des Kaisers Verordnung wurde nicht geachtet, der Ausbruch des Streits zwischen den Schwarzburgern noch hingehalten und des Churfürsten neue Beschwerden über Wilhelms unerhörtes Betragen gar nicht berücksichtigt, aber dessenungeachtet gab es mancherlei Geschäfte, welche ihn den Winter über in Weimar fesselten; auch schien es Apeln wirklich, als habe Katharine unvorsichtig und sich selbst dem Rausch der Liebe überlassend, den Herzog durch den Genuß ihrer Reize übersättigt, und es sagte, als ihm dieses aus kleinen flüchtig hingeworfenen Äußerungen desselben klar wurde, er verfehlte deshalb nicht durch Kochberg Katharinen mit seinen neuen ungünstigen Entdeckun-

gen bekannt und ihr Vorwürfe über ihre Freigebigkeit machen zu lassen.

Katharina war durch diese Nachricht niedergedonnert; denn sie war mit der höchsten Glut der Leidenschaft für den herrlichen Mann entflammt und sehnte sich in ihrer Einsamkeit unaussprechlich nach seinem vertrauteren Umgang. Cäsar war der einzige Freund, den sie jetzt hatte, und der konnte ihr doch nicht alle einsamen Stunden beleben. Übrigens war er sehr genau mit ihrem Verhältniß zum Herzog bekannt und theilte jetzt ihren Kummer.

Oft saß Katharina bei ihm, hatte ihren vollen Arm um seinen Nacken geschlungen und überlegte mit dem schlauen Burschen, wie sie den Herzog wieder an sich ziehen und auf ewig fesseln könne. Denn zur schwindlichen Höhe hatte sie schon ihren Plane Riesenbau aufgeführt, sie gedachte mehr als Wilhelms Geliebte zu werden. Hatte er doch in ihren Armen sein Unglück so oft beklagt, daß ihn mit der kalten kränklichen Anna, die nicht viel mehr als eine alte Frau sei, verbunden habe. — Bald beschloß sie selbst nach Weimar wieder zurückzukehren, aber der Herzog konnte dadurch über sie erbittert und alle ihre Hoffnungen mit einemmale vernichtet werden. Auch mußte sie, so lange sie von

des Herzogs Seite noch nicht gesichert war, die Gegenwart des Grafen von Schwarzburg fürchten. Bald gedachte sie durch Apein an den Herzog selbst zu schreiben; aber dagegen sträubte sich doch ihr Schaamgefühl, oder vielmehr ihr ungeheurer weiblicher Stolz.

„Lieber Junge," sagte sie von Cäsars Arm umwunden, „biete alle deine Künste auf, mir den Herzog wieder herbeizuziehen; du weißt welch ein süßer Lohn deiner harrt."

„Wenn ihr wollt, so reit ich nach Weimar und bring dem Herzog heimlich einen Brief von euch, oder such ihn durch meine eigenen Worte zu gewinnen."

„Nimmermehr, kleiner Narr! glaubst du wohl, ich werde mich vor ihm demüthigen und um seine Liebe betteln? Und wenn er der Kaiser wär und ein Gott an Schönheit, und mich verzehrte die Glut der Leidenschaft, so würde ich mich doch nicht so weit vergessen. Das thu ich wohl manchmal bei dir, aber du kennst auch meine Schwächen. Ihn will ich zwingen, den stolzen Jüngling!"

„Ich weiß nur einen Menschen, der euch rathen und wahrhaft helfen kann. Schon oft hab ich euch von den Ägyptiern etwas anvertraut, zu denen

ich gehöre, auch von der alten Chiska, die die Natur und alle ihre Kräfte kennt, erzählt. Sie liest in den Sternen, wie ihr in einem Buch, sie durchschaut jedes Menschenherz, weiß alle Geheimnisse und kennt Zukunft und Vergangenheit. Sie kann euch einen Talisman bereiten, der des Herzogs Liebe mit Zauberkraft auf ewig an euch fesselt."

Wie mit einem Schlage wurde es durch diese Worte licht in Katharinas Geist. Ja durch Zaubermittel wollte sie den Herzog wieder herbeilocken und an sich binden, die Kräfte der Hölle wollte sie beschwören, um das Ziel ihrer heißesten Wünsche zu erreichen.

„Cäsar," rief sie freudig überrascht, „welche überirdische Macht hat dir diesen herrlichen Gedanken in den Sinn gelegt? Ja, ich wußte es lange, daß du meines Glückes Schmied sein würdest. Dein Rath ist unübertrefflich gut. Aber wo werden wir Chiska finden? Du bist schon lange von deinen Leuten weg, wie willst du erfahren, wo sie sich aufhalten?"

„Darum kümmert euch nicht," erwiederte der Tatarjunge sich in der Freude vergessend, „sie haben schon lange gewünscht euch einmal bei sich zu sehen und euch kennen zu lernen."

„So haſt du mit ihnen wohl ſtets in Verbindung geſtanden?“ fragte die Herrinn von neuem überraſcht. Verwirrt ſchlug Cäſar die Augen nieder und dunklere Purpurglut färbte ſein Geſicht. „Höre, du biſt nicht offen gegen mich,“ fuhr Katharina gereizter fort. „Geſtehe mir, lebſt du mit den Ägyptiern noch in Verbindung?“

„Nun ja, ſie wiſſen, daß ihr mir gut ſeid; bei ihnen bleibt es ewig Geheimniß und ihr könnt der Eltermutter Chiska getroſt das ganze Glück eures Lebens anvertrauen.“

„Du biſt zum Verräther an mir geworden, und wehe dir, wenn ſich deine Ausſage nicht beſtätigt. Erfüllt Chiska meine Wünſche, ſo ſoll dir verziehen und meine Gunſt erhalten ſein. Wo aber hauſen die wunderbaren Menſchen, deren Abkömmling und Landsmann du biſt?“

„Laßt nur dieſen Monat noch vorübergehen, kommt dann der freundliche Mai, ſo wohnen ſie in Sachſen an der böhmiſchen Grenze. Dann will ich euch ſelbſt hinführen, und für euch ſprechen. Bis dahin müßt ihr euch ſchon noch gedulden.“

Katharina küßte den friſchen Mund Cäſars zum Lohn und zur Verzeihung und unterhielt ſich

noch lange freundlich mit ihm über Chiskas und Nekos geheime Künste. —

Der Winter verging Katharinen in Hoffen und Sehnen, Planebilden und Genüſſen. Der Herzog kam nicht und ſelten ließ er ihr ſeine Grüße ſenden. Ihre Leidenſchaft wurde faſt zur Liebesraſerei. Der Mai des Jahres 1448 hatte ſchon der Erde alle Blüthen entlockt, und Katharina machte ſich eben bereit die Reiſe zu dem beſprochenen Abenteuer mit ihrem Liebling anzutreten, als ihr Mechthilde, ihre Schweſter, ſchrieb:

„Vom Herzog geht ein ſonderbares Gerücht, und Apel Vitzthum, den ich durch meinen Gemahl ausforſchen ließ, widerſpricht ihm nicht ganz. Er ſoll nämlich zufällig zu dem Grafen von Schönburg auf das Schloß Hartenſtein gekommen ſein und dort ein junges Mädchen kennen gelernt haben, deren Bewahrung dem Grafen anvertraut iſt. Wer dieſe bezaubernde Schönheit iſt, kann man nicht erfahren; ein tiefes Geheimniß ruht auf ihrem Stand, doch ſagt man ſich allgemein, daß ſie von ſehr hoher Geburt ſei. Dem ſei nun, wie im wolle, der Herzog iſt dermaßen von ihr eingenommen, daß er nicht ruhen noch raſten kann, wenn er nicht auf

Hartenſtein um dieſe Reizende iſt. Kein anderes ſterbliche Auge hat ſie noch geſehen. — —“

Katharina ballte knirſchend das Papier in der Hand zuſammen; ihre gekränkte Eitelkeit machte ſie faſt zur Furie. „Ha!“ rief ſie und ihre feurigen Augen ſprühten Zorn, „der tolle Knabe wagt es, mich zu verachten! Ich hatte umſonſt ihn liebeflehend zu meinen Füßen liegen geſehen! Ich hätte vergeblich mit der Glutfülle, wie ſie kein weibliches Herz wieder zu äußern vermag, ihn den Nektarkelch ausſchlürfen laſſen, nach dem er ſo gierig dürſtete. Rache dir, Herzog! Furchtbare Rache! Zu meinen Füßen ſollſt du dich wieder im Staube wälzen und um einen Kuß wimmern zur Kühlung der Flammen, die ich in dir anzünden will, daß ſie dir Mark und Gebeine durchglühen.“ —

Am andern Tage ſchon zog ſie mit Cäſar durch die grünen mit Blumen geſtickten lachenden Frühlingsfluren nach dem ſächſiſchen Gebirge zu. Ihr Herz hatte keine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur; ihr Sinn vernahm die heilige Sprache des Schöpfergeiſtes nicht; ſie kannte nicht den Frühlingsjubel und den heitern Sonnenſchein in der gefühlvollen weiblichen Bruſt, wenn ſich ein inniges Gebet, eine von Andacht durchglühte Hymne auf

den Urquell alles Lebens aus ihr losringt in der herrlichen duftenden Pracht des Frühlings, in dem frischausgeschmückten Tempel der Natur. Nur niedere Sinnenluſt, das gemeine Erbtheil der Erde, der Fluch des düſter waltenden Geſchicks, erfüllte ihren Geiſt, hielt ſie wie mit Ketten feſt, und ſpornte ſie zur ſchaudererregenden That.

Von Cäſar geleitet kam ſie nach einigen Tagen in die Gegend des Mulbethales. Der letzte Tag war nicht freundlich geweſen, und der neblige Abend dämmerte ſchon, Cäſar meinte ſie würden den Aufenthaltsort der Tatern noch erreichen. Es ward immer finſterer, der unſichere von Nebel und Regen feuchte Weg nöthigte ſie, die Pferde nur langſam gehen zu laſſen. Die Gegend geſtaltete ſich rauher und wilder. Berg und Thal wechſelten häufig, Waldbäche ſtürzten ihnen rauſchend entgegen, dichte Waldungen umarmten ſie mit ihrer Nacht, aus der ſcheues Geflügel auffuhr und ſie erſchreckte. Katharina war in einen weiten Mantel dicht eingehüllt, der wie ein Nonnengewand ihr oben über den Kopf fiel und nur das Geſicht frei ließ. Äußerlich war ſie von Regen durchnäßt und innerlich ſchuf ihr eine ſtille Angſt unerträgliche Hitze. Bei jedem Schritte der Pferde vorwärts

wuchs allmälig ihr Zagen und ſie getraute ſich nur nicht, dieſelbe ihrem jungen Führer zu entdecken. Es war dichte rabenſchwarze Nacht geworden, der Himmel war mit düſtern Wolkenſchleiern umhängt, die keinem Sterne durchzublicken vergönnten. Sie hatten wieder eine Höhe erreicht, da ſagte Cäſar: „Nun ſind wir bald am Ziele; da unten im Thale fließt die Mulde und gerade über ihr iſt Chiskas Höhle.“ Als ſie noch eine Strecke bergab geritten waren, erblickte Katharina ſchiefgegenüber den hochrothen Schein eines Feuers, das die furchtbare Gegend theilweiſe abenteuerlich erleuchte. —

„Was iſt das?“ fragte ſie den Knappen ängſtlich.

„Das Feuer brennt über der Höhle auf dem Felſen; Chiska wird ihre Kräuter kochen,“ entgegnete Cäſar fröhlich und brach endlich in ein lautes Jauchzen aus, als er dem wohlbekannten Wohnplatz näher kam. Lehn führte der Weg bergabwärts; bald waren ſie im Thale und hörten das Rauſchen des Gebirgsſtroms, das erſt nur ein dumpfes Sumſen geweſen war, jetzt deutlich. Langſam ritten ſie über die Brücke, unter welcher der Fluß ſich, wie unwillig über das ihm aufgelegte Joch murrend, hindrängte. Der Feuerſchein erhellte ſchon

ſparſam den Weg und blendete ihre Augen. Noch einige Schritte an dem erreichten rechten Ufer herauf, und ſie hielten gerade unter dem Feuer. Die Flamme zeigte Katharinen eine gräßlich ſteile Höhe, die mit ſtarken himmelhohen Bäumen bewachſen und mit Steinblöcken überſäet war.

Katharinas hatte ſich eine furchtbare Angſt bemeiſtert, alle ihre Glieder zitterten und ſie erſchrak noch mehr als Cäſar trocken ſagte: „Das iſt die Teufelskluft.“ Sie erbebte vor dem entſetzlichen Namen, wie vor einem Geſpenſt. Cäſar ſtieg vom Pferde und rief mit lauter Stimme durch die ſchauerliche Nacht: „Chaire!“ daß es vielfach im Thale wiederhallte. In demſelben Augenblicke zeigten ſich einen beträchtlichen Raum tiefer unter dem Feuer eine Menge Fackeln, die ihr glänzendes Licht weit in die Finſterniß hinauswarfen. Katharina ſah durch die Baumſtämme durch, daß ſie alle aus einer Höhle kamen und erkannte bald die einzelnen Menſchengeſtalten, die hurtig die Höhe herabſprangen und nach einer Minute ſchon unten bei ihnen waren. Katharina entſetzte ſich vor den ſcheußlichen Geſichtern, welche das Fackellicht blutroth färbte, und vor der ſonderbaren, noch nie geſehenen Kleidung der Leute. Cäſar redete dieſelben in einer

fremden Sprache an; jubelnd drängten sie sich um ihn herum, ergriffen seine Hände und Rockzipfel, und drückten und küßten sie; er erwiederte ihren freundschaftlichen Empfang nur flüchtig, wandte sich dann schnell zu seiner Herrinn und hob sie vom Pferde. Einer der Tatern führte beide Gäule fort. Sechs bis acht Männer gingen nun mit den Fackeln den steilen Berg hinauf voran; Cäsar nahm Katharinen in den Arm; eben so viel folgten, und so klimmten sie langsam aufwärts. Katharinas Herz schlug hörbar wie ein Hammer in ihrer Brust; nur mit der größten Mühe vermochte sie einige Schritte zu thun; ihre Mattigkeit grenzte an Ohnmacht. Cäsar nahm sie in die Arme und trug sie kräftig eine Strecke bergauf, dann setzte er sie auf einen Felsenblock nieder.

Das Feuer malte ihre nächste Umgegend grausenhaft aus und Katharinas Phantasie dekorirte sie noch scheußlicher; wie gefallene entsetzliche Riesen streckten die Felsen ihre gewaltigen Fäuste aus, wie der Schlund der Hölle that sich die Tiefe zu ihren Füßen auf und das Getöse des schnell strömenden Flusses brauste hohl aus dem Thale herauf. Oben schienen sich die kohlschwarzen Wolkenmassen auf die Gipfel der Bäume gelegt zu haben, die unter

ihrer Laſt zuſammen zu ſtürzen drohten. Das Ganze gewährte ein Bild furchtbarer Zerſtörung von der Glut des Verderbens matt überröthet. Bis unter die Höhle war Katharina nun gelangt, da verließen ſie alle ihre Kräfte, beſinnungslos ſank ſie in die Arme ihres Knappen. Als ſie wieder zu ſich kam, lag ſie auf wollenen Decken vor dem Feuer, deſſen rothe Zungen hoch hinauf in die Nacht leckten und einen ſelbſt die Finſterniß noch übertreffenden ſchwarzen Qualm ausſpieen. Um das Feuer war wieder in einer kleinen Entfernung ein glühender Kreis gezogen und noch innerhalb deſſelben ſaß ein ſcheußliches Weib von gelber Geſichtsfarbe mit einer platt gedrückten Naſe, Runzeln und ſchlottrigen Backen. Auf ihrem Kopfe trug ſie eine funkelnde Krone, ihr ſchwarzes Haar flatterte in der Luft. Um ihre Schultern hing ein purpurrother Mantel, deſſen Säume mit Gold geſtickt waren. Sie ſaß auf einem Seſſel, der einem Throne glich, zu ihren beiden Seiten lagen zwei ungeheure ſchwarze Katzen, die mit glühenden Augen an ihr hinauf ſahen. Mit der linken Hand faßte ſie einen weißen ſtarken Stab und rührte damit in einem Keſſel, der auf einem Dreifuß in der Mitte der Flamme ſtand; in der rechten hielt ſie ein goldenes Scepter. Es war

Chiska. Dumpf murmelte ſie ihre Zauberſprüche vor ſich hin. Kein Menſch war weiter zugegen auf der Kuppel des Felſens, der jählings auf drei Seiten abſchoß und nur auf der hinteren, wo er an den Berg anlehnte, einen Zugang übrig ließ.

Katharina ſah ſtarr nach dem wunderbaren Weibe hin; ein ſie ſchüttelnder Fieberfroſt durchrieſelte alle ihre Gebeine. Ängſtlich ſah ſie ſich nach Cäſar um und erhob bebend den Oberkörper, da blickten die Katzen mit zornigen Augen nach ihr, und ſie verhielt ſich wieder ruhig. Die Angſt ſchnürte ihr faſt die Kehle zu; denn ſie meinte nicht anders, als den teufliſchen Trug der Hölle ſelbſt vor ſich zu ſehen. Chiska warf von Zeit zu Zeit etwas in den Keſſel und dann ziſchte es jedesmal und eine blaue Flamme ſchlug heraus. Im Anfange ſchäumte der Keſſel über, allmälig ſchien ſich aber die Flüßigkeit zu verkochen und zu verdichten. Katharina hatte wohl ſchon faſt eine Stunde lang mit Zittern und Bangen zugeſehen, da verſank die Flamme in ihrer Glut; der Zauberkreis leuchtete heller blau und roth. Chiska ſtand auf, wandelte dreimal um den Keſſel herum, und ſprach halb ſingend neue Zauberformeln; die Katzen ſprangen neben ihr her und erhoben ein ohrzerreißendes Geheul; dann ſchritt die

Zauberinn mit emporgehobenem Scepter auf die vor Furcht erſtarrte todtenbleiche Katharina zu, ſtellte ſich dicht vor ſie hin und ſprach: „Ich weiß, was du von mir begehrſt, deine Bitte iſt ſchon erfüllt; nur bedarf ich noch drei Tropfen deines Blutes.“

Katharina erinnerte ſich durch dieſe Worte wieder, weshalb ſie hergekommen war, doch vermochte ſie kein Wort hervor zu bringen.

„Tritt in dieſen Kreis und entblöße deinen rechten Arm!“ fuhr Chiska fort, und Katharina erhob ſich langſam, wankte bis zum Keſſel und ſtreifte ihr Gewand zurück. Chiska faßte ſie ſchnell bei der Hand und ritzte ihr mit einer ſcharfen Nadel die Haut auf. Drei Tropfen Blut quellen hervor und rannen in den Keſſel. Da kam der dunkele Saft noch einmal zum Sieden und wallte empor. Katharinen zuckte es plötzlich durch die Glieder und damit ſtellte ſich ihr Muth, ihre Beſonnenheit und alle ihre Wünſche wieder ein. Was ſie bis jetzt gethan, war nur mechaniſch geweſen. Jetzt trat ihr erſt klar vor die Seele, was ſie eigentlich wolle.

„Der Zauber iſt vollbracht; der Trank iſt gebraut. Gieb ihn dem Manne, den du dir zu eigen wünſcheſt zu koſten und nimmer kann er ſich

wieder von dir reißen. So oft er aber im Liebesrausche dir naht, befeuchte deine Lippen damit, daß er mit seinen Glutküssen von neuem das süße Gift in sich sauge. Du aber trinke jetzt einen Becher davon und dann nie wieder. Du wirst seinen Augen dann noch reizender vorkommen."

Mit diesen Worten ergriff sie eine neben dem Sessel stehende Büchse, füllte dieselbe mit einem großen hölzernen Löffel, womit sie erst gerührt, und verschloß sie mit einem Deckel, sodann schenkte sie noch einen Becher voll und reichte beides Katharinen. „Trink!" sagte sie, „die Büchse aber bewahre auf bis zur günstigen Stunde."

Muthig ergriff ihn die Rasende, setzte ihn rasch an die Lippen und leerte ihn in einem Zuge. Ein Schauder überlief sie. „Noch hab ich einen Wunsch an dich," wandte sie sich dann an Chiska. „Es ist mir nicht genug den Herzog für mich zu gewinnen, ich will auch die verderben, die er mir vorzieht. Niemand darf mehr Gewalt über ihn haben, als ich. Er liebt jetzt ein anderes Weib; lehre mich den Zauber, daß ich ihre Schönheit zerstöre!"

Da erhoben die Katzen ein fürchterliches Geschrei, die Glut schlug noch einmal zur hohen Flamme an, welche nach Katharinen langte, dann plötz-

lich mit dem ganzen Feuer verlöſchte, ſo daß auch nicht ein Funke mehr zu ſehen war. Dichte Finſterniß umhüllte Katharinas Auge, die Katzen ſchwiegen; Alles ringsum war grabſtill; nur von unten herauf drang des Waſſers fernes Rauſchen und der Wind bewegte die knarrenden Gipfel der Bäume. Katharina wäre vor Entſetzen faſt wieder zu Boden geſtürzt. Bald umfingen ſie ein Paar Arme und Cäſars Stimme flüſterte: „Folgt mir; ich will euch leiten.“ Sein feuriger Kuß erwärmte ihre bebenden Lippen. Sie mehr tragend als führend, brachte er ſie bergabwärts, bis der Lichtſchimmer ihr den Eingang in die Höhle kund that. Auf Felſenſtufen kletterte er hinauf und zog ſie nach. Der innere Raum war nicht breit, kaum daß drei Menſchen neben einander ſtehen konnten, auch war der Boden auf der rechten Seite höher; die Tiefe ſchien beträchtlich zu ſein; denn Katharina konnte das Ende nicht ſehen, doch einige Schritte weiter vermochte Niemand aufrecht zu ſtehen, ſo niedrig war der Durchgang. Vorne an lagen eine Art Polſter und daneben ſtand ein frugales Mahl. Brennende Kiehnfackeln ſteckten am Eingang in den Felſenriſſen. Ein Tatar war nicht zu ſehen. Katharina konnte nur ſehr wenig genießen; eine große Müdigkeit drückte ihr die Augen zu.

Deshalb brachte ſie Cäſar wieder herab und in die Hütte zwiſchen den Felſen, in der Moſen und Eſtrella ſonſt ſo glücklich geweſen waren. Dort war auch ihnen das Lager gebettet. Cäſar ſchlief an ihrer Seite.

In der Frühe des Morgens ſtiegen ſie die ſteile Höhe wieder herab, fanden im Wege ihre Pferde angebunden, die ſie ſchweigend beſtiegen, und ſchnell den Rückweg antraten.

Das düſtere Loos war gefallen; ſie hatte an die Pforte der Geiſterwelt geklopft und alle die böſen drängten ſich ihr zu dienen.

Unmäßiges Verlangen ließ ihr von dieſer Stunde an keine Ruhe mehr. Heimlich brach ſie nach einigen Wochen auf und eilte nach Roßla, um hier dem auserleſenen Opfer aufzulauern und ihm bei der erſten Gelegenheit das zehrende Feuer in die Adern zu gießen. Aber mit Schrecken bemerkte ſie hier, daß Apel Witzthum ſich kalt von ihr zurückzog; was davon die Urſch ſei, konnte ſie nicht errathen, doch vermuthete ſie, daß der ſchlaue Graukopf ſtets nur der Geliebten des Herzogs huldige. Dieſes feuerte ihre Begierde immer mehr an, das Werk bald auszuführen, zagend erwartete ſie den Erfolg. Jetzt galt der Wüthenden Alles gleich, wie

ſie wählte das grauſamſte Mittel, alle ſeine Sinne in den furchtbarſten Aufruhr zu bringen.

Niemand als ihrer Schweſter Familie und Apel Witthum waren von ihrer Anweſenheit unterrichtet; daß dieſe verſchwiegen waren, wußte ſie; ſie ſelbſt lebte in der größten Eingezogenheit und ging nur dicht verſchleiert aus. Cäſar aber verfolgte den Herzog ſtets als Spion, doch faſt jedesmal in einer anderen Geſtalt. Von ihm erfuhr Katharina, daß derſelbe oft in ein Gehölz auf die Jagd reite, welches dicht an der Ilm, nicht weit von Roßla lag. Als nun der Sommer anfing heiß zu werden, ritt ſie an einem Morgen nach jenem Haine. Sie hatte ausgekundſchaftet, daß Wilhelm heute mit einem kleinen Gefolge hier jagen werde. Labende Erfriſchungen führte ſie bei ſich, aber alle waren mit dem unſeligen Safte geſchwängert. Am Ziele ihres Ritts ſuchte ſie ſich ein verſtecktes Plätzchen aus, wo der klare Fluß in den Wald bog und am andern Ufer die Ausſicht auf das freie Feld gewährte. Der Ort war traulich und wie zur Liebe geſchaffen. Nun ſtreifte ſie die Kleider von den üppigen Gliedern und ſtand in der reizendſten Schönheit wie die Venus da, als ſie den Wellen entſtieg. Erſt ließ ſie die warme Sommerluft um

ihre Formen kühlen und spiegelte dieselben in der klaren Wasserfläche ab; dann schlüpfte sie unter einen kostbaren Teppich, der am Boden ausgebreitet lag, und erwartete sehnsüchtig, daß Cäsar ihr die Ankunft des Herzogs melden sollte. Das verabredete Zeichen wurde gegeben und sie tauchte in die klare Fluth hinab; plätschernd spielte sie mit den Wellchen in der waldbegrenzten Bucht. Entzückt, solch holdes Gebild in ihren feuchten Armen zu halten, tanzten sie um die Reizende herum, hüpften ihr an den brennenden Busen, küßten ihr Mund, Wangen und Stirn und kühlten mitleidig die Glut ihrer Glieder.

Herzog Wilhelm ritt ohnweit des Flusses hin, nur von einigen Dienern gefolgt, die von Cäsar bestochen waren. Einer davon machte den Herzog auf das leise Plätschern in den Wellen aufmerksam, und dieser lenkte sein Pferd nach dem Ufer. Aber er vermochte nicht durch das Gebüsch zu dringen; deshalb saß er ab, schlich durch das dichte Laubwerk, bog die Zweige aus einander und erblickte staunend die Fülle aller Reize. Sein Auge verschlang sie immer von neuem, starr haftete es an der Alabasterfrische der zarten Glieder und doch erkannte

er Katharinen nicht. Zuletzt dunkelte es vor seinen Augen, er wußte von sich selbst nichts mehr.

Endlich stieg sie mit höchster Anmuth aus dem Bade; sie hatte den lauschenden Herzog wohl bemerkt. Mit den Händen streifte sie die triefenden schwarzen Haare ab, trocknete sie mit der Decke, wand sie wieder in Flechten und heftete sie mit der Nadel über den Scheitel. Dann erging sie sich eine Weile im warmen Sonnenschein, warf zuletzt die kurzen Gewänder über, und setzte sich auf das schwellende Grün des Rasens, um sich an Speise und Trank zu erquicken. Jetzt wußte der Herzog wer die Schöne war, rasch eilte er zurück, bestieg sein Roß und setzte in einiger Entfernung von Katharinen über den Fluß. Bald war er bei ihr; sie schien überrascht, verlegen. Aber freudig schloß er sie sogleich in die Arme, überhäufte sie mit Liebkosungen und gestand ihr ohne Umstände, daß er sie im Bade belauscht. Sie that böse und machte ihm Vorwürfe; aber er küßte ihr die schmählenden Worte von den Lippen weg. Durch seine stürmische Zärtlichkeit schien sie besänftigt und lud ihn ein, an ihrem Mahle Theil zu nehmen. Gierig aß er jeden Bissen aus ihrer Hand; der dunkelrothe inhaltschwere Wein schäumte im dargebotenen Be-

ther; er leerte ihn und — war auf ewig der Buhlerinn verfallen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn zu ihr, sie kam ihm so reizend vor, daß er nicht begriff, wie er sie einen Augenblick habe außer Acht lassen können. Aber je ungezügelter das Feuer seiner Leidenschaft wuchs, je kälter wurde sie gegen ihn. Mit Hohn erwiederte sie seine Geständnisse und Schwüre, und gab ihm bittere Vorwürfe über seine Treulosigkeit auf Schmeicheleien zurück. Je mehr er bat, je härter wurde sie und erlaubte ihm nicht die kleinsten Liebkosungen mehr. Einen Augenblick empört über diese kalte besonnene Quälerei wollte er sich entfernen, aber er vermochte nur wenig Schritte zu thun, denn wie mit Ketten zog es ihn zu ihr zurück. Triumphirend sah Katharina die herrliche Wirkung des Zaubers; sie rief ihren Knappen, ließ die Pferde vorführen und empfahl sich dem Herzog spöttisch. Da hielt er sie wie ein Rasender fest, umklammette ihre Knie, bat und flehte; sie blieb unerschütterlich.

„Ihr kennt ja den Ort recht wohl," sagte sie mit Hohn, „wohin mich eure zärtliche Liebe verbannt hat; ich kehre heute noch dahin zurück; denn nur auf wenig Tage besuchte ich meinen Geburtsort. Iſt nun eure Liebe wirklich so heiß, wie euch mir

vorzusagen beliebt, so werdet ihr ja wohl den Weg dorthin nicht verlernt haben; ihr wußtet ihn ja vorigen Herbst recht gut."

„Ich gehe mit dir!" rief Wilhelm. „Sogleich begleit ich dich, wenn du mir dort nicht so grausam wie hier die Erfüllung meiner heißesten Wünsche verweigerst!"

„Versprechen kann ich euch nichts, Wilhelm; ihr selbst habt mich vorsichtig gemacht. Ein Weib darf gegen den Geliebten nie zu freigebig mit ihrer Gunst sein."

„Du marterst mich an einem langsamen Feuer."

„Herzog, du hast mich noch mehr gemartert; ich war schwach gegen dich; ich gestand dir im Taumel der Leidenschaft meine glühende Liebe, und du konntest gehen, nicht wieder zu der Schmachtenden zurückkehren und mich der fürchterlichsten Verzweiflung überlassen? Ein wunderbarer Zufall giebt mir heute die Rache in die Hand."

„Du bist furchtbar, Katharina, und doch unendlich liebenswürdig. Ich kann deinen Reizen nicht widerstehen, und bald komm ich dir nach, um dich zurückzuführen in meines Hofes Nähe."

Die Schlaue entzog sich seiner Heftigkeit und reiste froh über den gelungenen Plan nach Coburg.

Dort hatte ſie kaum einige Tage verweilt, als auch der Herzog ſchon da war und mit ſolcher Gewalt in ſie ſtürmte, daß ſie ihm zu folgen ſich endlich entſchloß. Heimlich und in der Nacht führte er ſie auf eins ſeiner Luſtſchlöſſer in der Umgegend Weimars. Ihr Aufenthalt blieb über ein Jahr tiefes Geheimniß; denn den wenigen Dienern, die um ſie waren, hatte der Herzog bei Todesſtrafe Stillſchweigen auferlegt. Im Dunkel der Nacht trug ihn ſein flüchtiges Roß dahin und er ſog jedesmal von ihren Lippen den Zauber ſtärker und feſter. "Gegen ſeine Gemahlinn fuhr er fort Zuneigung zu heucheln; die fromme Unſchuld ahnete keinen Betrug und war glücklich durch die ſparſamen Beweiſe ſeiner Liebe.

Im folgenden Jahre wurde Kunz von Kauffung aus seiner brütenden Schwermuth gerissen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte nämlich der freien reichen Stadt Nürnberg öffentlichen Schimpf angethan und sie so schlimm behandelt, daß eine Fehde daraus entstand. Albrecht forderte die Nürnberger zum Kampfe auf und diese schlugen denselben nicht aus. Da ihnen aber ein guter Führer und Feldoberster fehlte, so fielen sie auf den tapfern Kauffung, dessen Ruhm weit und breit bekannt war. Die Stadt schickte demnach eine förmliche Gesandtschaft an ihn und ließ ihm die Stelle mit einem sehr reichen Solde anbieten. Kunz besann sich nicht lange; es war ihm ja dieses eine höchst erwünschte Gelegenheit, aus dem ihm verhaßten unthätigen Leben und von dem Hofe zu kommen, wo er beim rechten Lichte betrachtet doch nicht viel galt. In Kampf und Schlacht hoffte er die Zufriedenheit seines Herzens wieder zu finden, die er in der Ruhe vergeblich suchte. Er gab den Nürnbergern sein Wort und legte mit Genehmigung des Churfürsten seine Stelle als Hofmarschall und Schloßhauptmann

zu Altenburg nieder in die Hand seines Schwagers Hildebrand. Friedrich sah die Fehde gegen den Markgrafen Albrecht im Herzen nicht ungern; denn dieser war nicht sein Mann, weil er immer seinem Bruder Wilhelm angehangen hatte. So sehr auch Anna sich über diesen Schritt ihres Gemahls grämte, der ihn vielleicht auf immer gänzlich vom Hofe entfernte, so sah sie doch ein, daß derselbe für seinen Geist zuträglich ja nothwendig war. Kunz versammelte das Häuflein seiner getreuen Anhänger um sich, unter ihnen war auch Wilhelm von Mosen.

Durch einige hundert Knechte verstärkt, zogen sie vereint von der Burg Kauffung aus hinauf nach dem Erzgebirge zu. Bald kamen sie in die Gegend, welche für Mosen so traurige Erinnerungen hatte. Als sie beim Schlosse Stein vorüber ritten und das Muldethal nun links liegen ließen, trat ihnen plötzlich Neko in den Weg.

„Wollt ihr mir einen Augenblick Gehör geben, Ritter Kunz und Ritter Mosen, so steigt von euren Pferden und folgt mir einige Schritt weit in den Wald. Ich habe euch etwas Wichtiges zu entdecken.“ So redete er die Beiden an, und sie folgten auf seine Mittheilung begierig. Als sie eine kleine Strecke gegangen waren, trat ein dichtver-

ſchleiertes Weib hinter einem Gebüſch hervor. Haſtig eilte ſie auf die Ritter zu, ſchlug den Schleier zurück und breitete die Arme aus.

„Eſtrella!“ rief Moſen außer ſich und Beide lagen Bruſt an Bruſt. Indeß ſie ſtumm das Entzücken des Wiederſehens feierten, wandte ſich Neko zu Kunzen.

„Was haſt du für den Herzog Sigismund beſchloſſen?“ fragte er mit geſpanntem Tone.

„Ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen,“ erwiederte Kunz mürriſch.

„Ritter,“ fuhr Neko warnend fort, „ich möchte dir rathen, ſein Geſuch nicht ſo kalt abzuweiſen. Er würde dankbarer gegen dich ſein, wie ſeine Brüder. Wer weiß, was von dieſen dir noch bevorſteht! Die Rechte auf ſein Erbtheil kann ihm Niemand ſtreitig machen; du biſt ein gerechter Mann und vermagſt viel. Die Nürnberger werden dir treu anhängen, der ganze böhmiſche Adel unterwirft ſich deinem Befehl, Georg Podjebrad bietet dir die Hand, wenn du kräftig auftrittſt, des Herzogs billige Anſprüche zu verfechten und ihre Erfüllung von ſeinen Brüdern verlangſt.“

„Laß mich, Alter, ich bin des Churfürſten Unterthan und kenne meine Pflicht.“

„Auch für deinen Freund Moſen haſt du Pflichten. Und Eſtrella kann nie ſein Weib werden, wenn nicht Sigismund regierender Herr iſt. Er wird ihr den Adelſtand verleihen, ſie läßt ſich taufen und die Liebenden ſind vereint. Die andern Brüder werden das nimmermehr thun.“

Nach dieſen Worten rief er den unter Eſtrellas zärtlichen Liebkoſungen ſich ganz vergeſſenden Moſen herbei und entdeckte ihm unter welchen Bedingungen das Mädchen ewig ſein werden ſolle.

Moſen ſtand in trunkener Begeiſterung der Liebe keinen Augenblick an, Alles zuzuſagen und beſtürmte Kunzen, ebenfalls ſein Wort zu geben.

„Ihr wißt in eurem jetzigen Zuſtande nicht, was ihr fordert,“ ſagte Kunz.

„Glaub mir,“ entgegnete Neko, „er ſieht jetzt heller, als du. Nur in ſolchem begeiſterten Rauſche öffnet ſich auf Augenblicke das Thor der Zukunft dem menſchlichen Geiſt und ein Lichtblick deſſelben fällt in ihr Dunkel. Kunz, ſtoß dein Glück nicht mit Füßen von dir! Aber handle raſch und entſchloſſen, ſonſt verfliegt die günſtige Minute und dein eigenes Verderben folgt ihr auf den Fuß.“

Kunz zauderte. „Wenn dieſe Fehde beendigt iſt, ſollſt du meinen Entſchluß erfahren,“ ſagte er endlich.

„So trennt euch!“ sagte Neko ärgerlich zu den Liebenden. „Ritter Kunz scheint eben seine Freude nicht an den Ergüssen eurer Zärtlichkeit zu sehen. Von ihm hängt euer Schicksal ab.“

Bestürzt vernahmen sie diese Worte, flüsterten sich das Versprechen einer baldigen Zusammenkunft zu und schieden von einander.

Tief in sich gekehrt zogen die Ritter über das Gebirge nach ihrem Ziele zu. In Nürnberg fanden sie das Heer schon gerüstet; Kunz war bald mit der völligen Einrichtung desselben fertig und zog aus, dem Markgrafen entgegen. Sie trafen zusammen und Kunz focht mit solcher Tapferkeit und leitete sein Heer mit so vortrefflicher Umsicht, daß der Markgraf nicht nur geschlagen, sondern sogar gefangen genommen wurde. Albrecht zahlte Kunzen ein bedeutendes Lösegeld und gab den Nürnbergern das Versprechen, die Fehde ruhen zu lassen. Noch ehe der ganze Sommer vorüber war, waren die Händel schon beigelegt.

Wilhelm von Mosen hatte seinen Freund immer dringender bearbeitet, sich des Herzogs Sigismund anzunehmen und dadurch sein Glück befördern zu helfen. Kunzen leuchteten die Vortheile selbst ein, welche ihm das Unternehmen, wenn es glück-

lich zum Ziel geführt würde, bringen müsse, er fühlte sich auch sehr geneigt die Ansprüche des Herzogs auf den dritten Theil der Länder für billig und gerecht zu halten, aber er war auch nicht blind gegen die ungeheuren Schwierigkeiten, die mit der Ausführung verknüpft waren, und er berechnete wohl, daß er unwiederbringlich verloren sei, wenn er an ihnen scheitern sollte. Noch stand er beim Churfürsten, wie beim Herzog Wilhelm in Gunst, ein Zufall konnte die jetzige Lage der Dinge anders gestalten, und er sah seine früheren Plane in die Wirklichkeit treten; schon zeigte sich zwischen den Brüdern wieder ein gespanntes, höchst bedenkliches Verhältniß; ein neuer Sturm stand bevor, denn der ganze Horizont war umwölkt; in ihm konnte Kunz vielleicht Meister des Steuers werden. War er aber gegen beide Fürsten feindlich aufgestanden, dann war ihm jener Weg versperrt. Verhielt er sich aber noch einige Zeit ruhig und wartete ab, wie die Würfel fallen würden, und trat unterdessen nur mit Sigismund in geheime Unterhandlungen, so blieben ihm beide Wege offen. Dieses waren seine Ansichten; er theilte sie Mosen mit, indem er sich keineswegs für ungeneigt erklärte, der Sache des Herzogs Sigismund beizutreten, nur müßten sie so geheim als möglich sich

verstärken und noch eine geraume Zeit ruhig verhalten. Hätten sie in einem Jahre ein ansehnliches Heer beisammen, so wollten sie die Burg Rochlitz einnehmen, Sigismund befreien, seine Landesportion erobern und ihn auf den Thron setzen. Mosen war mit dieser Erklärung hinlänglich zufrieden und eilte damit zu Estrellen, indeß Kunz zu seinem Weibe nach Kauffung zurückkehrte.

„Es ist gut, daß du kommst," sagte das schöne braune Mädchen nach den ersten Küssen; „Chiska hat schon lange sehnsüchtig nach dir gefragt. Sie liegt krank darnieder und wir befürchten Alle, daß das Ende ihrer Tage gekommen ist, um so mehr, da sie selbst mit großer Überzeugung davon spricht."

„Was wist du aber beginnen, wenn die Alte stirbt?"

„Neko hat es dir ja schon gesagt. Du wirst doch seinen Plan unterstützen? Er weiß im Voraus, daß denselben ein glücklicher Erfolg krönt, wenn ihr mit Beharrlichkeit daran arbeitet; denn er thut nichts ohne die reifste Überlegung und den günstigen Ausspruch der Orakel. Auch glaub ich, Chiska wird dir über unsere Zukunft noch Manches sagen und deshalb begehrt sie nach dir."

„Kunz von Kauffung hat eingewilligt, und ſchon bricht die Morgenröthe meines künftiges Glükkes an.“

Arm in Arm erſtiegen ſie den Mehltheuer und wandten ſich nach der Höhle. Ein Tater ſtand Schildwache davor und und winkte ihnen ruhig zu ſein.

„Melde Chiska, daß der Ritter angekommen iſt,“ ſagte Eſtrella zu ihm, „und frage ſie, wann ſie ihn zu ſprechen begehre.“

„Dieſe Nacht in der Mitternachtsſtunde ſollt ihr beide kommen,“ berichtete dieſer nach einer Weile zurückkehrend, und Moſen wunderte ſich über die ungewohnte Zeit der Unterhaltung. Er ſuchte nun Neko in einer der wüſten Hütten auf, und machte ihn mit Kunzens Entſchluſſe bekannt. Der Tater war ſehr einſilbig, düſter und in ſich verſchloſſen und ſchien an der Nachricht gar keinen Antheil zu nehmen. Wie ein Heer finſterer unglückſchwangerer Geheimniſſe lag es in ſeinem Geſicht, ſein Auge blickte trübe und melancholiſch, ſein graues Haar war verwirrt und der Bart zerzauſt. Ohne weiter mit Moſen zu ſprechen, ſah er wieder ſchwermüthig in ein großes mit wunderbaren Charakteren bemaltes Buch, welches vor ihm aufgeſchlagen lag.

Wilhelm entfernte ſich über dieſen Empfang betreten, und theilte ſeine Befremdung Eſtrellen mit.

„Er iſt traurig über Chiskas Tod, deſſen baldiges Eintreten er wohl weiß," entgegnete das Mädchen, ihren Geliebten beruhigend. „Beide ſind faſt ihr ganzes Leben hindurch auf das Engſte mit einander verbunden geweſen."

Im trauten Zwiegeſpräch und den zärtlichen Äußerungen ihrer Liebe war alles Andere bald wieder vergeſſen. In ihrer Hütte ſaßen ſie beiſammen und Eſtrella erzählte von der Zeit ihrer Trennung.

„Zwei Ritter führten mich auf das Schloß Hartenſtein; dort war Alles ſchon auf meine Ankunft vorbereitet. Ich erhielt ein eigenes Zimmer und andere reiche Kleider, ſo wie ſie nur eure vornehmſten Ritterfrauen tragen, zwei Zofen waren zu meiner Bedienung da. Als der Graf von Schönburg zu mir hereintrat, fiel mir ſogleich bei, daß dieſe meine Entführung wohl die Folge jenes Abends ſein möchte, wo er uns beim Schloſſe Stein überraſchte und ich vermuthete nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß mein Äußeres unreine Wünſche in ihm rege gemacht habe; und zugleich nahm ich mir vor, lieber zu ſterben, als dir untreu zu werden. Aber ich hatte mich geirrt. Mit der größten Zucht und Ar-

tigkeit eröffnete mir der Graf, daß ich nicht auf seinen Befehl hierher gebracht worden sei, sondern er nur einem Andern gehorchend, mir diese Freistatt eingeräumt habe. Übrigens würde Niemand wagen meiner Weiblichkeit zu nahe zu treten; auch sei meine Freiheit nur in so fern beschränkt, daß ich bis zu einer gewissen Zeit das Schloß nicht verlassen und keine Boten an Jemanden schicken dürfe. Mit seiner edlen Gemahlinn und ihm speiste ich täglich an einem Tisch und wurde von allen Einwohnern des Schlosses mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Es war natürlich, daß ich dadurch mit der Familie in ein gewisses freundschaftliches Verhältniß trat, was mir die fürchterlichen Schmerzen, die ich über die Trennung von dir empfand, etwas milderte; aber auf wessen Verordnung ich dorthin gebracht worden sei, erfuhr ich niemals, so oft ich auch darnach forschte, ich vermuthe nur, daß Neko und Chiska selbst mit im Spiele waren, zu welchem Zweck aber kann ich nicht errathen.

Einst kehrte der Herzog Wilhelm von Thüringen bei uns ein. Bis jetzt weiß ich nicht, ob sein Besuch Zufall oder Plan war. Ich merkte nämlich nur zu bald, daß er Absichten auf mich hatte. Nach einigen Tagen schon scheute er sich

nicht, mir dieſelben mit klaren Worten zu enthüllen und nun ſetzte er mir ſo zu, verfolgte mich auf jedem Schritt, und beſchwor mich, ſo oft ich nicht vermeiden konnte, mit ihm allein zu ſein, mit ſolcher Hitze, ihn zu erhören, daß ich mich nicht mehr ſicher vor ihm glaubte, mich der Gräfinn entdeckte und ſie um ihren Schutz anrief. Es wurde augenblicklich dafür geſorgt, daß der Herzog nie mehr mit mir allein war. Er verließ uns, wie es ſchien, über dieſe Maßregel empfindlich, aber ſie hielt ihn nicht ab, bald wieder zu kommen. Neue Drangſale waren mein Loos. Und ſo wurden ſeine Beſuche immer häufiger, von denen es offenbar war, daß ſie nur mir galten. Den Tod wünſchte ich mir zuletzt lieber, als länger die Angriffe dieſes fürſtlichen Herrn erdulden zu müſſen; denn meine Angſt wurde dadurch vermehrt, daß ich zu bemerken glaubte, er habe den Grafen auf ſeine Seite gebracht und dieſer ſeiner Gemahlinn verboten, dem Herzog nicht mehr entgegen zu handeln. Meine Thränen floſſen faſt unaufhörlich; da erſchien eines Tages in der höchſten Noth Neko in meinem Zimmer und bedeutete mich, daß ich von der gräflichen Familie und meiner Bedienung Abſchied nehmen möchte. Ich that's; dem Grafen ſchien mein Scheiden nicht ge-

legen zu ſein, doch hinderte er es nicht. Nun mußte ich meine früheren Kleider wieder anlegen, dann nahm mich Neko an der Hand und führte mich ſchweigend wieder hierher in unſere Höhle."

Das liebende Mädchen, froh, den Geliebten wieder umfangen zu können, plauderte noch lange fort, der Ritter aber war, von der Reiſe und der Schwüle des Tages ermüdet, in ihren Armen eingeſchlummert. Unterdeſſen hatte ſich ein Gewitter am Himmel zuſammengezogen; ſchwarze Wolken thürmten ſich drohend übereinander und der Donner rollte ſchon fern. Allmälig kam es näher und die ungeheure Wolkenmaſſe ſenkte ſich zwiſchen die Berge in der Nähe der Höhle in's Muldethal herab. Die Blitze zitterten ſchneller und raſcher auf einander folgend, bis der Himmel zuletzt faſt ein Feuermeer zu ſein ſchien, das nur auf Augenblicke von Finſterniß umhüllt ſei. Der Donner rollte nur mäßig im Thale. Aber plötzlich fiel ein ſo entſetzlicher Schlag, als ob die Grundfeſten der Erde durch ihn erſchüttert werden ſollten. Wilhelm fuhr erſchreckt aus dem Schlafe auf; Eſtrella bebte. Eine Todtenſtille folgte; da rief der Wache haltende Tater ihren Namen und verkündete, daß die Mitternachtsſtunde eingetreten ſei. Noch halb ſchlaftrunken folgte Moſen ſeiner

Geliebten nach durch das Geſtein und die wilden Büſche bis zur Höhle. In der großen Hütte auf dem Felſen derſelben waren alle Tatern verſammelt; Jeder hielt zwei Fackeln in den Händen. In dem Kreis, den ſie geſchloſſen hatten, ſaß Chiska in ihrem königlichen Schmuck, das Haupt hatte ſie an Neko gelehnt, der zerknirſcht neben ihr ſtand. Der Sturmwind warf die Lichter hin und her und trieb des Greiſes Haare in die Höhe, daß es ſchauerlich ausſah. Als Moſen und Eſtrella ſich nahten, rief er ihnen zu: „Tretet in den Kreis herein vor die, welche an deiner Mutter Statt und in ihrem Schmucke hier ſitzt, Eſtrella!“ Sie gehorchten.

„Der Alles beherrſchende Erdgeiſt hat mir gerufen,“ begann Chiska mit matter hohlklingender Stimme. „Ich ſoll zurückkehren in das Weſen der Natur, aus dem wir entſtanden ſind. Die verhängnißvolle Stunde für mich iſt gekommen; ich werde die Sonne nicht wieder leuchten ſehen. Der Wächter auf der Zinne hat meine beſſeren Sterne ſchon aufgehen geſehen. Es drängt mich, eh ich von euch ſcheide, noch zu einem Worte an dich, Eſtrella, und an deinen Geliebten, und zu einem an euch Alle. Als deine Mutter in meinen Armen verſchied und dich, den einzigen Sproß unſeres ſonſt ſo mächtigen

großen Königsgeschlechtes, mir anvertrauend zurückließ, da legte sie die königliche Gewalt bis zu deiner Mündigkeit mir in die Hände. Ich muß sie heute, von einem Stärkeren abgerufen, niederlegen. Du hast das rechte Alter und ich frage dich, im Angesicht dieser Versammlung, willst du ferner die Beherrscherinn dieser Leute sein?"

„Ich leiste Verzicht darauf!" antwortete Estrella gerührt.

„Dieses Wort hab ich von dir erwartet. Du wirst unseren Göttern untreu werden und Niemand hat Macht dich daran zu hindern. Ich versprach deiner sterbenden Mutter, dich nie einzuweihen in die Geheimnisse der Natur, deren Kenntniß sonst stets das Eigenthum Aller aus dem Herrschergeschlecht war; mein Wort hab ich gehalten und mit mir geht die hohe Kunst unter. Es ist kein Glück für den Sterblichen, sie zu kennen. Ich versprach ihr ferner, dich nie zu beschränken in der Wahl eines Gatten. Du hast gewählt ohne unser Wissen, ohne unsern Willen, ohne unsere Zustimmung. Ritter, den ich den glücklichsten Erdensohn nennen möchte, dir ward unser reichstes Kleinod zu Theil. Mit dem Ring, den sie dir schenkte, ohne seinen Werth und seine Kräfte zu kennen, ist sie dein Weib geworden

und hat ſich dir ewig und unzertrennlich vermählt. Es bedürfte weiter keiner Formel, doch die verlangt dein Glaube. Und eh' du dieſe Formel vollziehſt, mußt du aller Bande ledig ſein, die dich an dein Vaterland feſſeln. Dieſe Zeit wird kommen, drum ſchwört mir jetzt euch der Welt nicht früher als Gatten kund zu thun." Blitze und Donnermurmeln hatten ihre Rede begleitet.

„Wir ſchwören!" ſagten die Liebenden feierlich. Ein gräßlicher Donnerſchlag folgte.

Und ſich nun an die Andern wendend; fuhr Chiska fort: „Eſtrella iſt nicht mehr eure Königinn, ſie iſt die letzte des Stamms und Niemand anders darf die Würde bekleiden. Sie geht unter und mit ihr die Gabe der Weihſagung und die gewaltige Herrſchaft über die Kräfte der Natur. Ich entbind euch eures Gehorſams; Neko bleibt euer Freund."

„Chiska," fiel ihr Neko in's Wort, „mache ihnen keine eitle Hoffnungen. Des Todes Liebeskuß auf deine Augen haben ſie der Zukunft mehr als je geöffnet. Du weißt es, daß ich dir nach bald hinabſteigen werde. Ich kann nicht lange ihr Freund und Führer ſein."

„So iſt es," ſagte Chiska ſichtlich ſchwächer. „Ihr werdet bald allein ſtehen und euch zerſtreuen.

Die Säulen stürzen, der Tempel fällt zusammen — —." Noch furchtbareres Donnerbrüllen verschlang ihre Rede. Die Blitze zuckten nahe am Kreise hin. Ihr Auge brach, ihr Kopf sank an Nekos Brust. Alle meinten, sie habe vollendet und eine feierliche Stille herrschte im Kreise. Da erhob sie sich plötzlich wieder kräftig und stolz. Mit niegeschautem Glanze leuchteten die Augen, ihr sonst verzerrtes Gesicht gewann edlere Züge, ihr Körper eine majestätische Haltung. „Folgt mir!" rief sie mit erhobener Stimme. „Das Leben gehört dem Wasser und der Stoff dem Feuer." Der Sturm heulte zu den Worten seine Melodie.

Mit Erstaunen und scheuer Ehrfurcht schwangen die Tatern die Fackeln über ihrem Haupte; furchtbar ernst starrte ihr Blick hinaus in die blitzerhellte Nacht. Der Purpurmantel und die langen schwarzen Haare flatterten weithin von der Windsbraut gepeitscht. Immer entsetzlicher tobte das Wetter. Und zwischen den Fackelträgern schritt die Seherinn den Berg hinab bis zum tiefen schwarzen Wasserkessel, aus dem es dumpf herauf murmelte wie ein Sterbelied. Chiska trat an das hohe Ufer, Strahlen schossen aus ihren Augen, den Blitzen ähnlich, die sie umzuckten; ihre ganze Gestalt glänzte.

Rasch hob sie beide Arme empor und rief mit einer Stimme, die weit des Sturmes Geheul übertraf: „Der Schleier ist ganz gefallen; ich seh sie wandern auf hochmastigen Schiffen über die Flächen des ausgedehnten Meeres immer nach Westen. Dort thut sich eine neue ungeheure Welt auf; ihre Kinder trinken noch an den Brüsten der Natur. Der Wahn kommt und die eitle Weisheit über das Meer geschwommen und stößt den Mordstahl in die unschuldige Brust und das Weltmeer ist roth vom Blut und der Himmel umwölkt von seinem Dampfe.

Aber der Wahn muß sinken, die Thore brechen ein, es wird Licht, schon tagt der Morgen. Ich seh den Schwan mit dem Silbergefieder, der der Welt die fromme Weisheit bringt. Die Natur verschleußt ihren Mund auf ewig. Losgerungen von ihr wird der Mensch ihr Gebieter. Im blutigen Kampfe wird das Kind mündig. Ströme Bluts seh ich rinnen, aber das wahre Leben blüht aus dem damit getränkten Boden hervor. — Ich seh den uralten Kaiserthron stürzen und ein fremdes Geschlecht pflanzt den bedeutungsvollen halben Mond auf die Zinnen der Burg. — Ich seh diese Berge sich öffnen, die reichste Silberader springt aus ihnen hervor; neue Städte erheben sich aus die-

ser Wildniß, und ehe hundert Jahre vorüber sind, ist Alles umgewandelt. — Ich sehe die Völker erwachen und sich rüstig regen, — Erd und Meer wimmelt von Menschen — die Welt verjüngt sich — Unser Reich ist aus — Mächtiger Geist ich komme!" Und vom hervorragenden Ufer schwang sie sich hinab in den Kessel der Gewässer. Die Fluth theilte sich jauchzend und schlug dann hoch über ihr zusammen. Ein Blitz, wie noch keiner, fiel gleich einem Feuerregen auf den schäumenden Fluß herab, mit ihm ertönte wieder ein Donnerschlag, der alle Ohren taub zu machen und die Berge zusammen zu rütteln schien. Dann war das Gewitter vorüber.

„Die Mitternachtstunde ist vorbei," sagte Neko kalt; „legt euch zur Ruhe!" und weckte mit diesen Worten Wilhelm von Mosen aus seinem gedankenlosen Hinstarren. Ein Schauder überlief ihn und fast zaghaft ergriff er Estrellas warme Hand.

„Entfernt euch Alle!" rief Neko noch einmal, und gehorsam seinem Worte erklimmte der Fackelzug den Berg. Der Meister blieb allein zurück in der geheimnißvollen Nacht. Mosen und Estrella gingen in ihre Hütte. Mit der Frühe des Morgens

ſtand Neko vor ihnen. Tiefer Gram hatte ſein Geſicht gefurcht.

„Hier haſt du Briefe vom Herzog Sigismund an die böhmiſchen Großen," ſagte er zum Ritter. „Eile dein Glück zu verfolgen; denn die Zeit iſt koſtbarer, als du glaubſt. Ohne Kunz von Kauffung wirſt du jedoch nicht das Hauptwerk ausrichten. Verſuche dein Möglichſtes!"

Wilhelm brach auf, und ritt noch an demſelben Tage nach Böhmen hinüber, von Eſtrellas Segenswünſchen begleitet. Alle Ritter, an die er Briefe hatte, oder ſich mündlich wandte, waren ſogleich bereit den Plan mit auszuführen und nach einigen Monaten fingen ſie ſchon an, ſich gegen den Churfürſten zu rüſten. Mit dem Frühling des folgenden Jahres wollten ſie in das Meißner Land einbrechen. Von dieſem ſchnellen Entſchluß wurde Kunz von Kauffung erſt lange nachher unterrichtet, als es ſchon zu ſpät war, ſolch tolles Beginnen zu verhindern.

Der alte Graf Günther hatte, von ſeinen Schwiegerſöhnen bewegt, um ſeinen jungen Vetter mit einem Schlage aller Hoffnung zu berauben, das Schloß Schwarzburg und die Stadt Königsſee mit allem ihren Zubehör an den Churfürſten verkauft, und dieſer ihm das Schloß Tharand und das Städtchen Dippoldiswalde in Meißen auf ſeine Lebenszeit abgetreten. Schwarzburg wurde mit churfürſtlichen Leuten beſetzt. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg ſuchte ſich nun auf alle Weiſe zu verſtärken. Nicht nur, daß er den Herzog Wilhelm um den verſprochenen Beiſtand anrief, auch den Herzog Otto von Braunſchweig und den gefürſteten Grafen Wilhelm von Henneberg wußte er zu einem Bündniß zu bewegen. Jeder dieſer drei Fürſten überſandte dem Grafen Günther einen Fehdebrief. Obgleich der Churfürſt nicht darin genannt war, ſo war er doch damit gemeint; denn Günther handelte ja unter ſeinem Schutz.

Heinrich rüſtete ſich, vom Herzog unterſtützt, und fiel in Königsſee ein. Der Churfürſt beklagte ſich unwillig bei ſeinem Bruder; dieſer warf ihm

dagegen trotzig die Ungerechtigkeit vor, den Schelmenstreich des alten Grafen zu unterstützen. So drohte der Ausbruch des Sturmes wieder auf beiden Seiten. Zu gleicher Zeit erfuhr der Churfürst die Rüstung der Böhmen wieder ihn und er begann zu zagen. Da sandte er Boten aus nach dem tapferen Kunz; er sollte Helfer sein in der Noth. Der Ritter erschien nach einigen Tagen auf dem Altenburger Schloß. Mit offenen Armen empfing ihn der Churfürst; freundlich kam ihm die Churfürstinn bis an die Haupttreppe entgegen, die drei Prinzen und der junge Graf Barby hingen sich jubelnd an seine Arme; das ganze Schloß feierte seine Ankunft, und man konnte recht deutlich merken, wie sehnsüchtig man ihn erwartet, stets von ihm gesprochen und gezagt hatte, daß er nicht kommen würde.

„Kunz," sagte der Churfürst, „ich bedarf eures Armes. Neues Unglück bricht auf mich los, und so sehr ich den Krieg scheue, so sehr verfolgt er mich. Die Böhmen bedrohen mich mit einem Einfall, und mein treuloser Bruder unterstützt meine Widersacher."

„Ihr steht ihm immer zu fern; eure klugen Rathgeber vermochten der Vereinigung in Erfurt

doch nicht die Seele brüderlicher Herzlichkeit einzublaſen."

„Das klingt wie ein Vorwurf. Ihr ſpracht damals nicht, und ich verſäumte, euch zu befragen. Laßt mich gut machen, was ich verdarb. Entzieht mir eure Kraft jetzt nicht; ihr ſollt mein erſter Feldoberſter ſein."

„Doch nur unter einer Bedingung! Nämlich, daß ihr mir freie Macht und Gewalt gebt, nach meiner Einſicht zu handeln. Nur euren Oberbefehl darf ich anzuerkennen brauchen. Auch müßt ihr nicht auf Ohrenbläſereien hören."

„Ich verſtehe euch! Bibenberg iſt euch nicht gewogen. Laßt ihn, er iſt ein alter wunderlicher Mann. Euch ſoll er keinen Eintrag thun."

„Ich will euch nur verrathen," fiel Margaretha lächelnd ein, „daß euch mein Gemahl Bibenbergs Stelle und Magdeburgs Einfluß zugedacht hat, wenn dieſes neue Ungewitter glücklich vorüber gegangen iſt. Beide Männer ſind alt, und werden ſich gern von den Geſchäften zurückziehen."

„Zu viel Gnade für mich, edle Frau!" erwiederte Kunz, von ihren Worten wieder zu den kühnſten Hoffnungen begeiſtert.

„Ritter," ſagte der Churfürſt, „bietet alle Kräfte auf, den Sturm der Böhmen abzuwenden; und ihr ſeid der Nächſte nach mir. Mit meinem unverſchämten, halb wahnwitzigen Bruder wollen wir dann ſchon fertig werden."

„Es wird viel zu thun geben."

„Und ſollte es mich den Churhut koſten, ich ſchlage los. Verſchluckt hab ich die Zornwuth, als er dem verfluchten Apel das herrliche Frankenland um einen Spottpreis an den Hals warf; ich wollte nicht neuen Streit drum anfangen, denn ich liebe den Krieg nicht. Aber es bleibt ewig eine unerhörte Frechheit, daß er mir zum Troß und zur Schmach den Ritter gerade, den ich immer für meinen größten Feind erklärt, um den aller Zwiſt zwiſchen uns herkam, mit fürſtlichen Reichthümern überſchüttete. Jetzt aber hat er ſich des jungen Laffen, des Grafen Heinrich von Schwarzburg angenommen und unterſtützt ihn mit Geld und Leuten zur Fehde gegen deſſen alten Vetter. Und dieſem ſelbſt hat er einen Fehdebrief geſchickt, der aber nur auf mich gemünzt iſt. Meine Sanftmuth erträgt das nicht länger."

„Wie wird das noch enden?" klagte Margaretha.

„Wenn's auf mich ankommt, zu eurem Heile, gnädige Frau," erwiederte Kunz. „Wenn ich auch sonst immer zum Frieden rieth, so sehe ich doch ein, daß jetzt der Krieg gilt. Überlaßt mir die Rüstung, durchlauchtiger Herr!"

„Ihr habt freie Hand!" sagte Friedrich gnädig, und Kunz ging, seinen Schwager Hildebrand aufzusuchen, und die Angelegenheit zu besprechen. Auf seinen Ruf erschienen nun die mächtigen Ritter des Landes, sich freuend, daß sie unter seinem Befehl kämpfen würden: Dietrich und Heinrich von Kauffung seine Brüder, Wilhelm von Schönfels, sein inniger Freund, Niklas Pflug, der Ritter von Meckau. Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera, des Grafen von Schwarzburg Schwiegersöhne, stießen hinzu. Altenburg ward täglich lebendiger. Kunz hob im Lande eine Menge junger Leute zu Streitern aus und rüstete sie. Dazu bedurfte er eine Menge neuer Waffen und er selbst ritt umher, die Waffenschmiede zu beschäftigen. Auch an die in Grünhain wurde gedacht, und da Kunz eben im Begriff war, Wilhelm von Mosen einer höchst wichtigen Angelegenheit halber aufzusuchen, und ihn am sichersten in der Teufelskluft bei Eſtrel-

len zu finden glaubte, so nahm er mit Schweinitz seinen Weg über Grünhain dahin.

„Wir werden doch bei dem alten Krausbart einkehren, der meinem Freund Wiland seine jungen Tage versalzt hat?“ sagte Schweinitz auf dem Weg. „Er ist der beste und reichste Waffenschmied im Städtchen.“

„Nun ja, wir wollen eine gute Bestellung machen. Aber sag, was ist aus dem Knappen geworden? War er nicht unter den Verwundeten in Nürnberg?

„Ganz recht. Wie toll im Kampf, hatte er bald ein Tüchtiges über den Kopf. Die Nürnberger pflegten ihn wohl, aber als wir abgezogen, lag er noch hart darnieder, und ich weiß nicht, ob er wird davon gekommen sein.“

„Du hast ja seiner dich schon oft angenommen; vielleicht kannst du was bei der jungen Frau für ihn thun, wenn er noch lebt.“

„Und lebt er nicht mehr, so möcht ich doch noch alle Tage den verdammten Bergmann todt schlagen und mir das Weibchen nehmen.“

„Der Gedanke ist nicht übel!“ lachte Kunz.

Sie trafen in Grünhain ein und stiegen vor Meister Klingers blankem Wohnhäuschen ab. Sein

schwarzes Lederkäppchen abnehmend, schritt dieser aus der Thür und bewillkommte den Ritter. Der rüstige Schmied hat viel von seiner sonstigen Wohlbeleibtheit verloren; ein tiefer Gram ruhte in den Falten seines dunkelbraunen Gesichtes, die Stirne war gefurcht und das Auge von Kummer getrübt. Frau Christine trippelte auch aus der Thüre, neugierig wer denn der riesenhohe stattliche Rittersmann sei und was er von ihnen wohl zu begehren käme. Sie war ziemlich gealtert und die tiefe Trauerkleidung, in der sie steckte, machte sie vollends zum alten Mütterchen. Indeß sich Kunz zu Klingern wandte, und mit ihm über die ansehnliche Bestellung Waffen redete, trat Schweinitz zu Christinen.

„Nun Mutter," fragte er zutraulich, „für wen habt ihr denn zu trauern? Ich sehe nicht allein an euern Kleidern, sondern auch auch an eurem und eures braven Mannes Gesichte, daß euch ein schmerzlicher Todesfall betroffen hat."

„Wir haben nur ein einziges Kind, eine gute Tochter," erwiederte die Frau mit einem schmerzlichen Seufzer. —

„Und die ist euch gestorben?" fiel ihr Schweinitz hastig in's Wort. „O armer Wiland! das

wär auch dein Tod, wenn du nicht ſchon Erde gekaut hätteſt."

„Wiland!" rief Chriſtine überraſcht. „Wiland! Meint ihr den, der ſonſt Köhler war hier am Grünhainer Berg?"

„Denſelben."

„Und der iſt auch todt?"

„Ja, ja, er wird's wohl überſtanden haben," ſagte Schweinitz gerührt, und wiſchte ſich die Thränen aus den Augen. „Er hatte eure Tochter recht lieb. Nun hat ſie der liebe Herrgott im Paradieſe vereinigt."

„I bewahre!" ſagte Frau Chriſtine wieder, „meine Tochter lebt ja noch."

„Nun ihr ſagtet doch eben ſie ſei todt und ihr trauertet um ſie," entgegnete Schweinitz, über die wunderlichen Reden der Frau verdutzt.

„Was ihr wohl gehört habt! Meiner Tochter ihr Ehegeſpons, der Bergmann Gotthardt iſt abgeſchieden."

„Der?" — rief der Knappe plötzlich ganz freudig, „den Schurken hat der Teufel geholt?"

„Gott ſteh uns bei! was für verruchte Reden führt ihr doch. Das wollen wir uns ver-

bitten. Habt ihr denn den Mann gekannt? Er war ein ehrlicher, ein rechtschaffener Mann!"

„Ein Schelm! sag ich euch nochmals, und wollt's ihm in's Gesicht sagen, wenn er nicht schon seinen Lohn empfangen. Und euer Töchterlein ist nun Wittwe? O Wiland, wenn du noch lebtest! So führt mich doch zu dem schmucken Weibchen! Ich möchte sie gern näher kennen lernen, hab ja genug von ihr gehört."

„Ei von wem denn?"

„Nun eben vom Wiland; der war ja in sie verliebt zum Tollwerden. Wißt ihr denn das nicht?"

„Ach leider hab ich's nur zu gut gewußt. Und ihr habt den guten Wiland gekannt? Und er ist todt? O so erzählt mir doch von dem armen Jungen!"

Treuherzig und oft mit Thränen im Auge berichtete der Knappe nun Alles, was er vom Köhler wußte, seine Freundschaft mit ihm, die öftere Unterhaltung über Lenchen, seine verzweifelte Tapferkeit und seinen wahrscheinlichen Tod. Christinen rannen während der Erzählung die hellen Thränen immer die Wangen herab.

„Ich weiß wohl," setzte Schweinitz hinzu, „daß der Bergmann eure Tochter gar unziemlich gehal-

ten hat, und weil ich das weiß, so nannt ich ihn mit Recht einen Schurken."

„Er hat auch seinen Lohn dafür empfangen!" erwiederte Christine vertraulicher.

„Wirklich? Nun das ist Gottes Gericht. Wie ist er denn eigentlich gestorben?"

„Heiliger Gott, schütz uns! diesen Sommer in einer gräßlichen Gewitternacht, wie ich noch keine erlebt, so lange mir die Augen aufstehen, gräbt er, statt bei seinem Weibe zu ruhen, allein im Schacht nach Silber, um den Abt darum zu betrügen. Zwei Knappen sind oben gewesen, und in der Mitternachtstunde haben sie ein Winseln und Heulen gehört, daß ihnen die Haare zu Berge gestiegen sind. Vor dem Sturme haben sie sich in eine Zechenhütte geflüchtet. Und als nun eben die letzte Stunde vorüber gewesen ist, da hat es noch den gräßlichsten Donnerschlag gethan — wir waren alle wach zu Hause und beteten vor Angst und Bedrängniß — und mit dem Donner ist der Schacht zusammengestürzt und hat den Gotthardt in sich begraben."

„Das ist ja ganz gräßlich!" sagte Schweinitz schaudernd.

„Das iſt noch nicht Alles," fuhr ſie heimlich fort, und nahm in ihrer Geſprächigkeit den Knappen bei Seite. „Ich vermuthe noch weit ſchrecklichere Dinge, aber ich darf's meinem Manne nur nicht merken laſſen, ſonſt wird er ſplittertoll. Am Morgen nach jener Nacht iſt ein Holzhacker durch's Muldethal gegangen, da haben die Tatern eben der Hexen Eltermutter aus dem Waſſer gezogen, die hat ſich in der Nacht erſäuft, wie mir der Schwalb, ein Junge von jenen Leuten, der beim Gotthardt ſonſt mitarbeitete, erzählt hat. Darauf haben ſie das Zauberweib, mit einer Krone auf dem Haupte, auf einen hohen Scheiterhaufen gelegt, und unter Singen und wunderbaren Gebräuchen verbrannt. In der einen Nacht alſo hat die Hölle eine gute Erndte gehabt und ich fürchte, ich fürchte, die Sachen haben im Zuſammenhang mit einander geſtanden."

„Da könnt ihr Recht haben, Mutter," ſagte Schweinitz nachdenklich. „Mit dem Gotthardt war's nicht richtig, der ſtand mit dem Teufel im Bunde. Euer Kind war zu bedauern. Hat ſie denn Leibesfrüchte von dem Böſewicht?"

„Gottlob nein! Ihre Ehe war unfruchtbar."

„Wißt ihr was, gute Frau, führt mich zu eurer Tochter!"

Da rief Christine in die Stube und heraus trat still und züchtig das niedliche Weib, ihre zarten wohlgeformten Glieder in schwarze Kleider gehüllt. Zwar waren ihre Wangen wieder vom Rosenschimmer der Jugend überhaucht, aber ein trüber Ernst spielte doch in den milden Zügen ihres kleinen Gesichtes.

„Dieser Mann bringt uns Nachrichten vom Wiland," sagte die Mutter, und bei Nennung des geliebten Namens erheiterten sich plötzlich Lenchens Mienen und ihr Auge leuchtete Freude.

„Vom Wiland?" rief sie bewegt. Wie befindet sich der gute liebe Christoph?"

„Wohl!" erwiederte Schweinitz schmerzlich. „Besser als wir Alle."

„Eure Rede ist dunkel, und sie macht mir bange. Erklärt euch deutlicher!" sprach sie ängstlich und heftig bewegt.

„Er ist todt, der arme Junge!"

„Todt!" schrie Magdalena und fiel ohnmächtig in ihrer Mutter Arme. — Als nach vielen Bemühungen die besorgte Mutter sie wieder zu sich brachte, hörte sie nicht auf zu weinen, zu jammern und zu schluchzen. Schweinitzens Hoffnungen fielen in den Brunnen; denn die junge Wittwe war

unterhaltlich. Kunz war mit dem Alten über das Geschäft zu Ende gekommen und nahm nun ebenfalls an der Familienangelegenheit Theil, schalt seinen Knecht aus, daß er unvorsichtig Dinge sage, die noch nicht erwiesen wären. Schweinitz hatte seine guten Gründe gehabt, so bestimmt zu reden. Der Ritter schenkte der treuen, erst in Wahrheit tief trauernden Magdalena wieder einigen Trost mit der Hoffnung, daß Wiland noch leben könne.

„Die Nürnberger haben Alles angewandt, unsere Verwundeten zu heilen," setzte er hinzu. „Ich habe seinen Herrn lange nicht gesehen, folglich auch vom Knappen nichts wieder vernommen. Jetzt aber reit' ich zum Ritter Mosen und will euch sichere Nachrichten über den Burschen zukommen lassen."

„Und was hilf's der Närrinn, sagte Junger närrisch, „wenn der Mensch noch lebt. Zum Manne kriegt sie ihn doch nicht. Er ist ein blutarmer Schlucker und macht auf mein bischen Geld Jagd. Das ist aber auch durch die Unglücksbe mit dem Bergmann zusammengeschmolzen. Auch kann ich den Wiland nicht leiden; er ist ein heimtückischer Geselle, und nimmer würd ich's ihm vergessen, daß er mir eine Nase gedreht und in meinem Rücken mit die sponsirt hatte."

Dies war die kurze Entscheidung, die den Frauen wieder allen Trost nahm, Schweinitz aber nochmals mit einigen Hoffnungen erfüllte. Er gedachte am Ende doch noch sein Schäfchen zu scheren und merkte sich das Plätzchen, wo die gute Wolle wuchs. — Klinger versprach dem Ritter die Waffen zur bestimmten Zeit selbst nach Altenburg zu liefern, um in seinen alten Tagen noch einmal die Gnade zu genießen, seinen Churfürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und die Reiter verließen das Städtchen und ritten zur Höhle. Aber sie war öde und leer, wie das ganze Thal. Sie setzten deshalb die Reise fort und legten in einigen Tagen die Strecke Wegs bis zu Mosens Burg im Vogtlande glücklich zurück. Hier erfuhren sie, daß derselbe nach Thüringen gezogen sei und ohne sich dadurch abhalten zu lassen, machte sich Kunz wieder auf und verfolgte fast denselben Weg wie vor drei Jahren. Und gerade dieselbe Jahreszeit war es auch wieder, später Herbst, trübe und neblich. Gedankenvoll ritt Kunz über den Thüringer Wald und bedachte bei sich, als er den Frauenberg und ihm gegenüber den Markberg erblickte, wie viel sich doch in diesen drei Jahren geändert habe. Daß Chiska ein so schreckliches Ende

genommen hatte er bereits von dem redeluſtigen Schweinitz gehört, der jedes Wort Chriſtinens referirte. In ihm ſelbſt fingen erſt jene Hoffnungen wieder aufzublühen an, die damals mit friſcher Kraft zuerſt aufgegangen waren.

Kunz beſah ſich bei dieſer Gelegenheit alle ſeine im Wege liegenden Beſitzungen und es gewährte ihm viel Vergnügen, ſie in einem ſo guten und vortheilhaften Zuſtande zu finden, wie noch nie. Er hoffte mit dieſem Berichte ſeiner Anna eine gleiche Freude zu machen.

In Ibamsbrück fanden ſie endlich den lang geſuchten Wilhelm von Moſen. Freundlich empfing er Kunzen auf ſeinem Ritterhauſe.

„Wilhelm," ſagte Kunz, „ihr habt zu voreilig mit den Wolmen gehandelt. Es eröffnet ſich uns jetzt eine andere und beſſere Straße nach unſerm Ziele beim Churfürſten. Er bedarf unſerer jetzt mehr als je, und ich zweifle keinen Augenblick, daß ich ihn euren Wünſchen hinſichtlich eurer Braut geneigt mache."

„Ich bezweifle es dagegen," erwiederte Wilhelm. „Neko ſchaut klar in das Verhältniß der Dinge; er kennt alle handelnden Perſonen, auch die Zukunft thut ſich zuweilen ſeinem Propheten-

blick auf. Nur bei Sigismund sagt er ruhe unser Heil."

„Verlaßt euch nicht auf solch thöricht Gerede. Was weiß der Tater von Krieg und Friede? Wir müssen besser wissen was wir mit unsern Schwertern anfangen. Sigismund ist ein träger Schmeerbauch, der auf dem Throne nun und nimmermehr was taugen wird. Aber beharrt ihr einmal auf eurem Willen, so mag ich euch gerade nicht entgegen sein; denn ihr habt mein Ritterwort. Ich seh wohl ein, daß wenn Sigismund ein Land hätte, so käme das Regieren an uns. Nur vor der Hand schafft mir die Wölfinen vom Halse; denn ich bin Feldoberster des Churfürsten geworden. Laßt uns erst abwarten, wie's mit dem Herzog Wilhelm abläuft, dem ich jetzt von Herzen gram bin; fahr' ich da glücklich, so läßt sich mit dem Churfürsten hinsichtlich Sigismunds auch ein ernstes Wort sprechen."

„Es ist Mikes unerläßliche Forderung, daß dieser seinen Thron wieder erhalte, und der Preis ist wahrlich der Mühe werth. Er soll mit lebender Stimme euch ebenfalls anflehen, nicht von unserem Plane zu lassen."

Und mit diesen Worten öffnete er die Thüre des Nebengemachs und herein schritt prangend in

aller frischen Pracht jugendlicher Schönheit Estrella als teutsches Rittermädchen gekleidet. Diese Tracht stand ihr allerliebst und hob ihre Reize erst recht hervor. Das kurze Röckchen zeigte den vollkommnen Bau ihres Körpers, die Haube ließ eine lange Feder auf das schwarzlockige Haar herabwallen und sich gleichsam mit ihnen vereinigen; das Corsett umschloß den üppigsten Busen. Sich vor Kunzen verneigend, der sie kaum wieder erkannt hatte, so war ihre damals erst erblühende Schönheit herrlich vollendet, sprach sie sanft:

„Unser irdisches Glück hängt davon ab, edler Ritter, daß ihr des Herzogs Sigismunds Sache unterstützt; das sagte euch Neko und ich wage, es euch noch einmal zu sagen."

„Schönes Weib," erwiederte Kunz artig, „hier meine Hand zum Unterpfand, ich füge mich eurem Willen, doch nur unter der Bedingung, daß euer künftiger Gemahl die Böhmen vermag, nicht eigenmächtig jetzt loszubrechen und durch ihre verkehrte Eile uns das ganze geheime Spiel verderben."

„Wohlan! ich reite nach Böhmen, aber, Kunz, ich beschwör euch, sorgt dafür, daß mich's nicht gereue!"

„Ich rathe euch nicht, im Stillen immer fortzuarbeiten: tragt ihr das ganze Nest voll Schwefel und Zunder, wenn ich mir die rechte Zeit ersehen habe, will ich die Fackel schon hineinschleudern, daß es mit einem Nu in lichten Flammen stehen soll."

„Ich bin euer mit Leib und Leben; verlangt von mir, was ihr wollt, ich werd's vollführen, wenn's eine Möglichkeit ist."

„Und auch meinen Dank werdet ihr nicht verschmähen, alter Mann," sagte Estrella hinzu. „Könnt ich euren Willen doch beflügeln und euch begreifen machen, daß ihr euer eigenes Heil erjagt."

Kunz reichte ihr die Hand um sie seiner Freundschaft zu versichern, da wandte sie dieselbe um und blickte scharf in die fast ungeheuer breite Fläche derselben und fuhr schaudernd zurück.

„Was sieht euch an, meine Liebe?" fragte Kunz lächelnd.

„Ihr steht am Scheidewege," sagte sie feierlich mit dem ernsten Blick einer hochbegeisterten Seherinn. Zwei Gewalten liegen um euch mit einander im Kampf. Ein schönes Glück winkt euch und ein furchtbares Unglück schwebt über eurem Haupte. Ihr kennt die Wege."

„Wahrhaftig ihr werdet mich noch dazu bringen, gegen meinen Entschluß zu handeln. Doch nein! Erst das Eine abgemacht, dann haben wir Raum zum Andern. Friedrich und Wilhelm müssen sich recht in den Haaren liegen und sich beide so geschwächt haben, daß sie ohnmächtig unsere Forderungen eingehen müssen. Dabei bleibt's und ihr reitet nach Böhmen, Mosen; und nun gehabt euch wohl!" Kunz eilte nach Altenburg und Wilhelm nach Böhmen. Der Erstere zog die Heeresmacht zusammen und der Letztere vermochte die Böhmen, die Waffen nieder niederzulegen, bis zur günstigen Zeit. Der Churfürst hatte ihnen schon ein Heer entgegen gestellt und wunderte sich nicht wenig, daß die Feinde, wie Kunz gelobt hatte, ohne Schwertstreich abzogen. Der Ritter stieg dadurch mehr als je in Friedrichs Gunst. Kunz fand sein Weib auf dem Schlosse zu Altenburg mit der Churfürstinn im freundschaftlichsten Verhältniß lebend. Gleiche Hoheit der Gemüther zog sie inniger an einander.

„Nichts mehr, Kunz, von dem Briefe Sigismunds!" sagte Anna in trauter Liebesstunde zu ihrem Gemahl, „was kann uns dieser ohnmächtige Herr helfen! und du kommst in die größte Gefahr durch diese Unterhandlung."

„Aber ich gab dem Moser mein Wort, Sigismunds Ansprüche zu unterstützen und durchzusetzen. Das Recht ist auf seiner Seite, also billig auch die Macht."

„Theurer Mann, verscherze deinen Vortheil nicht durch ein rasendes Beginnen. Schließe dich mit Macht an den Churfürsten an! jetzt ist der entscheidende, langersehnte Augenblick gekommen, und du willst dich der Leitung eines schwachschimmernden Sterns überlassen, wo dir hier die volle Sonne leuchtet? Ich weiß von Margarethen, wie gewogen die der Churfürst ist. Deinen ersten Sieg krönt sogleich als Belohnung die Stelle des ersten Raths und Ministers. Nur durch die größte Vorsicht kannst du Friedrichs Neigung dir erhalten und deinen Einfluß behaupten."

„Den Churfürsten drängt die Noth und da weiß er mich zu finden und mir zu schmeicheln; ist die vorüber, so kennt er mich nicht mehr."

„Deshalb mußt du dich jetzt so fest an ihn anklammern, daß er dann an dich gefesselt ist. Kurz, ich beschwöre dich bei meiner heißen Liebe, laß die Sache mit Sigismund fahren; sie stürzt uns in's Verderben."

„Ich muß Moſen mein Wort halten; er baut Häuſer darauf."

„Du biſt die der Nächſte, und ich und deine Kinder haben ein größeres Recht an dich, als jeder Andere und wär er dein beſter Freund. Mir aber haſt du einſt zugeſchworen, treu und ſtandhaft den Plan zu verfolgen, den wir zuſammen gebildet. Frühere Eide binden dich. Die Zeit iſt da, wo du ſie bald löſen kannſt, — denn biſt du erſt des Churfürſten geheimer Rath, ſo gelingt dies gewiß bald auch mit dem Herzog Wilhelm — und nun wollteſt du jene heiligen Schwüre eines unbeſonnenen Verſprechens wegen brechen?"

„Anna wohin wieſt du mich noch führen!"

„Zu deiner Größe!"

Kunz wankte und verſprach der Zärtlichen, Sigismunds Angelegenheiten ruhen zu laſſen. —

Mit dem Anfange des Jahres 1450 hatte Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg die Stadt Königſee beſetzt und betrachtete ſie als ſein Eigenthum. Im Februar ſtarb ſein alter Vetter Günther zu Tharant und deſſen Wittwe forderte nun von Heinrich die eingenommene Stadt als ihr Leibgeding und ihre Schwiegerſöhne begleiteten dieſe Auf-

forderung mit Drohungen und der Churfürst mit einem strengen Befehl.

Heinrich lachte darüber, verstärkte sich immer mehr und zog Busso Bizthum, Christian von Hayna, Georg von Hopfgarten, Christoph von Mückelda, und die Grafen Adolf und Sigismund von Gleichen und noch mehrere andere thüringische Grafen und Herrn auf seine Seite. Zur Antwort schickten diese alle dem Churfürsten einen förmlichen Fehdebrief. Friedrich war außer sich vor Wuth über diese Kühnheit, und schickte dem Herzog diesen Brief mit der trotzigen Mahnung seine ungezogenen Edelleute zu bestrafen, aber eben so ließ dieser antworten: er schütze gerechte Ansprüche und alle edeln Männer, welche sich derselben annähmen und werde sie mit seinem letzten Blutetropfen vertheidigen; unverschämt sei es aber, daß er der Wortbrüchigkeit und der ungerechtesten Sache von der Welt das Wort rede.

Das war für Friedrichs Stolz zu viel. Er versammelte seine Heerführer um sich und erklärte ihnen seinen baldigen Aufbruch nach Thüringen. Über diese Verhandlungen war der Frühling vorüber gegangen; mit dem Anfang des Sommers zog Friedrich von Altenburg aus. Das Heer bestand aus vier Abtheilungen, deren Feldoberste, Kunz von Kauffung,

Niklas Pflug, ein meißnischer Lehnsmann des Churfürsten, Hermann von Harras und Hildebrand von Einsiedel waren. Fast die Blüthe des ganzen meißnischen und sächsischen Adels, so wie viele Edle aus dem Vogtlande und dem Frankenlande waren unter demselben. Der Churfürst war bei Kunzens Hausen. Bei dem Kloster Pforte bei Naumburg lagerte er sich und erwartete die anderen Heeresabtheilungen, die aus Meißen und Sachsen kamen. Von den thüringischen Rittern, die im vorigen Kriege mit dem Churfürsten verbündet gewesen waren, stießen viele mit ihrer Mannschaft hier ebenfalls zu ihm. Vom Kloster an auf der Wiese hin nach Naumburg zu hart am steilen Berge an war das Lager aufgeschlagen. Ein Haufe der kampflustigen Streiter um den andern zog heran und die Ritter begrüßten sich mit froher Herzlichkeit.

Am zweiten Tage ihres Aufenthaltes saß Kunz mit seinen Brüdern, Hildebrand von Einsiedel und Wilhelm von Schönfels im Zelte, da vernahmen sie eine sehr bekannte Stimme vor demselben. Ehe noch Kunz hinausgetreten war, stand Wilhelm von Mosen vor ihm und schloß ihn herzlich in die Arme. Hinter des Ritters Rücken guckte Wilands munteres Gesicht hervor. Schweinitz sprang erstaunt auf

und ſchloß den todt geglaubten und halb auch todt gewünſchten Freund ebenfalls brüderlich an's Herz, um den Spruch wahr zu machen: wie der Herr ſo der Knecht.

„Liebſter Schatz, biſt du von den Todten auferſtanden?"

„Ach nein, Brüderchen, nur vom Krankenbette."

„Ei ſo erzähle mir doch! dann ſollſt du von mir auch etwas Nageneues und dir gewiß Angenehmes erfahren, wenn du's nicht ſelbſt ſchon weißt."

„Nun was ſoll ich groß Erzählens machen? die Nürnberger hielten mich wie ein Kind, ſtopften mir's faſt ein und ich genaß bald in ihrer Pflege. Das ſchmucke Leben ſagte mir zu und der gute Wein der reichen Kaufleute war mir eben muhdrecht." Da nun doch Friede im Lande war, ſo blieb ich dort bis zum Herbſt, ließ mich füttern und machte ihnen ſtets Hoffnung, daß ich mich zu ihren Söldnern würde anwerben laſſen; denn ſie hätten mich gar zu gerne gehabt. Wie's nun aber anfing winterlich zu werden, empfand ich große Sehnſucht nach meinem Herrn, drum macht ich mich auf, ihn zu ſuchen. Das hat mir nun freilich viel Mühe gekoſtet; denn als ich in's Meißner Land auf ſeine

Burg kam, war er in's Vogtland, als ich da anlangte, war er nach Thüringen gezogen, als ich dort eintraf, war er nach Böhmen geritten. Nun aber hab ich ihn glücklich erwischt und freue mich, daß ich dich auch wieder und manchen alten Bekannten hier treffe und daß es bald wieder was zu hacken giebt."

„Ja das ist herrlich, Bruder! Nun laß dir sagen, daß dein liebes Lenchen eine Wittfrau geworden ist."

„Was sagst du, Mensch!" rief Witland erschreckt, „du hast den Bergmann erschlagen. Das ist furchtbar!"

„I bewahre der Himmel! den hat ein Mächtigerer erschlagen, als ich."

„Dein Ritter! Es ist gleich, wenn er gemeuchelt worden ist, so bin ich trostlos, das fällt mir wie ein Centnerstein auf's Herz."

„Narr!" rief Schweinitz lachend, „der Schelm ist nicht gemeuchelt worden. Der liebe Herrgott hat ihn erschlagen mit seinem Donner und Blitz." Und nun erzählte er die schauderhafte Geschichte und berichtete sodann was er aus Klingers Haus wußte, wie Lenchen sich so ungeberdig gestellt, als er ihr von seinem Tode etwas gesagt und wie der Alte darüber gar unwirsch geworden sei."

Wiland wechselte die Farbe mehrmals bei dieser Nachricht und umarmte endlich den Berichterstatter vor Freuden. Von Stund an war er der munterste frohste Geselle im ganzen Heer. —

Von Pforte aus theilte sich das Heer in drei große Züge. Hermann von Harras schlug sich an der Saale hinauf und fiel in die Besitzungen der Bißthume in der Umgegend von Jena und Weimar ein. Die Städtchen Magdala und Melding, die Dörfer Kottendorf, Döbritsch und andere um Berka und Tannroda wurden von ihm in einigen Wochen verwüstet und niedergebrannt. Der Churfürst und Kunz mit seinem Heeresarm zog weiter in die Schwarzburgischen Länder und schloß die Stadt Ilm ein, in welcher Heinrich von Schwarzburg eben lag. Kunz griff die Stadt mehremals mit großer Tapferkeit an, aber Heinrich vertheidigte sich wie ein Verzweifelter und schlug die Churfürstlichen jedesmal mit Verlust zurück. Selbst die kleinen Mörser, eine Art Kanonen, die sie bei sich führten, richteten nichts aus. Nach acht Tagen vergeblicher Belagerung mußte der Churfürst wieder abziehen; Kunz ging mit einen Theil der Leute überhin nach den Besitzungen der

Grafen von Gleichen, warf ihre Schaaren zurück, die sie ihm entgegenstellten, und schlug sie nochmal so kräftig, daß sie sich nicht wieder im offenen Felde sehen ließen. Der Churfürst aber zog im Schwarzburger Lande umher und verwüstete auf entsetzliche Weise alle Ortschaften, welche dem Grafen Heinrich anhingen. Kunz stieß in der Gegend von Gotha auf die dritte Abtheilung des Heeres unter Niklas Pflug, der über Eckartsberge, Buttstedt und neben Erfurt hingezogen war und überall blutige Spuren seines Zugs hinterlassen hatte. Denn nicht nur daß auch er verwüstend in die Dörfer eingefallen war, tapfer hatte er auch mehrere thüringische Ritter mit ihren Haufen zurückgedrängt und so im Flug gleichsam das Herz Thüringens erreicht. In nicht länger als zwei Wochen war nun Wilhelms Land mit den Söldnern seines Bruders überschwemmt, aber dieser schien es nur auf die übermüthigen Ritter abgesehen zu haben, welche ihm den frechen Fehdebrief überschickt hatten. Vereint fielen sie nun über die Stadt Ohrdruf und ihr Gebiet her, welche dem Grafen Sigismund von Gleichen gehörte und verbrannten sie mit den Dörfern Schwabhausen, Wechmar, Ingersleben und Günthersleben. Wochenlang rauchte die ganze weite Umgegend und der entsetzliche Brand

rötbete alle Nächte den düstern Himmel. Schaaren von Landbewohnern zogen arm, nackend und hungernd mit Weibern und Kindern umher, sie hatten kein Obdach ihr Haupt hinzulegen, keine Habe ihre Blöße zu bedecken. Dieser Strich von Thüringen gewährte das Bild des größten Jammers. Indeß Hildebrand von Einsiedel sich über die zur Wachsenburg gehörigen Dörfer vermachte und Apfelstedt, Holzhausen und Haarhausen unter den Händen seiner rohen grausamen Gesellen in Asche versanken, wandte sich Niklas Pflug nach der Herrschaft Tenna zu, deren Besitzer der Graf Adolf von Gleichen war. Ein gleiches fürchterliches Schauspiel bot sich dort den Blicken. Wo die Gräflichen gewandert waren, bezeichneten rauchende Aschenhaufen und Ruinen der Dörfer ihre Schritte. Der Churfürst aber wandte sich nun Kurz nach dem Gebirge und beschoß alle Schlösser seiner Feinde. Eins der schönsten und festesten war die Burg Scharfenberg im Rudlasbale gelegen; es gehörte Apel Vitzthum. Von Winterstein aus zogen sie über die Berge, um das Schloß unerwartet von der Seite des Gebirges her zu überfallen. Aber der Abend nahte sich, und der Churfürst befahl im Thale zu rasten, mit der ersten Helle des Tags sollte der Sturm auf die Burg beginnen. Das

ſchöne Thal der Ruhla, vielleicht eins der reizendſten im Gebirge, war damals nur mit wenigen Eiſenhämmern und Schmelzhütten beſetzt. Die hohen Berge ſchoſſen von allen Seiten in das grüne, bald weite, bald enge Thal herab, durch das der ſtarke Ruhlabach ſeine klaren Wellen wälzte. An ihm hin führte die Straße von Scharfenberg nach Altenſtein, einem alten Ritterſitze auf der entgegengeſetzten Seite des Gebirges gelegen. Wo jetzt der freundliche Ort Ruhla ſich faſt eine Stunde lang am Fluſſe hinaufzieht, hatten ſich damals nur noch wenig Waldbewohner angebaut, weiter oben ſüdöſtlich lag ein kleines Walddorf, deſſen Stätte man jetzt noch unter dem Namen der alten Ruhl kennt. In der Mitte dieſer rauhen Berge, wie in einem Keſſel hatte ein uralter teutſcher Volksſtamm die Sitte, Sprache und Kleidung ſeiner Altvordern treu und rein bewahrt, und noch jetzt bemerkt der Wandrer durchs Gebirge, der dieſes ſchöne Thal nicht unberührt laſſen wird, die letzten Überreſte davon.

Kunz ging mit einigen Freunden noch eins der öſtlichen Thäler entlang und ſie kamen in den einſam liegenden Ort. Ihre Erſcheinung erregte unter den Leuten viel Aufſehen. Ein Mann fiel Kun-

zen sogleich sehr auf, der nicht zu den Einwohnern zu gehören schien, er fragte ihn deshalb und vernahm, daß er der Tater Euke war. Nun erinnerte sich Kunz seiner sogleich, sprach mit ihm und erhielt über die Lage des Schlosses Scharfenberg bedeutende Nachrichten.

Kunz sagte ihm, daß Wilhelm von Mosen mit unten im Thale lagere und der Tater ging mit, ihn zu begrüßen.

„Wie kommst du hierher?“ fragte Mosen erstaunt.

„Ich habe meine Wohnung hier aufgeschlagen; in den Bergen ist mir's recht behaglich und seit die Ettermutter Chista todt ist halten wir nicht mehr zusammen.“

„Wie stark ist die Besatzung auf dem Scharfenberg?“ fragte Kunz.

„Hundert Knechte, aber die Burg hat eine andere Stärke.“

„Und welche?“

„Des Apel Vitzthum ganzer Schatz, das heißt was er noch im Lande hat, ist in den Kellern der Burg versteckt, ein hübsches Sümmchen; auch ist Bernhard Vitzthums Frau hinaufgeflüchtet mit ihrer Tochter, die man für das schönste Ritterfräulein in Thüringen ausgiebt.“

„Kennst du das Schloß?“

„Wie meine Höhle am Markberg, von der es keine halbe Stunde entfernt ist.“

„So ziehst du morgen mit uns hinab.“ —

Früh brachen sie auf; Eule führte das Heer und als die Sonne den ersten Strahl auf ihre Rüstungen warf, begannen sie den Sturm auf der Stelle, die der Tater angegeben hatte. Aber der Berg war sehr steil, die Mauer hoch und die Besatzung wehrte sich verzweifelt. Sie mußten wieder abstehen. Der Churfürst, den Kunz des Taters Bericht mitgetheilt hatte, war so begierig auf Apels Geld, daß er die Burg zu beschießen befahl. Auf Eules Anordnung wurden die Kanonen auf den gegenüberliegenden Berg, der von diesem Ereigniß noch jetzt der Schoßberg heißt, gepflanzt und bald stürzten die Mauern von den eisernen Kugeln durchwühlt. Am Abend war das Schloß in des Churfürsten Hand, und Eule leitete die Ritter mit großer Sicherheit in alle Gemächer und Gewölbe. Es fand sich ein solcher Reichthum vor, daß Friedrich die Kosten des ganzen Kriegs damit decken konnte. In diese unwegsamen Thäler hatte der schlaue Vizthum sein den Thüringern abgeschundenes Geld geflüchtet und Niemand wußte um dieses Geheimniß; auch war der Schatz so verwahrt,

daß die Burg hätte zerstört werden können, die Gewölbe wären doch nicht entdeckt worden, wenn nicht der Tater sie verrathen hätte. Der Churfürst sprach selbst mit diesem und vermochte ihn bei dem Heere zu bleiben.

Die gefangene Tochter Bernhards war so reizend, daß Wilhelm von Schönfels, der zuerst in ihr Zimmer trat, einen Augenblick wie geblendet stand. Auch Emma beklagte nicht lange ihr Mißgeschick; denn der feindliche Ritter machte auf sie einen freundlichen Eindruck. Die Burg wurde zerstört und liegt seitdem in Ruinen. — Von hier wandte sich das Heer nach Norden und traf wieder mit Niklas Pflug und Hildebrand von Einsiedel zusammen.

Nach einigen Tagen schon hatte sich des Ritters von Schönfels Herz für die schöne Emma Wildenbruch erklärt, und da sie der Churfürst eben auf eins seiner festen Schlösser nach Sachsen bringen lassen wollte, so zauderte er nicht, ihr seine Gefühle zu gestehen. Sie war nicht abgeneigt seine Wünsche zu erfüllen, und die Mutter hatte nichts zu bedenken, als die mangelnde Einwilligung des Vaters und das feindliche Verhältniß, in welchem dieser doch jetzt mit Schönfels stehen mußte.

Aber zornig ward der Churfürst, als der Ritter bat, ihm das Mädchen als Braut zu überlassen.

„Nimmermehr," sagte er, „werde ich zugeben, daß ihr die Tochter eines meiner größten Feinde ehelicht; ich denke aus dieser Gefangenen noch andere Vortheile zu ziehen, als sie euch zum Weibe zu geben."

„Durchlauchtiger Herr, ihr seid im Begriff, mir Unrecht zu thun!" sagte Schönfels bitter. „Was geht mein Herz euer Krieg an?"

„Und was geht mich euer Herz an? Ihr wagt's, mir keck von Unrecht vorzureden. Geht aus meinen Augen!"

Tod und Verderben brütend ging Schönfels mit flammenden Blicken. Am Abend desselben Tages war er mit Mutter und Tochter entflohen und der Churfürst forschte vergeblich wohin, um ihm seine Rache empfinden zu lassen.

Dieweil hier der Churfürst so übel hauste und Kunz ihm dabei in allen Stücken half und beistand, brach Herzog Wilhelm mit Heeresmacht von Weimar auf, und fiel, statt seinem Bruder entgegen zu gehen, lieber in dessen unschuldige Länder und vergalt ihm Gleiches mit Gleichem. In lauter ein-

zelne Brandrotten abgetheilt, stürzte sich sein Heer über die Dörfer um Altenburg, Zeiz, Naumburg und warfen Feuer in sie. Apel Vitzthum war unersättlich in dieser teuflischen Lust. Hermann von Harras trieb sich mit der keckſten Kühnheit um Weimar herum, zog sich dann nach Cölleda herüber und brannte Alles nieder, was Menschenhände gebaut hatten. Der Himmel war ewig wie mit Blut übergossen, die Nächte wurden zum gräßlichſten Tag, das ganze Land dampfte. Sechzig Dörfer leuchteten in einer Nacht in Thüringen wie Fackeln und lichteten sie mit ihrer entsetzlichen Glut. Es war nicht anders, als wenn ein Weltenbrand entstanden sei, und die Flammen alle Wohnungen der Menschen verzehren wollten. Apel Vitzthum und Hermann von Harras wurden von den unglücklichen Landbewohnern nur die Brandmeister genannt.

Herzog Wilhelm war vorzüglich über die Schwiegersöhne des verstorbenen Grafen Günther von Schwarzburg erbittert; denn sie hatten den Krieg doch eigentlich herbeigeschworen. Da nun sein Freund und Schwager Markgraf Albrecht von Brandenburg ihm mit einem Heere zu Hülfe kam, so beschloß er mit seiner starken Macht über Heinrich von Gera herzufallen und ihn zu züchtigen.

Er zog deshalb vor Gera, aber Heinrich war dem Churfürsten nachgeeilt und hatte seinen Schwager, Graf Ludwig von Gleichen als Befehlshaber in der Stadt zurückgelassen. Wie nun der Herzog des Abends im Lager vor der Stadt lag, so wollte ihn Graf Ludwig überfallen. Aber Albrecht hatte davon etwas gemerkt und so waren alle Anstalten zu seinem Empfang getroffen, und er hatte kaum das Thor der Stadt hinter sich, als er auch schon umzingelt, durch den ungleichen Kampf überwältigt und gefangen genommen ward. Zwar hatte die wenige Mannschaft, welche sich noch in der Stadt befand, sogleich, als sie sich vom Unglück ihres Obersten überzeugt, die Thore wieder geschlossen und sich in Vertheidigungszustand gesetzt, aber was waren diese ohnmächtigen Anstalten gegen ein Heer, wie das des thüringischen Herzogs? Die Stadt war schon so gut, wie in seiner Gewalt, und er wollte nur den Tag abwarten, eh der Sturm auf sie beginnen sollte. Schon waren die Donnerbüchsen geladen und die Sturmleitern bereit gehalten, als mit dem Morgengruß der Sonne das Thor sich aufthat und ein Zug schwarzgekleideter Frauen sich aus demselben langsam auf das Lager zu bewegte. Erstaunt standen alle Krieger und berichte-

ten dem Herzog die wunderbare Erscheinung. Als der Zug näher kam, unterschied man deutlich eine hohe edle Matrone mit ernstem bekümmerten Antlitz, neben ihr gingen zwei junge schöne Mädchen, paarweise folgten die Andern. Alle waren mit Trauerkleidern angethan; Angst und Besorgniß war auf die vielfachste Weise in ihren Gesichtern ausgedrückt. Die Wachen verwehrten ihnen den Eingang in das Lager nicht, und so schritten sie langsam gleich einem Leichenzuge auf den Herzog los. Tief und ehrfurchtsvoll sich verbeugend, schlossen sie einen Halbkreis um ihn, die Matrone trat hervor, ihn anzureden. Kaum aber hatte der Fürst den Blick auf die junge Dame fallen lassen, welche links von der Sprecherinn stand, so gerieth er in eine sichtbare Verwirrung.

„Die unglückliche Mutter des Grafen Heinrich von Gera wagt es hiermit vor euch treten," begann die hohe bejahrte Frau. „Zwar bin ich zagend genaht, ihr möchtet mich im Zorne ansehen, edler Herzog; aber was unternimmt eine Landesmutter nicht zur Rettung ihrer geliebten treuen Kinder! Ja um Schonung sprech ich euch an. Herzog, laßt dieser armen Stadt, die ich seit vielen Jahren unter meinem Schirm und Schutze blühen

ſah, laßt ſie nicht die Unbill entgelten, die mein unüberlegſamer Sohn euch angethan! Erbarmt euch der unſchuldigen Einwohner, erbarmt euch dieſer hülfloſen Weiber und Töchter unſeres Adels! Sie haben nichts wieder euch verbrochen."

Der Herzog ſtarrte noch immer das junge Weib an; es arbeitete heftig in ſeiner Bruſt und hohe Röthe überzog ſein jugendliches ſchönes Geſicht. Er hatte die Worte der Gräfinn nur halb gehört und winkte deßhalb Bernhard von Kochberg, der neben ihm ſtand und ſagte: „Antwortet für mich, Ritter!"

Alſo aufgefordert trat Bernhard näher, ſah dem Herzog bedeutungsvoll in's Geſicht, als wolle er aus deſſen Mienen ſeinen Willen leſen und ſprach dann zur Gräfinn, indem der Herzog von Zeit zu Zeit einen feurigen Blick nach ihrer Nachbarinn warf:

„Graf Heinrich von Gera hat ſich ſehr hart gegen meinen Herrn benommen, denn nicht nur, daß er gegen alles Recht die Erbſchaft ſeines verſtorbenen Schwiegervaters behaupten will, die doch nach alten Verträgen und Eiden dem jungen Grafen Heinrich von Schwarzburg zukommt; er hat auch ſogar Schimpfreden und grobe Briefe an den Herzog erlaſſen, der ſich nach Billigkeit des über-

vortheilten Schwarzburgers angenommen und ihm zu seinem Eigenthum verhelfen will. Solche beleidigende Äußerungen können nicht anders als hart gerächt werden."

„Ich bitte nicht für meinen Sohn; hat er sich gegen euch vergangen, so mag er die Strafe dulden. Um die Erhaltung der Stadt, um das Leben und Eigenthum ihrer Bürger, um Schonung der Weiber und Kinder flehe ich euch an. Zu euren Füßen Herzog will ich euch beschwören, verschließt euer Herz nicht der Stimme der Menschlichkeit. Gnade! Gnade den Unschuldigen!"

„Gnade! Gnade!" riefen alle die edlen Frauen nach und folgten dem Beispiele ihrer Gräfinn, indem sie sich auf die Knie warfen, und die Hände bittend erhoben.

Augenblicklich beugte sich der Herzog rasch zu der jungen Schönen hernieder, die er noch nicht aus den Augen gelassen hatte, und sagte leise in einem freundlichen dringenden Tone: „Euch reizende Estrella, gehört nicht dieser Platz! Erlaubt, daß ich euch emporhebe und zu mir stelle, oder ich könnte beim Himmel! vergessen, was mir zukommt und neben euch knieen."

„Erfüllt den Wunsch dieser würdigen Frau," flüsterte Estrella, „und ihr habt euch ein Recht auf meine ewige Dankbarkeit erworben."

„Wirklich?" sagte der Herzog entzückt, und wandte sich dann zur Gräfinn, die verwundert war, was er Heimliches mit diesem fremden Fräulein, das ihr von Wilhelm von Mosen zum Schutz und zur Pflege übergeben war, zu reden habe.

„Eure Bitte ist euch gewährt, Gräfinn. Gehet hin und schlaft in Frieden; kein Dachziegel der Stadt soll beschädigt werden," sprach er flüchtig und litt es kaum, daß die gerührte Frau seine Hand ergriff und ihr Dankgefühl in Thränen darauf überwallen ließ. Er machte sich los, eilte wieder zu Estrellen, um zärtlich ihre Hand zu fassen und sie zum Dableiben zu nöthigen. Aber kaum hatte er die äußersten Spitzen ihrer Finger berührt, als es ihn fieberisch durchzuckte und vor seinen Augen dunkelte. Zugleich bemächtigte sich der Gedanke an Katharinen seiner ganzen Seele und eine Sehnsucht durchglühte ihn, die sein Blut in ein zehrendes Feuer verwandelte. Estrella ward in seinen Augen plötzlich so unscheinbar und schien an Reizen Katharinen so sehr nach zu stehen, daß er sich abwandte und die freudigen Frauen ziehen ließ, ohne

eine Silbe dagegen einzuwenden. Die Belagerung wurde sogleich aufgehoben und Wilhelm eilte noch an demselben Tage nach Katharinas Aufenthalt.

Apel Vitzthum hatte unterdessen einen neuen Ruf an die Böhmen ergehen lassen, sich einzustellen; die neue Rache ließ ihm die Noth und Bedrängniß des Landes vergessen, die diese Bundesgenossen demselben das vorigemal verursacht hatten. Ihn hatte es ja nichts gekostet, und mochten sie es jetzt eben so toll oder noch schlimmer in Thüringen treiben, er hatte ja keinen Schaden davon. Zugleich vermochte er durch grose Versprechungen das Heer, welches durch Wilhelms von Mesen Betrieb zusammengetreten war, zu einem Einfall in das Meißner Land. Bereitwillig folgten diese gebornen Feinde Sachsens jedem Ruf, um ihre Rache zu befriedigen.

Der Churfürst war mit allen seinen Haufen vereinigt, immer sengend und brennend bis in die Gegend von Weimar zurückgekehrt; Herzog Wilhelm stellte ihm hier ein ansehnliches Heer entgegen und es sollte jetzt zum erstenmale im ganzen Kriege zu einer förmlichen Schlacht kommen, da erhielt der Churfürst die Nachricht vom Einfall der Böhmen in sein Mutterland, und ohne Säumen brach er auf, dem neuen Feinde zu begegnen. Indeß nun

Apel Vitzthum Thüringen durchzog und alle Besitzungen der Anhänger des Churfürsten verwüstete, verfolgte der Herzog seinen abziehenden Bruder. Von Ersterem hatten vorzüglich Kunzens Güter ein schlimmes Schicksal auszustehen; kein Stein blieb auf dem andern, kein Halm unzertreten; nicht besser ging es den Besitzungen des Grafen Ernst von Gleichen, des Hofmeisters, und unzähligen andern Orten und Schlössern.

Der Herzog erhielt auf seiner Jagd plötzlich die Nachricht, daß Heinrich von Gera, dessen Stadt er verschont hatte, in seinem Rücken in die Pflege Roda verwüstend eingefallen sei; er wollte eben an Apel den Befehl abgehen lassen, demselben zu begegnen, als er von Heinrich ein höchst spöttisches Danksagungsschreiben zugeschickt erhielt, worin dieser sich ihm sehr verbunden erklärte, daß er so großmüthig die Dachziegeln von Gera unversehrt gelassen habe. Wilhelm ballte vor Wuth die Fäuste über diesen Unglimpf und kehrte noch an demselben Tage um, Rache an dem übermüthigen Spötter zu nehmen.

Kaum hatte der Churfürst die Verwüstung von Kunzens Gütern in Thüringen und deren Einziehung vernommen, so übergab er dem Ritter die im

Meißnischen gelegenen Güter des Apel Vitzthum, das schöne Schloß Kriebenstein an der Zschopau und ihm gegenüber das Dorf Ehrenberg und auch das Schloß Schwickertshain, als einstweilige Entschädigung seines Verlustes; so wie er früher das Apeln ebenfalls gehörige, nicht weit davon gelegene Schloß Lichtenwalde an Hermann von Harras auf dieselbe Art gegeben hatte. Kunz mußte dem Churfürsten dagegen einen Revers auszustellen, worin er versprach, die Güter gerade nicht für sein unbestreitbares Eigenthum anzusehen, und sie auf des Churfürsten Befehl nach Befinden der Umstände einst bei wiederhergestelltem Frieden an Apeln gegen seine Güter in Thüringen zurück zu geben. Da Kunz erfuhr, daß dieser Schein von Bibenberg und Magdeburg verfertigt und zu Papier gebracht worden war, und sein Inhalt nicht aus des Churfürsten Seele kam, so unterschrieb er ihn lachend und meinte, in Jahr und Tag sollte die Sache schon anders aussehen. Er ritt sogleich hinüber, nahm die Burgen in Besitz, und ließ Schwickershain mehr befestigen und ausbauen. Die Churfürstinn führte seine Gemahlinn selbst in die Schlösser wie im Triumph ein; Annas Entzücken hatte keine Grenzen. Auf dem hohen Felsenkegel, auf welchem

das unvergleichlich herrliche Kriebenſtein liegt, nahm ſie ihren Wohnſitz und ſchaute berauſcht an der Seite ihrer Fürſtinn, die mehrere der ſchönſten Wochen des angenehmen Herbſtes bei ihr verweilte, in das romantiſche Zſchopauthal hinab. Margaretha hatte ihre beiden älteſten Töchter und ihre drei Söhne mit gebracht, und Allen gefiel es bei der lieben Ritterfrau. Kunzens Knaben tummelten ſich mit den Prinzen wacker herum und ſchienen ihre guten Geſellſchafter werden zu wollen, und Margaretha ließ ein Wort davon fallen, daß ſie es gern ſehen würde, wenn man die Knaben zuſammen ließe. Anna war ſelig; alle ihre kühnen Träume ſah ſie in Erfüllung gehen, und ſchon meinte ſie das höchſte Ziel ihrer Wünſche zu ergreifen.

Aber dieſe ſonnenhellen Herbſttage waren auch die letzten heitern ihres Lebens. Sie hatte ihr gewünſchtes Glück gekoſtet, genießen durfte ſie es nicht; an der Schwelle des Tempels ward ſie zurück gehalten.

Der älteſte Prinz Friedrich erkrankte plötzlich auf Kriebenſtein und die ängſtlich beſorgte Mutter, die ſchon einmal ihren älteſten Sohn dem Tod hatte in die Arme legen müſſen, brachte ihn in Begleitung ihrer andern Kinder nach Altenburg zurück.

Anna nahm gerührt Abſchied von ihr, eine bange Ahnung flüſterte ihr unheimlich zu, daß ſie von ihrem Glücksſtern ſcheide. —

Die eingeladenen Böhmen waren inzwiſchen zu des Herzogs Wilhelm Heer geſtoßen, die Markgrafen von Brandenburg hatten es gleichfalls anſehnlich verſtärkt, und ſo war er dem Churfürſten weit überlegen. Geradesweges ging er nun auf Gera los und ſchloß den unbeſonnenen Heinrich ein. In ſeinem Gefolge befand ſich Katharina von Brandenſtein, die er aus Vorſicht, damit ſein Herz nicht wieder von einer andern Schönheit gerührt werde, mitgenommen hatte, auch fühlte er wohl in ſich die Unmöglichkeit, ſich ferner auch nur einen Tag von ihr trennen zu können.

So wie der Churfürſt Gera's Noth und Bedrängniß erfuhr, ſandte er einen Theil ſeines Heeres unter Kunz von Kauffung und Niklas Pflug ab, um die Stadt zu entſetzen; er ſelbſt wollte mit der andern Hälfte die Länder der Brandenburger Markgrafen angreifen, um ſie zum Rückzug zu nöthigen.

Moſen befand ſich in Kauffungs Schaar; er war auf dem Zuge ganz außer ſich und trieb zur ſchnellſten Eile.

„Kunz, Kunz!“ sagte er, „meine Angst sagt es mir nur zu deutlich, daß Neko wahr geredet, euer Zaudern verdirbt uns Alles und bringt mich um Glück und Leben.“

„Ihr seht die Sachen im grellsten Lichte an; euer Vorhaben nach des Taters Wünschen auszuführen, ist uns noch alle Tage Zeit übrig; aber ich sage und bleibe dabei, es muß nicht der erste Strick sein, an dem wir uns in die Höhe ziehen wollen, sondern wenn alle andern gerissen sind, muß er uns erst dienen.

„O!“ erwiederte Mosen traurig, „die eine Folge eurer wohlberechneten überklugen Besonnenheit liegt uns schon vor Augen. Estrella ist in Gera, sie wird in des Herzogs Hände fallen, wenn unsere Tapferkeit ihm nicht die Einnahme der Stadt verwehrt.“

„Aber wie kommt ihr auch auf den Einfall, das Mädchen nach Gera zu stecken?“

„In Thüringen war sie nicht sicher, die Erfahrung hat's bewiesen, auf meiner Burg im Vogtlande eben so wenig, in's Meißnerland zu meiner Mutter konnte ich sie nicht thun, auch mocht ich sie gern in meiner Nähe haben. Da übergab ich sie der würdigen Gräfinn Reuß von Gera mit dem

Vorgeben, sie sei ein Edelfräulein aus Italien, was ihr ganzes Ansehen und Wesen höchst glaubhaft macht. Die Gräfinn übernahm ihre Verpflegung mit dem Versprechen, sie in den Sitten des teutschen Adels zu unterrichten und sie zu ihrer Gesellschafterinn zu machen, und nun wird die Arme das Jammerloos der gräflichen Familie theilen müssen."

„Nun so laßt uns diesen Umstand einen Stachel mehr sein, die Herzoglichen mit aller uns möglichen Tapferkeit anzugreifen und aus dem Felde zu schlagen." —

Kunz zog sich nach Nonneburg, um die Nacht abzuwarten, und dann von ihrer Hülle gedeckt einen Ueberfall auf den Herzog zu wagen, der die Hauptstärke seines Heeres längs dem rechten Ufer der Elster aufgestellt, die Böhmen aber auf die entgegengesetzte östliche Seite der Stadt gebracht hatte.

Sinnend stand Kunz als der Abend dunkelte an Mosens Seite und überlegte den Plan für die nächste Stunde. Niklas Pflug war bei dem gelagerten Heere. Plötzlich stand Neko zwischen Mosen und Kauffung. Beide fuhren zusammen über sein seltsames Erscheinen. Matt und niedergedrückt von der Last des Kummers und des Alters, wandte er sich mit leiser zitternder Stimme zu Kunzen.

„Noch einmal komm ich dich zu warnen. Du ſtehſt in dieſem Augenblicke an dem Wendepunkte deines Schickſals. Sende einen treuen Boten hinüber zu den Böhmen, ſie lagern nach euch zu, und von des Herzogs eigenem Heer wird Niemand eure Verhandlung bemerken. Ihr Anführer wird dir ſogleich beifallen und in wenigen Tagen ſtehen dir ſo viel Böhmen zu Gebot, als du willſt, um ganz Sachſen und Thüringen damit zu überſchwemmen.“

„Wunderlicher Mann,“ ſagte Kunz faſt ſpöttiſch, „ich glaube dein graues Haar hat dich zum träumenden Narren gemacht; denn fürwahr klug kannſt du unmöglich ſein, mir ſo etwas zuzumuthen. Was meint ihr, Moſen, ſollen wir auch jetzt des Alten weiſen Rath befolgen und die Stadt ſammt eurer ſchönen Braut dem Herzog überlaſſen?“

Ungewiß und verlegen zauderte der Ritter mit der Antwort.

„Eſtrella iſt geborgen,“ fuhr Neko fort, „ihr wird kein Haar gekrümmt werden. Die Ringe werden dich und deine Braut vor jedem gewaltſamen Tode ſchützen, ſo lange ihr euch liebt und ſie an der Hand tragt. Sie vereinen, ſie ſchützen euch das ganze Leben hindurch.“

„Was du auch Alles von euren Zaubereien berichtest, ich habe keinen starken Glauben daran und will mich lieber auf mein Schwert verlassen. Es bleibt demnach unumstößlich bei meiner schon oft gegebenen Aussage."

„So ist nichts von dir zu hoffen?"

„Nicht mehr, als was ich versprach."

„So bist du der dunkeln Macht verfallen, die Herrschaft über dich gewonnen hat. Die Böhmen hätten dein Glück gemacht, nun werden sie dein Verderben bereiten. Möchtest du so ruhig sein in einer fürchterlichen Stunde, und dann diesen Entschluß nicht bereuen! Mich wird dein Auge nie mehr schauen."

Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich und ging einige Schritte durch die Finsterniß der Herbstnacht; da eilte eine verhüllte Gestalt auf ihn zu und die Ritter hörten eine weibliche Stimme ihn fragen: „Was hat er beschlossen?"

„Es ist Alles vorüber!" erwiederte Neko schwermüthig.

Und die Gestalt eilte rasch auf Kunzen zu, warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und rief: „Erbarmt euch Sigismunds um Gotteswillen!"

„Bist du wahnsinnig?“ rief Neko, und ergriff sie unter den Armen, um sie wegzureißen, aber sie hatte sich zu fest geklammert. „Dieser Mann hat kein Herz für Andere; stolz nur folgt er seinen eigenen Planen.“

„Ich lasse ihn nicht! Ich muß ihn erweichen!“ fuhr sie mit steigendem Affect fort.

„Wer seid ihr?“ fragte Kunz unwillig, das Geheimniß an ein Weib verrathen zu sehen. „Was kümmert euch mein Handeln? Was der Herzog Sigismund? Wir Beide haben nichts gemein mit einander.“

„Ihr kennt meinen Namen: ich bin Isidore von Lohma.“

„Und habt Lust Herzoginn zu werden,“ antwortete Kunz mit furchtbarem Hohne, wandte sich und ging, seinem Heere Befehl zum Aufbruch zu geben.

Vernichtet durch dieses Wort war Isidore zu Boden gesunken. Tröstend hob sie Neko auf und sagte halb laut: „Ruhig, ruhig! wenn auch das Herz bricht. Siehst du denn nicht, wie der Henker sein blutiges Haupt empor hebt? das hat er allein an die jetzt verdient.“ Und schweigend wan-

derten sie durch die schauerliche Nacht hinüber nach Rochlitz zu.

Still und langsam ging der Zug des Heeres über die kleine Strecke Landes bis nach Gera. Die Nacht war rabenschwarz und nur die Wachfeuer verriethen das Lager der Böhmen. Als sie nah genug heran waren, befahl Kunz anzugreifen. Er selbst sprengte voran und that den ersten Schuß. In wenigen Minuten waren die wachsamen Böhmen alle in den Waffen und ein hartnäckiger Kampf begann, den die Finsterniß noch wilder und gräßlicher machte. Kunz war über die Zudringlichkeit des Taters und den Nonne recht bitter grimmig geworden und hieb, sich selbst vergessend, wüthend ein. Ein fürchterliches Gemetzel entstand; der Freund erkannte den Feind nicht mehr und schlug wohl auf seinen Genossen; die Büchsen knallten und die Hörner der Böhmen heulten durch die Nacht. In der Stadt ward es auch lebendig und das Thor öffnete sich, als der Brandenburger Markgraf von der einen und der Herzog Wilhelm von der andern Seite heranstürmten. Heinrich von Gera, der einen Ausfall that, wurde von der Übermacht der Feinde wieder in die Stadt zurückgedrängt, ein Theil von Kunzens Haufen warf sich mit hinein, worunter auch

Wilhelm von Mosen war. Kunz aber hieb sich eine breite Straße durch die Feinde und wäre glücklich entkommen, wenn nicht eben Albrechts Schaar ihm entgegengestürmt wäre. Die Böhmen fielen ihm nun in den Rücken, rissen ihm die Waffen aus den Händen und schleppten ihn als einen Gefangenen in ihr Lager. Dort fand er seinen Gefährten Niklas Pflug, der schon lange vorher bezwungen worden war. Kunz war in sich verschlossen und begegnete der angstvollen Gesprächigkeit Pflugs mit einem düsteren Schweigen. In der Frühe des anderen Tages ließ sie der Feldherr der Böhmen als seine Gefangene mit starker Bedeckung nach seinem Vaterlande bringen. Kaum waren sie fort, so befahl der Herzog Sturm auf die Stadt zu laufen. Der Angriff geschah, aber haufenweise stürzten seine Krieger von den Sturmleitern in die Gräben herab; Tod und Verderben schleuderten die verzweifelten Helden von dem Walle hernieder und selbst die starken Böhmen wurden zurückgeschlagen und verloren durch den großen Menschenverlust den Muth, noch einen Sturm zu wagen. Als der Tag sich neigte, zählten die Herzoglichen eine Menge Leichen, deren Zahl Apel Vitzthum jedoch dem Herzog verhehlte, der seinen Unmuth über das Fehlschlagen

seiner Hoffnungen von Katharinas nächtlichen Küssen verscheuchen ließ.

Am andern Morgen trat Apel an ihres Feldherrn Hand unter die Böhmen und forderte die kampfunlustigen zum neuen Sturm auf. Der Fürchterliche versprach ihnen auf eigene Faust, daß sie die eroberte Stadt plündern und alle Beute allein behalten sollten; in Sengen, Brennen und Morden würde kein Befehl ihnen ein Ziel setzen, Weiber und Mädchen sollten ihr Eigenthum sein und sie mit Allem, was sie fänden, nach Belieben schalten können. Dieses Versprechen war für die rohen Gemüther zu reizend, als daß sie der Aufforderung hätten widerstehen können. Begeistert durch die Hoffnung eines baldigen viehischen Genusses und durch das Übermaß von Wein, das ihnen Apel reichen ließ, lechzten sie bald nach Blut und Kampf. Apel berichtete dem Herzog von ihrem guten Willen und dieser befahl darüber erfreut den wiederholten Sturm. Die Büchsen donnerten, die Hörner gaben das Zeichen zum Angriff, rasch warfen sie die Leitern an die Mauer und stürmten von allen Seiten der Stadt wie Rasende hinauf. Und ob auch hunderte wieder todt herabstürzten, immer drängten neue nach und Mancher der Belagerten fiel auch vom Todesstoße

getroffen. Über ihre Leichen hin stiegen die Böhmen in die Stadt, Schwarm auf Schwarm drängte nach und der Kampf erneuerte sich in den Straßen. Andere sprengten indessen von innen das Thor auf und die Markgräflichen und Herzoglichen zogen, Apel an ihrer Spitze, ein. Wilhelm blieb im Zelte bei Katharinen. Nun begann ein Menschheit empörendes Blutbad. Nicht nur daß die Krieger des Grafen Reuß auf den Straßen und in den Häusern niedergemetzelt wurden, selbst Kinder und Greise blieben nicht verschont, Frauen und Jungfrauen wurden von den Grässlichen frech geschändet und dann ihrer Mordlust geopfert. Blut floß durch alle Straßen, das Brüllen der Mordlustigen und das Wimseln der Sterbenden erfüllte die Luft, und bald gesellte sich das Prasseln der Flammen dazu, die aus den Gebäuden hervorschlugen und das Krachen, das diese mit ihrem Zusammenstürzen erzeugten. Durch Blut immer noch blutgieriger gemacht traten die Sieger aus allen Grenzen der Menschheit heraus und der grässliche Apel war ihnen Vorbild und Aufmunterung. Schrecklicher rasseten Tod und Verderben in Häusern und Straßen, wilder jauchzten die Flammen und nach einigen Stunden brannte die ganze Stadt. Ein Haufe der unglücklichen Einwoh-

ner hatte sich in die damals kleine St. Salvatorkirche geflüchtet, um unter dem Schutze des ewigen Welterretters sicher zu sein vor der unerhörten Grausamkeit ihrer Brüder. Aber schonungslos und aller Erbarmung leer, ließ Apel unter die dicht Zusammengedrängten schießen und Feuer an die Kirche legen, und da ihre Mauern noch nicht einstürzen wollten, Kanonen auf sie abfeuern. Von der Kraft der Kugeln erschüttert, die steinernen Wände und begruben unter sich die armen Opfer unseliger Rachsucht. Über sechstausend Menschen, Kinder und unschuldige Bewohner der Stadt wurden durch das Schwert der Sieger und das Feuer hinweggerafft. Heinrich von Gera selbst geriet mit vielen andern Rittern in Gefangenschaft der Böhmen, und wurde einige Tage nachher nach Prag gebracht, wo er nicht lange darauf an der Pest starb.

Wilhelm von Meißen hatte ein Häuflein seiner Leute um sich versammelt; in ihrer Mitte hielt er auf seinem Rosse die geliebte Cäcilia im Arme. Vor sie hatte sich der getreue Wiland gestellt, entschlossen sein eigenes Leben für das ihrige zu wagen. So hatten sie sich nach dem südlichen Theil der Stadt bis an das Waidaische Thor zurückgezogen, und als nun der Hauptsturm von Meißen her brauste

und im Kampfe keine Rettung zu hoffen war, da riß Wiland mit einigen Andern das Thor auf, und die kleine Anzahl sprengte hinaus. Kaum aber hatten sie das Freie erreicht, als auch die Herzoglichen schon von allen Seiten über sie herfielen. Wie Löwen kämpften die treuen Krieger und bahnten sich immer weiter die Straße über Leichen, aber es sank auch von ihnen einer um den andern sterbend vom Pferde. Wiland hatte schon mehrere Wunden, endlich stürzte auch er, von einer Kugel getroffen und über ihn hin setzte Mosens Pferd und erreichte glücklich das freie Feld, von keinem Feinde mehr verfolgt. —

Herzog Wilhelm schauderte, als er am folgenden Morgen über die Leichenhaufen schritt und Weiber, Kinder und Greise darunter erblickte, er erbebte als er die brennende Stadt, die zerstörten Kirchen sah, und sein Herz wallte vor Zorn und Unmuth über, als sein Befehl, dem Greul Einhalt zu thun, von den Böhmen verlacht wurde und sie sich darauf beriefen, daß Apel Vitzthum ihnen Alles erlaubt und Alles preisgegeben habe. Das hatte er nicht gewollt und den unmenschlichen Mißbrauch der Gewalt, welche er Apeln verliehen, zum erstenmal deutlich erkennend, ergrimmte er über den

grauen Diener. Unverzüglich eilte er in das Lager zurück und sandte Boten aus, um Apeln aufzusuchen, mit dem Befehl an ihn, sogleich auch im Lager zu erscheinen.

Von all den schrecklichen Bildern, die er gesehen, empört, rollte des Herzogs schwarzes Auge und seine Fäuste ballten sich. Katharina stand neben ihm im Zelte und entflammte mit spöttischen Äußerungen über seine zeitherige Unmündigkeit, das Herus Flamme zur Wuth. Apel war ihr lange schon ein Dorn im Auge gewesen; dieser Übermüthige hatte ihr den größern Theil der Herrschaft über Wilhelm geraubt, die zweifelsohne in ihre Hände fallen mußte, wenn er dessen Gunst verlor. Schon hatte sie in den Stunden, wo der Herzog ihr ganz anheim fiel, oft von fern her auf Apels Sturz hingearbeitet, und mancher Ton, den sie anschlug, klang beim Herzog wieder; denn es konnte ihm, dem Stolzen, nicht gleichgültig sein, ihr als ein unselbstständiger Knabe, Apels Leitung gänzlich hingegeben, zu erscheinen.

Apel kam auf den erhaltenen Befehl nicht, und je länger Wilhelm warten mußte, je höher stieg seine Wuth.

„Seht ihr den treuen Knecht!“ lachte Katharina. „Nicht vergeblich habt ihr ihn zum Herrn

des Frankenlandes gemacht; er weiß den Fürsten gut zu spielen. Seine Befehle, merk ich wohl, gelten mehr, als die eurigen."

„Er soll einen Verweis erhalten, wie noch nie, und empfinden, daß er mein Vasall ist und meine Güte mißbraucht hat."

„Ihr werdet ihm nicht viel anhaben!" war Katharinas spöttische Antwort.

Apel trat endlich nach langem Harren herein.

„Warum bist du nicht gehorsam meines Wortes?" donnerte ihm der Herzog entgegen. „Ich ließ dich sogleich zu mir entbieten und du kommst zwei Stunden nachher!"

Apel sah zweifelhaft bald den Herzog bald Katharinen an, und fast konnte er das Lachen nicht unterdrücken über Wilhelms ungewohnten Ton. Aber kaum hatte er in Katharinas Augen die triumphirende Freude glänzen gesehen, so erkannte er auch den neuen Feind, furchtbarer, als der Churfürst und alle auf ihn erbitterten Ritter, den Feind, den er seither nur heimlich geahnet hatte.

„Ich begreife nicht," wandte er sich mit einem unwilligen Tone zum Herzog, „wie ihr mein Ausbleiben übel deuten könnt; ich war in eurem Dienste und kam demselben treu nach."

„Hast du wieder Weiber und Säuglinge gemordet; hast du die Gotteshäuser vollends niedergebrannt und die Heiligenbilder zerschlagen? Ungeheuer, wer befahl dir das?"

„Herzog, vergeßt euch nicht gegen meine grauen Haare!" erwiderte Apel mit verbissener Wuth.

„Ja du hast recht!" rief der Herzog zornglühend weiter. „Darum geh mir aus den Augen; ich möchte sonst nicht an die Dienste denken, die du mir gethan. Geh und wage nicht eher vor mir zu erscheinen, bis ich dich rufen lasse."

Mit rollenden Verderben leuchtenden Augen verließ Apel das Zelt, nachdem er Katharinen vorher einen tödtlichen Blick zugeworfen hatte. Sie verstand ihn, und zu dem lieben getreuen Kyappen sich wendend, flüsterte sie ihm leise zu: „Cäsar, laß diesen Mann nicht aus den Augen, berichte mir genau wohin er geht, mit wem und was er spricht!" und Cäsar eilte den Befehlen seiner gütigen Herrinn nachzukommen.

Am Abend brachte er die Nachricht, daß Apel am Tage unmäßig viel Wein getrunken habe, dann in die Stadt gestürzt sei, um die Krieger zu noch größerer Wuth zu entflammen. Jetzt sitze er bei seinen Brüdern und Verwandten im Rathhaus im entlegen-

ſten Zelte an dem Elſterufer, und tobe wie ein feuerſpeiender Berg über ſie und den Herzog.

Katharina bedachte ſich nicht lange, ſie eilte zu Wilhelm, faßte ſeinen Arm und ſagte: „Kommt ſchnell, Lieber, ihr ſollt wichtige Dinge vernehmen!“ und verhüllt eilten ſie in der Dunkelheit dem ſie leitenden Cäſar nach. Der vor dem Zelte ſtehenden Wache gab ſich der Herzog ſogleich zu erkennen und entfernte ſie. Ungehindert traten ſie zum Zelte, in dem die vom Weine erhitzten Geſellen lärmten.

„Und ich ſag's euch noch einmal und will's euch noch hundertmal ſagen, und wenn's euch zu todt ärgern ſollte; die Katharina iſt eine ſchlechte Metze!“ rief Apel zu Bernhard Kochberg.

„Sie iſt meine Schwägerinn!“ entgegnete dieſer, „und ich leid es nicht, daß ihr ſie öffentlich beſchimpft.“

„Habt Geduld, ich will ihr ſchon einen Balken in den Weg legen, über den ſie den Hals brechen ſoll. Sie und kein Menſch weiter hat den Herzog auf mich aufgehetzt und das ſoll ſie mir entgelten!“

„Ihr habt's darnach gemacht!“

„Und wenn ich das Land abgebrannt hätte, so durfte mir der armselige Knabe nicht so kommen. Ich schwör's euch zu, sie sollen Beide meine Rache fühlen."

„Nun du wirst dem Herzog doch nicht zu Leibe gehen wollen?" lachte Busso.

„Ich kenne mich nicht vor Wuth! Erst stiehlt mir der Churfürst vom Scharfenberg mein wohlerspartes Eigenthum —"

„Das ihr den Thüringern abgenommen, weil's die Leute nicht zu hüten verstanden. Ihr wolltet ihnen eine Sorge weniger machen," spöttelte Kochberg.

„Ihr hängt den Mantel nach dem Wind!" brüllte Apel, „und seid ein Schurke wie der Herzog! — —"

Wilhelm konnte sich nicht mehr halten. Mit bloßem Schwerte, Tod schnaubend und an allen Gliedern zitternd, stürzte er in das Zelt. Erschrokken sprangen alle Ritter auf, Apel aber hatte seinen Feind ersehen, zog schnell auch sein Schwert und erwartete gefaßt den Angriff.

„Elender! Erbärmlicher! deine Stunde hat geschlagen!" rasete der Herzog und wollte auf ihn

einbauen, aber Katharina hatte ſich an ſeinen Arm gehängt, und rief dazwiſchen:

„Herzog, bedenkt, daß er unwürdig iſt von eurer Hand zu ſterben. Überlaßt ihn der Rache der Hölle!“

„Du haſt recht!“ erwiederte Wilhelm. „Sein Blut würde mein Schwert ſchänden. Fort, alter ſündiger Wicht! Erbärmlicher Graukopf, auf den ich alle Wohlthaten gehäuft! Fort aus meinen Augen! Hüte dich, daß du nicht wieder in meine Nähe kommſt, ſonſt laß ich dich von meinen Troßbuben meucheln!“

„Erſpart eure Galle!“ erwiederte Apel ruhig, und verzog keine Miene ſeines ſteinernen Geſichtes. „Ich bin es ohnedies überdrüßig, einer Beiſchläferinn unterthan zu ſein. Ritter Kochberg, ihr paßt euch beſſer dazu; nehmt meine Stelle ein und begebt euch unter den ehrbaren Schutz eurer tugendhaften Schwägerinn.“

Damit verließ er das Zelt hohnlachend. —

Am andern Morgen verlautete, daß er nach Rom gereiſt ſei, um an St. Petri Stuhl Buße zu thun. Seine Brüder und mehrere Andere ſeiner getreuen Anhänger verließen das Heer und von der ganzen Geſellſchaft blieb Kochberg faſt allein

übrig. Der nicht minder schlaue Mann wußte seinen Vortheil zu benutzen, und der schönen Katharina schmeichelnd, stieg er täglich in der Gunst des Herzogs und war bald sein einziger geheimer Rath.

Vollbracht war also durch ein einziges Weib das schwere Werk, woran der mächtige Sachsen-Churfürst, der tapfre Kunz und viele Männer vergeblich gearbeitet hatten, zu dessen Vollführung so vieles Blut geflossen und Tausende arm und unglücklich geworden waren. Ohne Mühe hatte sie den gefährlichen Feind geschlagen. —

Die Böhmen ließen sich keinen Einhalt thun; ungestört gaben sie sich der zügellosesten Raub- und Mordlust hin. Nach einigen Tagen war die ganze Stadtmauer niedergerissen und das unglückliche Gera selbst war bald ein Stein- und Aschenhaufe. Dann zogen sie davon und überließen den wilden Herbststürmen, die nun heftig hereinbrachen, das traurige Amt, die Asche zu zerstreuen und in den Ruinen der Kirchen ein Sterbelied zu heulen. —

Die Zerstörung der alten Stadt Gera machte im teutschen Reich großes Aufsehen und Aergerniß. Alle Stände desselben entsetzten sich ob der unerhörten That. Der Erzbischof von Mainz wandte sich an den Kaiser und forderte ihn im Namen aller

Churfürsten auf, dem gräßlichen Unheil mit den ernsthaftesten Maßregeln zu steuern. Schon in der nächsten Woche erschien eine Gesandtschaft, durch die Räthe des Erzbischofs verstärkt, in den herzoglichen und churfürstlichen Lagern. Ein kaiserlicher Brief bedrohte jeden Fürsten, der noch eine Feindseligkeit gegen den andern beginge, mit der Reichsacht, und der Unwille des ganzen teutschen Volks sprach sich so mächtig aus, daß die fürstlichen Brüder, zu spät von ihrem Wahnsinn erwachend, friedliche Gesinnungen zeigten. Der Churfürst war um so eher zur Vereinigung geneigt, weil der größte Stein des Anstoßes, Apel Vitzthum, entfernt war. Am 28. October fand eine Versammlung zu Krimmitzschau statt, die einen Waffenstillstand zur Folge hatte. Der Landgraf von Hessen kam wieder mit mehreren andern teutschen Fürsten, weltlichen und geistlichen herbei. Das Friedensgeschäft wurde mit dem größten Eifer betrieben; kein listiger Rath war mehr da, der es verhindert hätte. Die Brüder näherten sich mehr als je; denn Wilhelm waren nun endlich die Augen aufgegangen. Erst jetzt, da der Drache gestürzt war, wagten des Herzogs wahre Freunde ihn mit den Ränken und Schwänken desselben bekannt zu machen. Wilhelm erstaunte über das Übermaß al-

ler Bosheit und Niederträchtigkeit Apels und über seine eigene Verblendung.

Im Januar des Jahres 1451 kamen die Brüder mit allen ihren Räthen, ihren fürstlichen Schwägern, den kaiserlichen und erzbischöflichen Gesandten und einer Menge ihrer Lehnsleute zu Naumburg zusammen. Reuig sank Wilhelm an Friedrichs Brust. Beide verziehen sich alle Unbill, verziehen ihren Räthen und Vasallen wechselseitig und geboten eine Aussöhnung auf ewige Zeiten unter Allen. Der Friede wurde mit Herzlichkeit geschlossen und gehalten. Niemals vereinigten sich die Brüder mehr. —

Die Gefangenen wurden gegenseitig ausgewechselt; unter ihnen war auch Graf Ludwig von Gleichen. Aber sein Schwager Heinrich von Gera blieb in der Böhmen Hände, bis er starb. Man hatte den Gräflichen alle gemachte Beute und alle ihre Gefangenen zugestehen müssen, und erst so bereichert, waren sie zum Abzug zu bewegen.

Die Schwarzburgischen Erbstreitigkeiten wurden erst nach drei Jahren ganz in's Reine gebracht.

Schwermüthig war Kunz von Kauffung an Niklas Pflugs Seite ihren Begleitern gefolgt. Durch dichte Wälder hin nahmen sie ihren Weg und berührten keine Stadt als das hohe Kirchberg; von da überschritten sie weiter zwischen Schwarzenberg und Grünhain die böhmische Grenze. An derselben lagerte sich die ganze beträchtliche Schaar. Es war ein mäßiger Hügel, der nach Osten hinauf die Aussicht auf das Kunzen wohlbekannte Thal gewährte, an dessen rechter Seite das neue Bergwerk und an der linken die Köhlerhütten standen. Der Spätherbst hatte alle Bäume entblättert und die Wiesen waren gelb und abgestorben. Still und düster lag das ganze Thal vor ihm.

In dumpfes Brüten versunken, hatte Kunz nicht bemerkt, wie ein altes Bettlerweib aus dem nahen Walde auf sie zugehinkt war und die böhmischen Söldlinge um eine Gabe ansprach. Erst als sie zu ihm kam und ihn auf die Schulter klopfte, fuhr er wie aus einem schweren Traume auf und erschrak vor dem Angesicht des heimlichen häßlichen Gesichtes. Bekannte Züge starrten ihm

entgegen und unwillkürlich wurde er an Chiska erinnert. Sie selbst war es nicht, sie konnte es nicht sein; denn sie war ja todt, aber dieses Weib hatte viele Ähnlichkeit mit ihr, er mußte sie einst unter den Tatern gesehen haben.

„Was willst du von mir, alte Hexe?" sagte er mürrisch.

„Dich an dein Schicksal mahnen!" erwiederte sie mit hohler Stimme.

„Ich will von euch verfluchtem Volke nichts wissen; ihr habt mir den Kopf schon oft warm gemacht. Pack dich zum Teufel!"

„Hättest du auf Neko gehört, du lägst nicht hier und der Berg da vor dir und dies Thal würde für dich keine so schlimme Bedeutung haben. Kunz, merke dir diesen Platz da unten! In Freiberg sehen wir uns wieder!"

Furchtbar klangen diese Worte, wie von einem Geiste hervorgegurgelt. Ein Schauder überlief Kunzen; gern hätte er sie zurückgerufen, aber sie war schon wieder in dem Walde verschwunden. Der Ritter sank in einen wunderbaren Zustand, der die ganze Außenwelt ihm verschwinden ließ; aber desto lebendiger wurde es in ihm. Die Erinnerung an jenen Abend in der Höhle am Mark-

berg wurde ihm fast zur Gegenwart. Und die unseligen graunvollen Bilder, aus der Glut erwachsen, tauchten wieder in ihm auf und gewannen Glanz und Leben. Das wogte und webte Alles so unheimlich durcheinander, und dieweil eine unbesiegbare Müdigkeit wieder wie damals auf seine Augenwimpern drückte, glühte ein wundersames Leben in ihm auf. Erst der Aufbruch der Böhmen brachte ihn wieder zur Wirklichkeit zurück. —

Die gefangenen Ritter wurden nach Prag gebracht. Als sie schon einige Wochen dort verweilt hatten, öffneten sich eines Tages die Thüren von Kunzens Gefängniß, und herein trat Wilhelm von Schönfels. Freudig überrascht über den Eintritt seines Freundes, eilte Kunz auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

„Hat euch euer Unglücksstern auch nach Böhmen geführt?“ rief er aus.

„Nein mein Glücksstern müßt ihr sagen,“ erwiederte Schönfels. „Böhmen hat mich zu einem zufriedenen Gatten gemacht und mir an der Seite meines guten Weibes eine Seligkeit bereitet, die mir euer Churfürst hämisch entreißen wollte.“

„Ihr seid schon verheirathet?“

„Seit einer Woche, und gehe nächstens nach Franken und Thüringen zurück, um meine Güter zu verkaufen und dann in Böhmen meinen Wohnsitz für immer aufzuschlagen.“

„Wie habt ihr so schnell Bernhard Vitzthums Einwilligung erhalten?“

„Er ist hier mit seinem ganzen Hause. Wißt ihr nicht, daß alle Vitzthume beim Herzog Wilhelm in Ungnade gefallen sind?“

„Kein Wort!“ erwiederte Kunz erstaunt.

Schönfels erzählte Apels Schicksal, das ein gleiches seiner Brüder zur Folge gehabt hatte, und Kunz konnte seine Verwunderung nicht mäßigen.

„Dem Churfürsten,“ schloß Schönfels, „bleibt übrigens meine Rache gewiß. Aufgeschoben ist noch nicht aufgehoben. Er soll seinen an mir bewiesenen Übermuth bereuen, so wahr ich ein Ritter bin!“

„Was wollt ihr ihm anhaben?“

„Glaubt mir, die Böhmen sind ihm alle gram, und wenn ihr der Wahrheit die Ehre geben wollt, so müßt ihr gestehen, daß sie nicht unrecht haben. Sein stilles mildes Wesen ist doch am Ende weiter

nichts, als Falschheit. Nicht übel sagt das Sprichwort: stille Wasser sind tief. Bei ihm trifft's wahrlich ein; denn er hat die Tücke faustdick hinter den Ohren sitzen, indem sein Mund euch schmeichelt."

„Eure Erbitterung macht euch zu streng gegen ihn. Ihr seid nicht parteilos und könnt deshalb nicht urtheilen."

„Kunz, ich befürchte, daß ihr mir vielleicht zu spät einst beistimmen werdet. Euch lockt der eitle Ruhm, und der schlaue Churfürst versteht euch zu benutzen; aber der Friede ist stark im Werk, und Wittenberg hat mit den kaiserlichen Räthen gemeinsame Sache gemacht, Magdeburg arbeitet mit ihnen die Friedensbedingungen aus, und sie sind stets um den Churfürsten. Euer wird man wahrlich nicht viel dabei erwähnen."

„Ihr sprecht wie mein Ohm, der Bischof von Meißen, und ich kann euch in manchen Punkten nicht ablegen. Schon einmal bin ich selbst an dem Churfürsten irre geworden."

Die Ritter sprachen noch lange zusammen und in Kunzens Seele wuchsen die bangen Be-

forgnisse. Doch schmeichelte ihm auf der anderen Seite auch wieder die Hoffnung, bald auf den Herzog Wilhelm einwirken zu können, da ihm Apel nicht mehr im Wege stand. Auch hatte er ja vom Churfürsten und seiner Gemahlinn das Wort, daß er nach beendigtem Kriege die höchsten Ehrenstellen begleiten solle; dieses Versprechen mußte ihnen heilig sein.

Ein solcher hin und her wogender Widerstreit hatte sich seiner Seele bemächtigt, und oft noch trat des Herzogs Sigismund Bild hinzu, ihn an das Versprechen zu mahnen, welches er Wilhelm von Meisen gethan, und die Unruhe seiner Seele ward noch größer.

Die Böhmen forderten für ihn und Niklas Pflug ein großes Lösegeld, und schon war der Bote an den Churfürsten abgeschickt, um ihm die Summe zu melden. Mit Ungeduld erwartete Kunz seine Wiederkehr. Aber lange mußte er harren; denn erst wurde der Friede in Naumburg geschlossen, eh man am churfürstlichen Hof ernstlich an die Auslösung der Gefangenen dachte, und Kunz mußte den Anfang eines trüben Winters einsam in seinem Gefängniß erleben, das ihm zwar der königs-

liche Statthalter, Georg Podjebrad, menſchenfreundlich erleichterte, aber er war doch fern von ſeinem Weibe und ſeinen geliebten Söhnen, war auf der ſchönen Bahn zu ſeinem Ziele gerifſen, die er kaum mit wahrem Glück betreten hatte und ſchaute ungewiß in die Zukunft.

Kunz von Kauffung.

Von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Leipzig,
W. Engelmann.
1828.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Kunz von Kauffung.

Novelle aus der Geschichte Sachsens.

Dritter Theil.

Aus den gräßlichen Schrecken des Todes glücklich gerettet war Wilhelm von Mosen mit dem treuen Mädchen auf wohlbekannten Wegen nach der Burg Kauffung geeilt, die sich seinem bedrängten Geiste als erster und sicherster Zufluchtsort darbot. Nach überstandener schwerer Angst schmiegte sich die liebesüße Braut an ihn, sein Gesicht ruhte auf ihrem weichen warmen Nacken, sein Hauch bewegte ihre glänzend schwarzen Locken und öfter beug sie sich rückwärts und ihr frischer Mund begegnete dem seinen. Als ob es wisse, welch' helde Laß ihm aufgebürdet sei, strich das muntere Roß flüchtig aus, trug das glückliche Paar durch die Wellen der Mulde und hielt erst im Hofe der hohen Burg.

Anna, die nach der Churfürstinn Entfernung von Kriebenstein hierher zurückgekehrt war, sprang ihnen mit angstbeklemmtem Herzen entgegen. Seit Margarethas Scheidekuß hatte dieses unerklärliche Bangen ihre Brust nicht mehr verlassen. Bleich und doch mit Standhaftigkeit hörte sie von Mosen die Gefangennehmung ihres Gemahls. Kein Klagewort schlüpfte über ihre Lippen; vielmehr küßte sie, den ungeheuern Schmerz bekämpfend, Eisstellen auf Stirn und Mund, hob sie in ihren Armen vom Pferde, und führte das liebende Paar in die hohen Gemächer des Felsenschlosses. Erst als ihre Knaben jubelnd über die Ankunft der Gäste ihr entgegen hüpften, umschlang sie dieselben mit Heftigkeit und ein Paar große Thränen rollten ihr, ohne daß sie es selbst wußte, über die Wangen und zeugten von der Größe ihres Schmerzes.

„O, Frau Anna," rief Mosen bitter und im Tone des Vorwurfs, „hätte er jemals auf meine Stimme, auf den Rath des Freundes gehört, es würde jetzt ganz anders mit uns stehen!"

„Tadelt ihn nicht!" erwiderte die Zerknirschte ernst, im Bewußtsein, daß sie selbst ihrem Gatten, widerrathen, Mosens unsichern Planen zu folgen. „Er hat nach Überzeugung und Pflicht gehandelt."

„Ein warnendes und rathendes Wort hätte er nicht verachten sollen."

„Ein Höherer lenkt unsere Schicksale, wir wollen nicht mit einander rechten. Hat euch doch auch ein wunderbares Geschick zu diesem liebenswürdigen Wesen geführt: so leiten die ewigen Mächte unsere Schritte, wir schwachen Menschen sind nur das Werkzeug zur Vollbringung ihres Willens."

„Ein fürchterlicher Glaube, der uns allen freien Willen raubt!" sagte Mosen.

„Und doch ist er auch der meine und der, welcher am meisten tröstet. Hast du es nicht oft genug von Neko gehört, daß die Sterne allein unsere Führer sind?" setzte Estrella hinzu.

„Aber Kunz konnte einen andern Weg gehen, der ihn zum glänzendsten Glück geführt hätte, Neko bot ihm so oft die Hand dazu, und hartnäckig schlug er sie stets aus."

„Die innere Notwendigkeit, die ihr freien Willen nennt, hat ihn getrieben."

„Der Churfürst wird ihn auslösen, ihm sein ehrenvolles Versprechen halten und ruhig wandert er dann wieder seine Bahn fort," sagte Anna sich

selbst tröstend, obgleich ihr innerer ahnungsvoller Sinn diesen Worten zu widersprechen schien. —

In der seelenguten Estrella Umgang, die der gebeugten Frau den herben Kelch auf alle Weise zu versüßen suchte, in der zärtlichen Sorgfalt gegen ihre Söhne vergingen Annen die winterlichen Tage. Das liebenswürdige Tatermädchen gewann bald ihr ganzes Herz und ihr angeborener Stolz machte dem Gefühle der Freundschaft Platz, obgleich der noch immer nicht unterdrückte Flug ihrer Entwürfe ihre innige Vereinigung verhinderte; denn Estrella war stets das harmlose Kind ohne Wünsche, als ihres Wilhelms Liebe, ohne Entwürfe, als ihn so glücklich als möglich zu machen.

Anna hatte gehofft von der Churfürstinn eine tröstende Zusprache zu erhalten, aber es erschien kein Bote, ihr dieselbe zu hinterbringen; dies machte sie allmälig ängstlich und sie konnte ihren Kummer darüber den Gästen nicht verbergen.

„Ich fürchte nur zu sehr," sagte Mosen, „daß der Churfürst an euch wortbrüchig wird; es wäre ja nicht das erste Mal. Den Fürsten und Herrscherhäuptern ist so etwas wohl erlaubt, und Friedrich ist gerade nicht der Mann, der eine Ausnahme von der Regel macht."

„Nein, Ritter!“ erwiederte Anna fast bitter, „sprecht nicht so unmündig von unserem Herrn! Wer soll noch Wort halten, wenn er es nicht thut? Er liebt und schätzt meinen Gemahl und weiß nur zu gut, welche großen Dienste ihm derselbe seit langen Jahren geleistet hat. Ein heilig Versprechen hat er in Kunzens Hand gelegt, und Margaretha, deren wahrhafter Gunst ich mich erfreue, hat mir dasselbe gar oft wiederholt.“

„Und doch lassen sie euch ohne Trost in eurer Betrübniß!“ sagte Estrella nachdenklich, erfaßte Annas Hand und schaute fast unwillkührlich in die innere Fläche derselben.

„Was seht ihr so starr in meine Hand?“ fragte Anna ängstlich. Estrella schüttelte ihr schwarzlockiges Haupt, ernst und schmerzlich waren ihre Züge geworden und ihre glänzenden Augen standen voll Thränen. Schweigend ließ sie die Hand wieder sinken und die Bitten der Ritterfrau vermochten sie lange Zeit keine Deutung abzugewinnen. Erst als Anna sich entfernt hatte, wandte sie sich schwermüthig zu Moses:

„Dieser guten Frau ihre Hoffnungen zu rauben, wäre sündlich, aber leider wird auch nicht eine derselben erfüllt werden. Ein böses Geschick

hat sie zeither immer mit bunten holden Bildern gelauscht, um die unvermeidlichen Schläge künftig desto schmerzlicher auf sie zu führen. Schon harret das schwarze Verhängniß an dem Thore dieser Burg und klopft mit leisem Finger an; aber es wird daran schlagen, daß die Mauern erbeben und der Boden dröhnt, es wird das Thor sprengen und herein dringen und wild und furchtbar die leeren Säle durchschreiten."

Mosen schauderte vor dem Spruche der Seherinn; er deutete ihn auf Kunzens Fall in der Gunst des Churfürsten, die er ebenfalls voraus zu ahnen glaubte, aber eine gräßlichere Erfüllung war ihm aufbehalten. —

Mit dem Anfange des neuen Jahres war Annas Befremden über das Schweigen der Churfürstinn gestiegen. Einsam flohen die trüben Tage des Winters; eine gewitterbange Stille schwebte über den Bewohnern der Burg, die nur selten durch die Besuche von Dietrich und Heinrich von Kauffung, Hildebrand von Einsiedel, dem Ritter von Meckau und einigen andern Freunden Kunzens unterbrochen und durch die Munterkeit der Söhne Annas etwas belebt wurde. Hildebrand schien seiner Schwester die veränderte Stimmung des Hofes

verbergen zu wollen, und doch verrieth sein ganzes Betragen, was sein Mund verschwieg.

Nach einiger Zeit erhielt Anna die Nachricht von ihm, daß der älteste Prinz des Churfürsten, Friedrich, gestorben und Margaretha untröstlich sei. Anna kannte die große Liebe der fürstlichen Mutter zu ihren Kindern, vorzüglich zu den Söhnen, und war oft Zeuge ihrer Zärtlichkeit gewesen; sie empfand selbst als Mutter zweier liebenswürdiger Knaben den größten Schmerz über diesen Verlust und fühlte sich plötzlich so zu der gebeugten Mutter hingezogen, um ihr Trösterinn zu sein im schweren Leidenskampfe, daß sie aufbrach und nach Altenburg eilte. Moses und seine Geliebte blieben als Hüter der Burg zurück.

In Trauer fand sie den ganzen Hof, als sie in das wohlbekannte Schloß trat; schwarzbehangen waren alle Säle. Todtenstille herrschte im großen Hofraum, auf den breiten Treppen, in den langen Hallen und Gängen. Das laute Treiben, das sonst hier waltete, war verdrängt; bange Trauer hatte seine Stelle eingenommen. Die Diener schlichen leise wie Gespenster vorüber und nur einzelnes verhaltenes Weinen, krampfhaftes Schluchzen und dumpfe Trauerlaute störten, aus den Gemächern

hervortönend, die ängstliche Stille. Mit beklommenem Herzen trat die edle Ritterfrau in den großen Saal, der an der Kirche sich befindet, und jetzt der Kirchensaal heißt. In der Mitte desselben stand der hohe Katafalk von silbernen mit schwarzem Flor überzogenen Candelabern umstellt, düster brennende Kerzen warfen ihr Licht schläfrig dem heiteren Tag entgegen, der durch die Spalten der verhängten Fenster drang. Ernste Marschälle standen mit ihren umflorten Stäben wie Wächterinnen um die Estrade, auf welcher der verstorbene Graf mit dem kalten eisfarbigen Prinzen ruhte. Nicht schmerzhaft schien ihn der Kuß des Todes berührt zu haben; denn sein sonst immer sanftes Gesicht lächelte wie verklärt; die langen blonden Locken kräuselten sich auf seinem blendend weißen Halse.

Anna schaute sich fast schaudernd in dem schwarzausgeschlagenen mit großen silbernen Schilden verzierten Saale um. An den Wänden desselben sah sie einzelne Menschengruppen und vernahm nur ein leises Flüstern. Unruhig fragte sie einen vorübergehenden Diener nach der Oberhofmeisterin und dieser wies sie nach der Ecke, welche an die Kirche angrenzt. Sie wandte sich dahin, und als sie nähertrat, erkannte sie in der Mitte der dort ver-

sammelten Frauen die edle Margaretha auf einem Ruhebette bleich und matt liegend, das Haupt hatte sie an die Brust ihrer Base, der frommen Herzoginn Anna, gelehnt; ihre Hände hatte diese theilnehmend gefaßt und auf ihren Schoos gelegt. Der Herzoginn Thränen flossen reichlich aus den himmelblauen Augen, ohne daß sie dieselben trocknete. Die Churfürstinn weinte nicht, aber ihre wunden Augen zeugten, daß die Quelle erschöpft war, nur zuweilen erhob sich ihre stolzgebaute Brust hoch und ein langer zitternder Seufzer entstieg derselben. Ringsum standen die Hoffrauen der beiden Fürstinnen und bedeckten ihre Gesichter mit weißen Tüchern. Alle waren in die tiefste Trauer gekleidet. Anna nahte sich fast unbemerkt, erfaßte die verbundenen Hände der Fürstinnen, und beugte sich nieder, sie zu küssen. Die beiden trauernden Frauen richteten ihre Augen auf; wohlgefällig und mild blickte die Herzoginn, düster die Churfürstinn auf sie.

„Durchlauchtigste Frau," sagte Annens Gattinn mit Thränen, „ich kenne euer Leid mit zu tragen."

„Ich dank euch," erwiederte Margaretha. „Ihr habt mich und den guten Friedrich auf Arienfels zum letzten Mal froh gesehn; seitdem hat

die schleichende Krankheit an ihm genagt und ihn endlich aufgerieben, mir aber den tödtlichen Stachel in's Herz gedrückt.

„Werft eurem Kummer in Gottes Schoos und gedenkt der Schmerzensmutter, die ihren göttlichen Sohn an's Kreuz genagelt sah," tröstete ihn fromme Base.

„O weh mir!" klagte die gebeugte Churfürstinn weiter; „schon zum dritten Male trifft mich dieser harte Schlag. Drei meiner Söhne mußte ich schon von der blutenden Mutterbrust reißen und jedesmal den ältesten. Warmherziger Gott! nur zwei Söhne hab ich noch, sollten auch sie dahin welken, wie ihre Brüder? Der Gedanke erfaßt mich mit schaudernder Verzweiflung."

Indem sie noch diese angstgepreßten Worte sprach, öffneten sich vorne die großen Flügelthüren und der Churfürst schritt in einem schwindlichen einfachen Ritterrock herein an jeder Hand einen seiner Söhne. Mit Würde trat er an den Katafalk. Knieenden Dienern befahl er die Prinzen auf die Stufen der Estrade zu stellen, und mit weicher Stimme sprach er:

„Meine einzigen Söhne, seht euren erblichenen Bruder und lernt an seinem Sarge die Hin-

fälligkeit des Menschen. Über meinem Hause scheint ein böses Geschick zu walten. Teid fromm und gottergeben: sollte der Himmel das Schwerste über mich verhängt haben — —" Der Schmerz erstickte seine Worte. Dann fuhr er gefaßter fort: „Ihm, der, eine abgefallene Blüthe, vor euch liegt, wollte ich einst meine Krone hinterlassen, und oft sprach ich mit dem klugen gelehrigen Knaben über die Pflichten seines künftigen Standes. Er bedarf meiner Lehren nicht mehr. Ernst, du trittst an seine Stelle. Du bist alt genug, um einsehen zu können, was die obliegen wird, sollte der Himmel dich aufsparen zum Nachfolger meiner Länder. Meine nächste Sorgfalt wird nun dir gewidmet sein. Von ihm, dem geliebten Bruder, nehmt aber auf ewig Abschied."

Weinend ergossen die Prinzen des Todten schlummernden Bruders Haupt und riefen ihm ihren Schmerzgruß zu. Alles was im Saale war, schluchzte laut. Margaretha erhob sich und ging, auf ihre Schwägerinn gestützt, langsam den Prinzen entgegen, schloß sie in die Arme, drückte sie zärtlich an die mütterliche Brust und rief: „Gott im Himmel, erhalte sie mir, wenn ich nicht die Elendeste werden soll meines Volks!"

„Wir ruhen All in seiner Vaterhand," sagte Friedrich schmerzlich.

„O ich will auch diesen bittern Kelch austrinken, den mir der Himmel beschieden; nur nicht noch mehr, sonst muß ich erliegen.

„Der Herr wird euch bewahren!" sagte die Herzogin und legte wie Segen spendend ihre Hände auf der Prinzen Häupter.

Anna von Kauffung nahte sich, die holden Knaben zu küssen; als Albrecht sie gewahrte, sprang er lebhaft auf sie zu, umfaßte sie und fragte freundlich: „Wollt ihr mich mitnehmen auf eure Burg, liebe Frau, daß ich wieder mit euren Söhnen spiele?"

„Gern," erwiederte sie, „wenn es eure durchlauchtigen Eltern erlauben."

Da lief Albrecht zur Mutter, denn er war ihr Liebling, und trug ihr die Bitte vor; sie schüttelte schweigend das Haupt. Der Prinz ließ sich nicht irre machen und wandte sich an den Vater. Fünfter trat dieser hinzu und erwiederte den untertänigen Gruß der Ritterfrau kaum mit einem stolzen Nicken.

„Ritter Kunz ist nicht zu Hause, sagte er zu dem bittenden Prinzen, „und du möchtest Frau Annen zu viel Mühe machen."

„Noch hab ich keine Nachricht vom Schicksale meines Gemahls," sagte Anna. „Ein Wort von euch, gnädiger Herr, würde ihn seinem Hause wieder zuführen."

„Er mag den Böhmen ein Lösegeld zahlen," antwortete der Churfürst fast mürrisch, „und er ist frei. Was kann ich dafür, daß er tollkühn sich in ihre Schaaren gestürzt." Und seine Gemahlinn an den Arm nehmend verließ er mit der Herzoginn den Saal. Anna stand betäubt bei der Leiche des Prinzen und der schwarze Saal schien über sie her stürzen zu wollen. Jetzt erst machten die Trauergehänge einen fürchterlichen Eindruck auf sie; die silbernen Schilder glinzten sie an, als wenn ihr eigenes Todesurtheil auf ihnen geschrieben stände; der todte Prinz schien sie an sich zu ziehen und umarmen, die unbeweglichen Marschälle sie mit ihm in die Gruft tragen zu wollen. Halb bewußtlos eilte sie in den Hof, ließ sich von Schweinitz die Pferde verführen und verließ mit ihm eilig das Schloß, wo alle ihre Hoffnungen gemordet worden waren.

Zu Hause traf sie ihren Schwager Dietrich an und theilte ihrer Umgebung die Schreckenspost mit; Mesen und Estrella schenkten ihr Theilnahme, aber sie wunderten sich nicht über den vorhergeahnten Schlag. Dietrich brach ergrimmt auf, um nach Böhmen zu seinem Bruder zu reiten und seine Auslösung zu bewirken.

Nun erst in ihren Wänden kamen der stolzen von der Höhe ihres vermeinten Glücks gestürzten Frau Thränen, aber es waren Thränen der Wuth. Estrella tröstete sie vergeblich.

Die Tage wurden immer trauriger; um so angenehmer überraschte Mesen ein Bote von Etterlein, den ihm sein Knappe Wieland überschickte und ihn dringend zu einem Besuche einlud, weil er von den empfangenen Wunden noch schwach das Bette hüten müsse. Des treuen sehr geachteten Knappen Bitte wurde von dem liebenden Paare angenommen; der März gab schon einzelne sonnige Tage, und einer von ihnen wurde zur Reise bestimmt. [illegible] [illegible] ließ es sich nicht nehmen, sie zu begleiten; seine Freude über den wiederaufgelebten Freund war zu groß. Sie nahmen von der vernichteten Anna mit dem Versprechen Abschied, bald wieder bei ihr zu sein.

Glücklich langten sie am Abend desselben Tages in dem kleinen Hause des Köhlers Georg Schmidt zu Ettersein an. Ehrerbietig trat ihnen der treuherzige Mann und die freundliche Margaretha, seine Hausfrau, entgegen und führten sie zum Lager des guten Knappen. Freude leuchtete ihm bei ihren Anblick aus den Augen, jubelnd streckte er ihnen die Hände entgegen und Wolfram und Estrella erfaßten sie liebevoll.

„Nun werd ich bald gesund werden," rief Wieland, „ihr habt mir noch gefehlt, Herr Ritter, und ihr, edle Estrella." — Schweinig hemmte den Erguß der Freude seines Waffenbruders, indem er ihm an die Brust sich. Estrella benetzte unterdessen die Hand des treuen Jünglings mit Thränen des Dankes.

„Aber wie bist du denn gerettet worden? Wie ist es unbegreiflich! Für tot haben wir dich vom Pferde bei Vera stürzen sehen und dich lange betrauert und lebendig finden wir dich in Ettersein wieder."

„Laßt euch's von meinem Retter erzählen," antwortete Eduard seinem freudigen Herrn.

Und Schmidt trat von allen aufgefordert bescheiden heran und begann seinen Bericht, indeß

Schweinich schmunzelnd zu Wilands Häupten Platz nahm und ihm zuweilen liebkosend über die blassen Wangen strich.

„Wir hörten gar bald in unsern Hütten am Grünhainer Berg von dem großen Unglück, das die Stadt Gera betroffen und da war mir's, als sage mein innerer Geist mir an, daß der Wiland auch dabei gewesen sein müsse. Der Junge ist meiner einzigen Schwester Kind, und obgleich ich der Buben auch eine gute Handvoll habe, so war er mir doch immer so lieb wie mein eigenes Kind und seinethalb hab ich schon viel Trübsal ausgestanden, wie Ihr wohl wissen werdet, Herr Ritter. Gott weiß es, mein eigenes Leben hätt ich gern für den Brausekopf hingegeben! Nun zog mich's schier in's Land hinab nach ihm, und ich nahm noch ein Paar tüchtige Bursche mit, den Fischer und den Schumann, um den armen Jungen unter den Todten zu suchen und ihm ein ehrliches gutes Grab zu bereiten, weil wir nicht anders glaubten, als er sei erschlagen, wie fast alle churfürstlichen Leute in Gera. Als wir hinabkamen, machten's die Böhmen noch gar wild in der Stadt und an ein Begraben der Leichenhaufen war noch gar nicht zu denken. All mein lebelang werd ich den gräßlichen Anblick nicht vergessen. Die

Herzoglichen machten nicht viel Wesens mit uns und stellten uns mit harten Drohungen an die Frohn, und mit anderen Landleuten aus der Gegend mußten wir Todte einscharren. Wir paßten wohl auf und ließen auch nicht Einen in das Loch werfen, dem wir nicht erst in's Angesicht geschaut und ihn in Obacht genommen hätten. Aber all unsere Müh und Sorge war vergebens; Tagelang war ich verzweifelnd und hoffend zugleich, umsonst auf dem Schlachtfelde umhergeirrt, hatte die Steinhaufen durchwühlt und in den brennenden Häusern gesucht. Der Herzog, ein schmucker Herr, kam wohl selbst herbei und sprach uns zu; ließ uns auch nichts abgehen, aber wir gedachten doch traurig wieder heimzukehren; da begab sich's, daß ich einen hübschen Kriegsmann anging und ihm mein Leidwesen kund that; der berichtete mir nun, daß der Herzog sorgfältig alle Verwundeten in eine Kirche unter dem Schlosse Osterstein nicht weit von der eingeäscherten Stadt habe bringen lassen, vielleicht sei mein Christoph noch lebend und liege mit in der Kirche, vielleicht habe er sich auch durchgeschlagen, wie manche Andere.

Wir machten uns eilig auf den Weg und fanden den armen Jungen wirklich. Aber er war ob-

ne Sinne und erkannte uns nicht. Zwei tiefe Wunden hatte er am Kopf; die rechte Schulter war von einer Kugel zerschmettert und die Beine gequetscht. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich ihn aller Hülfe ledig, dem Tod schon halb verfallen auf dem Stroh liegen sah. Unser Entschluß war bald gefaßt; schnell bauten wir uns eine Tragbahre zusammen, machten sie so bequem als möglich, nahmen den Jungen auf unsere Schultern und trugen ihn in derselben glücklich bis in dieses Bette. Lange hat er mit dem Tode gerungen, aber sein junges Blut hat doch den Sieg davon getragen." Der ehrliche Schmidt schwieg und Estrella trocknete ihre Thränen, denen sie während der Erzählung des Köhlers freien Lauf vergönnt hatte. Schweinitz jubelte und Mosen faßte gerührt Wilands Hand.

„Zu meiner völligen Genesung," sagte dieser, „habt ihr mir allein gefehlt; ich kann euch die Sehnsucht nicht beschreiben, die ich nach euch hatte."

„Er hat schier den Mund nicht zugethan von euch, Herr Ritter," setzte Frau Margareth hinzu. „Wir mußten ihm endlich [illegible] und Boten nach euch ausschicken, von denen euch einer glücklich auf der Burg Kauffung aufgefunden hat."

„Guter, edler Mensch," sagte Mosen, „wieviel sind wir dir schuldig? Für unser Leben hast du fast das deinige geopfert und stets noch mit so treuer Anhänglichkeit unserer gedacht! Wie werden wir dir das Alles vergelten können?"

Da zog Wiland den Ritter zu sich herab und flüsterte ihm in's Ohr: „Legt ein gut Wort beim alten Klinger für mich ein, daß Lenchen mein Weib wird; ich bitt euch drum, nicht als Belohnung für meine Pflicht, denn die zu fordern wäre eine Sünde; aber aus eurer alten Gewogenheit zu mir." Dabei leuchteten seine Augen so freundlich und eine leise Röthe hatte seine bleichen Wangen überhaucht.

„Verlaß dich drauf, guter Wiland!" entgegnete ihm Mosen mit einem Händedruck.

In das Haus des armen Köhlers war nach langer Trauer die Freude eingekehrt, und die wiederholten Bitten der einfachen Leute vermochten endlich das liebende Paar zum Versprechen, einige Tage zu bleiben. Estrella war in ihrem Umgange heiter und froh und genoß Leben und Liebe hier mehr und inniger, als auf der öden Burg Kauffung, nach der zurückzukehren ihr fast graute. Als daher die festgesetzte Zeit ihres Aufenthaltes verstrichen war, vermochte ihr bittender Blick den Geliebten, noch

etwas zuzugeben. Schweinitz eilte mit dieser Nachricht zu Annen zurück.

Wiland erholte sich schnell und wurde jede Stunde munterer und stärker. Die seligste Hoffnung war ja wieder in seinem Herzen aufgegangen. Ein sehr warmer schöner Tag des Aprils lockte ihn endlich an Mosens und Estrellas Seite in's Freie hinaus. Heiter und gestärkt kehrte er zurück und nahm das Krankenlager nicht wieder ein. Die Sehnsucht seines Herzens machte nun den Wunsch in ihm rege, nach Grünhain, oder in die Köhlerhütten zu wandern, um Lenchen zu sprechen, oder wenigstens nur zu sehen. Mosen kam diesem seinen Verlangen mit dem Anerbieten entgegen, daß er sein Roß besteigen möge, da er zu einem Wege von mehreren Stunden doch noch zu schwach sei. Tags darauf, als die Sonne wieder heiter auf die Berge und in die Thäler herab sah, wanderten Mosen und Estrella Hand in Hand das Thal entlang, mit Wiland auf dem Pferde, über Langenberg nach dem Bergwerke. Als wenn es der Himmel zu ihrem Gunsten so gefügt hätte, fanden sie in der Zechenhütte desselben Frau Christinen mit ihrer Tochter, die das schöne Wetter an den Stollen herausgelockt hatte, den die Bergknappen noch unter Magdalenas Aufsicht und

für den Lohn derselben bebauten. Beide Frauen trauten ihren Augen kaum; denn Wiland war von der schlimmen Krankheit gar sehr abgemagert. Als ihn aber Lenchen nun wirklich erkannte, da lief sie ihm mit Freudengeschrei entgegen. Wiland umarmte sie kräftig und rasch; alle Mattigkeit, der letzte Rest der Krankheit, war aus seinen Gliedern gewichen. Die lange Getrennten vergaßen im Entzücken des Wiedersehens ihre Umgebung und feierten schweigend, wie entkörperte Wesen die namenlose Wonne dieser Minute. Frau Christine machte halb freudig, halb verlegen vor dem Ritter und seiner Braut einen Knicks um den andern und stammelte unverständliche, nicht zusammenhängende Worte. Verflogen waren den sich Wiedergefundenen die Augenblicke der größten Himmelsluft und allmälig begann nun ein Fragen, ein Reden und Erzählen. Lenchen war durch den Ritter Hanz von Kauffung schon vorigen Herbst noch, nach dessen Versprechen, von ihres lieben Christophs Leben versichert und ihr dadurch schon eine unaussprechliche Freude bereitet worden, aber es war ihr doch so neu, als erführe sie es jetzt erst und sie wurde nicht satt zu fragen, zu hören und Wilands Erzählung mit neuen Fragen zu unterbrechen. Mesen und Ursella freuten

sich der Liebe des guten von schwerem Leiden ver-
folgten Paares.

„Vergessen hab ich alles ausgestandene Unheil,“ sagte Wieland freudig, und fügte dann schüchtern hinzu: „werd ich dich für diese Prüfung unserer Treue nun auch bald als mein Weib an dies kranke Herz drücken können?“

Da wurde Lenchens Gesicht wieder recht traurig, ihre Augenbrauen zogen sich düster zusammen und ihr Mund bebte, ohne einen Laut hervorzubringen. Frau Christine sah verwirrt auf den Boden und schwieg ebenfalls. Endlich ermannte sich Lenchen und mit bewegter Stimme sagte sie: „Mein Vater ist unerbittlich hart und wir dürfen in seinem Beisein kein Wort von dir reden, so erbittert ist er über dich. Ach Gott, er kann seinen Todfeind nicht so hassen, als dich und zwar Alles deshalb, weil du den Pater Sebastian bei Naumburg geschlagen und dann wieder in unserem Garten den Abend, als der böse Mönch so zudringlich gegen mich war, und du mir wie ein Engel vom Himmel gesandt zu Hülfe kamst. Der Mönch hat das meinem Vater erzählt und natürlich die Umstände verdreht, weggelassen und dazu gelogen; ich kenne diesen bösen verleumderischen Heuchler nun

ganz; aber er hat sich in meines Vaters Haus eingeschmeichelt, daß dieser jedes Wort von ihm als Treu und Glauben annimmt, als wenn es ein Apostel selber gesagt hätte. Wir dürfen gar nicht mucksen etwas dagegen einzuwenden. Und dabei verfolgt mich der tückische Pater immer mit seinen sündigen Anträgen, wo ich gehe und stehe, und hätte mich die Mutter, der ich mein Leid und die Angst mehr dacht, nicht bisher geschützt, ich hätte der Gewalt seiner Leidenschaft unterliegen müssen. Gott steh uns bei und rette uns aus der Noth! denn ich verzweifele daran, daß du den Vetter wieder wirst gewinnen können; er hat manchmal gesagt, wenn du ihn selbst auch alle Glieder zerschlagen hättest, so hätte er es dir nicht so übel genommen, als daß du seinen Beichtvater mit Fäusten tractirt hättest. Wer einem Diener der Kirche ein Haar krümmt, der sei dem Fegfeuer schon verfallen." Frau Christine wischte sich die nassen Augen und setzte dann die Rede ihrer Tochter fort: „Glaubt mir, lieber Wiland, ich hätte euch damals schon lieber zum Eidam genommen, als den tückischen Bergmann und eure Base, die Frau Margareth, wird euch meine aufrichtige Gesinnung gegen euch wohl kund gethan haben; denn gar oft hab ich sie bei ihr aus-

gesprochen. Meine Meinung über euch hat sich nicht geändert und ich legt euch lieber heut als morgen mein Kind in's Ehebett, weil ich wohl weiß, wie gut sie bei euch aufgehoben sei; aber ich vermag nichts zu thun gegen den eisenharten Willen meines Mannes. Der schelmische Mönch hat ihm den Kopf ganz verrückt gemacht und ihm vorgeschwatzt, er würde bei unserem Herrgott und allen Heiligen in große Gnade kommen, wenn er Lenchen in ein Kloster thäte und sie zur Nonne machte." —

„Tod und Teufel!" unterbrach endlich Wiland mit einem furchtbaren Ausbruch seiner Wuth die Rede Christinens. „Will mir dieser Pfaff meine Geliebte rauben?"

„Gemach!" bedeutete ihn Mosen. „Laß mich versuchen, was ich bei dem alten Waffenschmied für dich thun kann. Ich werde morgen zu ihm hinüber reiten und an einer Ausstattung soll's euch nicht mangeln, die deinen Vater, junge schöne Frau, zufrieden stellen soll, wenn er etwa wegen Wilands Armuth noch Sorge trüge."

Dankbar erfaßte das bekümmerte Liebespaar und mit ihm die durch die letzteren Worte erfreute Christine die Hände des großmüthigen Ritters und bedeckten sie mit Küssen und Thränen. Estrella

fühlte sich glücklich von ihren eben nicht unbedeutenden Schätzen noch etwas zur Heimsteuer der niedlichen Magdalena zulegen zu können, und tröstete mit sanften Worten die holde Wittwe, während ihr geliebter Ritter des Knappen Herz mit süßen Hoffnungen erfüllte. Mutter und Tochter begleiteten die geliebten drei Menschen weit hinauf im Thale nach Etterlein zu, und schieden erst mit dem hereinbrechenden Abend von ihnen.

Morgens darauf ritt Mosen nach Grünhain. Der alte Klinger fühlte sich hochgeehrt durch den Besuch des stattlichen Rittermanns und empfing ihn freundlich, aber kaum hatte er das Anliegen desselben vernommen, als sich seine Stirne in finstre Falten zog und die starken Locken vom unwilligen Schütteln seines Kopfes ihm in das Gesicht fielen und dasselbe noch mehr verdüsterten.

„Alle Ehre vor euch, Herr Ritter, und euerem guten Willen, aber der Churfürst könnte selber kommen, um mich zu beschwatzen, das ich die Lene dem Wiland an den Hals hängen solle; ich thät's doch nicht! Ihr habt euren freien Willen und ich den meinigen, in meinem Hause bin ich mein eigener Herr, wie der Churfürst in seinem Lande; und ich hab nicht Lust, mir darein was reden zu lassen.

Daraus kann nie für ekemal nichts werden; mein Kind kömmt aus dem Regen in die Traufe. Denn wer einem gottgeweihten Mann mit der Faust ins Angesicht schlägt, der haut mit dem Schwerte auch dem Weibe auch den Kopf ab, wenn sie ihn einmal nicht zu Willen ist."

„Ihr habt einen falschen Begriff von dem Burschen, lieber Mann," warf Mosen bittend ein, „er hat mir lange gedient, ich kenne ihn besser."

Nun hatte es der Ritter vollends verdorben. „Ihr werdet einem alten Mann die Menschen nicht kennen lehren wollen, junger Herr!" sagte der Waffenschmied erbittert. „Glaubt, ich habe mir auch was versucht, habe mit gegen die Hussiten gefochten, wohl so lange, als ihr alt seid, und das waren andere Kriege, als wie man jetzt zu führen gewohnt ist. Ich kenne meinen Mann und damit Basta! Thut mir den Gefallen und erwähnt der Sache mit keinem Worte weiter." Mit diesen heftig gesprochenen Aeußerungen seines festen Willens wandte er sich zu seiner Arbeit.

„Ich gebe dem Wiland dreihundert Gülden zur Ausstattung und von meiner eigenen Braut erhält das Paar noch ein schönes Geschenk."

„Und wenn ihr den Jungen zum Herrn eurer Burgen macht, mein Eidam wird er nun und nimmermehr; und ich ſag es euch noch einmal ein Wort iſt ſo gut, als hundert: es wird nichts aus der Sache.“

Moſen verließ die Stube über Klingers Härte aufgebracht; auf der Hausflur ſtanden Mutter und Tochter, bleich und zitternd ihr Schickſal erwartend. Moſens Unmuth, womit er die Thüre hinter ſich zu klappte, verrieth ihnen ſchon ihr Unglück.

„Der Mann iſt härter als das Eiſen, welches er ſchmiedet,“ ſagte der Ritter zu ihnen; „denn das läßt ſich doch durch's Feuer erweichen, er aber durch nichts.“

Indem trat Klinger auch heftig heraus um ſeine Ehehälfte aufzuſuchen. Magdalena ſtürzte jammernd zu ſeinen Füßen und umſpannte ſeine Knie. Aber unbarmherzig ſtieß er ſie zurück; eben nicht beſonders höflich erſuchte er den Ritter, ſein Haus zu verlaſſen. Die Weiber entwichen vor ſeinem Zorn. Mißmuthig über ſeine fehlgeſchlagenen Hoffnungen, beſtieg Moſen ſein Pferd; als er eben fort reiten wollte, ſah er den wohlbekannten Mönch in das Haus ſchleichen.

Mit Schonung brachte er seinem früheren Knappen die Hiobspost bei, aber dieser erschrack so sehr darüber, daß er augenblicklich von neuem erkrankte und bald in ein hitziges Fieber verfiel, so daß Allen vor sein Leben bangte. Nur durch Estrellas Kräutertränke, deren Genuß jedesmal eine wunderbaren Einfluß auf den Kranken zeigte, wurde er vom Tode gerettet.

Nach einigen Tagen schickte Frau Christine einen Boten mit der traurigen Meldung, daß ihr Mann auf des Mönchs Anrathen, Magdalenen eingesperrt habe. So war dem armen Kranken auch der letzte Trost versagt, obgleich man ihn nicht damit bekannt machte.

„Hier und dort Trauer und Leid!" seufzte Estrella. „Und in uns selbst Betrübniß über Anderer und das eigene Schicksal!" setzte Mosen hinzu; und sie verließen den sich langsam wieder bessernden Kranken und gingen auf die Burg Kaufung zu der nun schon lange dort einsamen Anna zurück.

Die Gesandte des Kaisers und Erzbischofs von Mainz hatten während der Friedensunterhandlungen zu Naumburg und später hin bei den Festen zu Altenburg und Weimar den alten Ritter und geheimen Rath des Churfürsten, Georg von Bibenberg, und den Kanzler Magdeburg ganz vorzüglich ausgezeichnet; übrigens war der Erstere ein sehr begünstigter Freund des Landgrafs von Hessen, durch dessen Bemühungen, mit Bibenbergs eifriger Unterstützung, der Friedensschluß eigentlich so schnell zu Stande gekommen war. Der Kaiser selbst hatte die beiden bejahrten verdienten Männer mit einem schmeichelhaften Belobungsschreiben und ansehnlichen Geschenken beehrt. Dieß öffentliche Anerkennen der Verdienste und des Talentes seiner ersten Räthe konnte dem Churfürsten nicht anders als höchst schmeichelhaft sein, und gleichsam den innern Vorwurf zu beschwichtigen, daß er diese Männer seit einiger Zeit vernachläßigt, ja kalt zurück gesetzt habe, zog er sie nun täglich wieder in seinen persönlichen Umgang und überhäufte sie mit seinem Vertrauen, wie ehemals. Es gab Augenblicke, in denen er sich

ganz der Leitung der beiden erfahrenen gewandten Freunde überließ und wo er durchaus nicht begreifen konnte, daß er einen rohen unwissenden Ritter je zuweilen den Vorrang vor ihnen habe geben können, einem Manne, der weiter nichts verstand, als mit unerhörter Tapferkeit drein zuschlagen und den Feinden Furcht einzuflößen, und der sich trotz dieser seiner einzigen ritterlichen Tugenden von den Böhmen hatte fangen laßen.

Die Regulirung aller Angelegenheiten des Landes durch den Kanzler nach solchen Zerrüttungen, denen der Friede endlich ein Ziel gesetzt hatte, brachten die Berathung des Churfürsten und seiner Räthe auch auf die Auslösung der Gefangenen der Böhmen. Es waren nicht wenige der edelsten Ritter, welche bei der Einnahme Geras ihre Freiheit verloren hatten. Vorzüglich jedoch nahm man die beiden Anführer, Kunz von Kauffung und Niklas Pflug, in's Augenmerk.

„Zwischen beiden ist ein großer Unterschied zu machen," bemerkte Magdeburg, „und wohl darauf zu sehen, daß man keinem zu viel und auch nicht zu wenig thue."

„Erklärt euch darüber deutlicher:" entgegnete der Churfürst.

„Pflug iſt euer Lehnsmann; denn alle ſeine Beſitzungen im Meißner Lande habt ihr oder eure Vorfahren ihm zur Lehn gegeben, und er hat ſich in Krieg unaufgefordert und ohne weitere Belohnung zu euren Fahnen geſtellt, wie es einem Lehnsmanne ziemt und ſonſt Sitte war. Kunz von Kauffung dagegen iſt ſein eigener Herr, ein reicher mächtiger Vaſall, und hat euch um ſchweren Sold gedient, den ihr ihm jegliches Jahr ohne Abzug übermacht habt. Deshalb iſt es euch Pflicht, den Pflug einzulöſen, der Kauffung aber muß ſein Löſegeld aus eigenem Beutel zahlen.“

„Kunz hat mir viel gute Dienſte gethan, ich möchte nicht gern undankbar gegen ihn erſcheinen; drum dächt ich, wir zahlten auch für ihn das Geld an die Böhmen.“

„Wenn ihr von den guten Dienſten ſprechen wollt,“ bemerkte Bibenberg, „ſo müßt ihr nur wiſſen, daß Kunz ein doppelzüngiger Mann war. Der Krieg iſt nun aus und der böſe Streit zweier ſich liebenden Brüder ruht für ewig, und deshalb kann man's wohl verkünden, wie Kunz heimlich es ſtets mit der Partei des Herzogs gehalten hat.“

„Bibenberg, wahret eure Zunge!“ ſagte der Churfürſt, „ihr taſtet an die Ehre eines mir ſtets

werthen Mannes, dessen Feind ihr selb, wie ich wohl weiß. Kunz war mein treuster Ritter im ganzen Heere und hat für meinen Vortheil stets tapfer gefochten. Ich liebe ihn drum und eure Rede klingt wie Verläumdung."

„Ich wage nichts zu sagen, was ich nicht beweisen kann," erwiederte der Vorsichtige ruhig und ohne durch den scharfen tadelnden Ton seines Herrn aus der Fassung zu kommen. „Vor fünf Jahren, als ihr in Leipzig unter euren Ständen den Entschluß faßtet, die bösen nun glücklich verjagten Räthe eures Bruders auf seiner Hochzeit in Jena allzusammen einzufangen, da war es Kunz, der den Herzog warnte und zur schnellen Rüstung rieth. Dietrich von Kauffung, sein Bruder, brachte die Nachricht nach Jena, wo sich Kunz unter den Hochzeitengästen befand. Leicht ließen sich noch andere Treulosigkeiten auffinden, doch mögt ihr einstweilen an dieser genug haben und euch durch eures Bruders eigene Aussage von der Wahrheit derselben überzeugen."

Der Churfürst schwieg, über diese Bestimmtheit betroffen, aber er ritt noch an demselben Tage nach Weimar; dort traf er den Markgrafen Albrecht. Herzog Wilhelm bestätigte Bibenbergs

Berichtz Albrecht, der vor zwei Jahren von Kunzen war gefangen genommen worden und ihm ein sehr hohes Lösegeld hatte zahlen müssen, nahm hiervon Gelegenheit zu einer kleinen Rache an dem tapfern Ritter, und suchte den Churfürsten gegen denselben zu erbittern.

Katharina, die nach dem Friedensschluß zuweilen am Hofe lebte, zwar nicht öffentlich als des Herzogs Geliebte, aber doch im Stillen von Jedermann dafür gehalten, erfuhr durch ihn den Zweck des Besuchs des Churfürsten. Kunz war ihr sehr verhaßt geworden; denn seit dem Tage wo er in ihre Schlinge gefallen war, hatte er sie nie wieder eines Wortes, nie eines Blickes gewürdigt so sehr sie auch gewünscht hatte, den schönen riesenkräftigen Mann auf ewig an sich zu fesseln. Diese kalte Verachtung hatte sie empört und jetzt beschloß auch sie die Gelegenheit zu ihrer Rache zu benutzen. Mit schlauen Worten sprach sie ihren Widerwillen gegen ihn beim Herzog aus, rügte seinen unbeugsamen Stolz, sein hochfahrendes rechthaberisches Wesen, seine Anmaßung, und suchte geschickt ihm einen Theil der Schuld an der langen Entzweiung der Brüder aufzubürden. Wilhelm, der ihre Worte für ein Orakel zu nehmen gewohnt war, sprach am

folgenden Morgen dieſelben Geſinnungen bei ſeinem Bruder aus. Beide riefen ſich Kunzens einzelne Handlungen in's Gedächtniß und manche hatten in der That den Schein der Zweideutigkeit.

Mit Groll im Herzen auf dem gefangenen Ritter ritt der Churfürſt zurück; ſeine Boten wurden ausgeſendet, Niklas Pflug und mehrere andern Ritter auszulöſen, Kunzen aber anzudeuten, daß er ſich ſeine Freiheit ſelbſt erkaufen müſſe.

Gleich darauf wurde der Hof durch den Tod des Prinzen Friedrich in Trauer verſetzt.

Des Churfürſten Geſandter hatte kaum den erſtaunten Kunz mit dem Willen ſeines Herrn bekannt gemacht, als auch ſchon ſein erbitterter Bruder Dietrich mit einer bedeutenden Summe in Prag anlangte und ihn loskaufte. Kunz kannte anfänglich die abermalige Veränderung des churfürſtlichen Sinnes gar nicht begreifen, aber bald ging ſein Erſtaunen in Wuth über, die durch Dietrichs beißende ſpöttiſche Bemerkungen über die frühere Gunſt, die er genoſſen, noch erhöht wurde.

Mit dem fürchterlichſten Schwure, den Hof des undankbaren wetterwendiſchen Churfürſten unter keiner Bedingung wieder zu betreten, langte er auf Kauffung an.

Zum zweitenmale schändlich getäuscht, abermals herabgestürzt von der glänzenden Höhe, auf die ihn kühne Hoffnungen und fürstliche Versprechungen schon im Geist versetzt hatten, bemächtigte sich seines Gemüths eine menschenfeindliche Stimmung. Die Gegenwart seiner Brüder, Wilhelm Mosens und Estrellas machte ihm seine Lage nach erträglicher und verscheuchte die finstern Geister, welche ihn umschwebten, wenn er allein war. Gern hätte er jetzt Sigismunds Sache ergriffen und gegen den wortbrüchigen Churfürsten und den unbesonnenen Herzog vertheidigt, aber ein großer Theil seines Vermögens war durch die Auslösung verlohren gegangen, seine sonstigen Freunde, selbst sein Schwager Hildebrand, zogen sich von ihm zurück; Niklas erschien nicht mehr, ihn anzufeuern, die Böhmen hatten die Waffen niedergelegt und die ganze Angelegenheit war so in's Stocken gekommen, daß sie schwerlich wieder in Gang zu bringen war.

Anna, obgleich selbst sehr gedemüthigt, that doch Alles, um den geliebten Mann zu erheitern; und es gelang ihr und ihren muntern lebensfrohen Knaben, so wie der heitern oft zur Ausgelassenheit fröhlichen Estrella und Mosen, allmälig Kunzen für das häusliche Leben zu gewinnen. Er schien mit

der Zeit ein Glück genießen zu lernen, deſſen ſtille Seligkeit ihm bis jetzt fremd geweſen war.

Als nun der Frühling die volle Schale ſeines Lebensbalſams über die Erde ausgoß, und dieſe in neuer Pracht ergrünte, da zogen die Menſchen, die ſich ſchon ſo aneinander gewöhnt hatten, daß ſie ſich nicht zu trennen vermochten, auf die ſchöne Burg Kriebenſtein, um im höchſten Genuße der Natur hier ihre Feſte zu feiern.

Aber ſo befriedigend auch dem nur flüchtigen Beobachter dieſes ſchöne ruhige Bild häuslichen Glükkes in der Kauffung'ſchen Familie erſcheinen konnte, ſo war es doch nur eine äußerlich glänzende Frucht, die innen von einem nagenden Wurme zerfreſſen und ſtets dem Abfallen nahe war. Anna hatte nur von der Nothwendigkeit gezwungen, die ſtolzen Wünſche, ein natürliches Ergebniß ihres Geiſtes, in die Bruſt zurückgedrängt, aber gar oft ſchob ſich die Hülle zurück, die ſie bedeckte, und ſie ſah mit wildem Schmerz die todtgebornen Kinder. Kunzens feurige ſtarke Leidenſchaften durchwütheten ihn um ſo ſchlimmer, weil er ſie tief in ſich verſchloß, und der Kummer über das verfehlte Ziel ſeines Lebens nagte ihm am Herzen. Moſen hegte dagegen ſtets einen heimlichen Groll auf ihn, weil er ſein

her so trotzig alle Anerbietungen Rekos ausgeschlagen und ihm selbst dadurch der schönste Wunsch unerfüllt blieb.

Bange Besorgniß um die Zukunft erzeugten in Kunzen den lebhaften Wunsch zu erfahren, was man am Hofe über ihn dächte und überhaupt gegen ihn im Schilde führte, und er theilte denselben seinem Freunde Mosen mit. Beide berathschlagten sich lange über die Mittel, wie man sich unterrichten könne; denn es war mehr als wahrscheinlich, daß das gänzliche Schweigen des Churfürsten nach solch unerwarteter Handlung etwas Wichtiges zur Folge haben müße. Estrella half ihnen endlich mit dem Anerbieten aus der Noth, selbst nach Altenburg als Tänzerinn gehen zu wollen; und so ungern sich auch Mosen für einige Zeit von ihr zu trennen schien, so war dieses doch augenscheinlich das schnellste und sicherste Mittel, unter diesen Umständen, wo Kunz keinem seiner dortigen Freunde recht mehr traute, zum gewünschten Ziele zu kommen, und der liebende Ritter opferte dem Freunde endlich den Genuß der Gegenwart seines theuren Mädchens. Es war Estrellas Schlauheit zuzutrauen, daß sie in kurzer Zeit die nöthigen Nachrichten beibringen würde, und deshalb entließ sie

die Bewohner des Schloßes Kauffung in der Hoffnung, sie recht bald wieder in ihrer Mitte zu sehen.

Einige Tage nach ihrer Abreise erschien ein Bote auf der Burg, der Kunzen sehr geheim einen Brief vom Pater Eusebius, dem Kaplan der Herzoginn Anna, überbrachte. Kunz ersah aus demselben, was er schon lange erwartet hatte, daß der Herzog Katharinen an den Hof genommen und mit ihr im vertrautesten Umgang lebe, sein edles Weib aber mit der größten Kälte vernachläßige und ihr sogar schon mehrmals übel begegnet sei. Eusebius's Beschreibung von dem grenzenlosen Kummer der sanften Herzoginn war höchst rührend. Dringend forderte er den Ritter auf, sich der unschuldigen Dulderinn seinem Versprechen gemäß kräftig anzunehmen und den Herzog wo möglich zu seiner Pflicht zurück zu führen.

Kunz glaubte sich zum Schützer der Unschuld ausersehen und folgte dem Ruf des Paters. Aber vielleicht traten noch andere minder edlere Beweggründe hinzu, die ihn so schnell zu dem Entschluße brachten, nach Weimar zu eilen. Es gab dieses dem Vulkane, der in ihm braußte, Gelegenheit, einmal auszutoben. Schon lange war er heim-

lich gegen den Herzog Wilhelm eingenommen, und der reizenden Buhlerinn hatte er unversöhnliche Feindschaft geschworen. Der stürmische Ritt, dem der arme Schweinitz kaum zu folgen vermochte, brachte den Ritter bald zu der Fürstenstadt. Wieder wie domals schlich er in seinen Mantel gehüllt zum Pater Eusebius. Tiefsinnig schritt ihm der edle Geistliche entgegen, die Züge seines Gesichtes hatte der Kummer gefurcht.

„Es hat sich vieleles geändert, seit wir uns nicht sahen," bemerkte Eusebius ernst. „Unsere Hoffnungen haben uns beide getäuscht."

„Laßt das! Was nicht als Blüthe verwelkt, fällt schon als Knospe ab; es kommt auf eins heraus. Was macht die edle Herzoginn?"

„Ihr Töchterlein ist gestorben; das hat ihr viel Thränen und Schmerzen gekostet. Ich fürchte sie wird solch Leidwesen und die Schmach, die Liebe ihres Herrn verloren zu haben, nicht lange ertragen können."

„Ist die Katharine hier?"

„Sie ist bei dem Herzog auf seinen Zimmern, während die fromme Königstochter auf dem ihrigen in Thränen zerfließt."

Kunz schritt mit Heftigkeit schweigend durch das Zimmer; in seinem finsteren Gesichte wogte es wie ein vom Sturm aufgeregtes Meer, er kämpfte innerlich mit einem Entschluß. Endlich warf er den Mantel ab, zog den Leibrock aus, und stürzte den Helm auf das Haupt. Da stand der colossale Mann, wie einer von den furchtbaren Riesen der Vorzeit, in leuchtenden Stahl gepanzert; ein mächtiger Busch winkte vom Helm hernieder; aus dem geöffneten Visir blickten seine großen dunklen Augen Zorn und Verachtung, die linke Faust hatte sich um den Griff des langen Schwertes geballt, während die rechte in die Seite gestemmt war.

„Zeigt mir das Zimmer des Herzogs!" sagte er mit festem dumpfen Tone.

Zweifelhaft und fast ängstlich sah Eusebius ihn an. Es lag etwas Fürchterliches in Kunzens Stimme und Gestalt.

„Ihr werdet doch nicht — —?"

„Den Buben morden?" fiel Kunz dem Kaplan in die Rede. „Nein, ehrlicher Pater, ein Meuchelmörder bin ich nicht. Ich will ihm nur etwas in's Ohr sagen, daß es ihm im Kopfe sausen soll, wie ein Mühlrad."

„Aber bedenkt, die Herzoginn weiß nicht einmal etwas davon, daß ich euch geschrieben, ich that's für mich; welch Unheil kann mir daraus erwachsen, wenn ihr zu rasch und nicht vorsichtig genug handelt."

„Wir müssen die Giftpflanze bei der Wurzel fassen. — Desto besser ist's, wenn Anna nichts weiß, und euch verrath ich nicht, darauf geb ich euch mein Ritterwort! Deutet mir die Zimmer an; ihr sollt mich nicht begleiten. Schickt meine Kleider derweil in die Stadt."

„Steigt links die Treppe hinauf und geht über den langen Corridor. Die hintersten Thüren auf demselben führen in des Herzogs Zimmer."

„Gott befohlen!" sagte Kunz und ging. Laut dröhnten seine eisernen Schritte über den Gang; erschreckt fuhren die Diener vor dem ungewöhnlichen nächtlichen Gast zurück. Vor den Thüren der herzoglichen Zimmer standen ein Paar feige Knechte, die Miene machten, dem Ritter den Eingang zu verwehren. Gleichgültig schob er sie zu beiden Seiten zurück, daß sie sich die Köpfe auf dem steinernen Fußboten zerschlugen. Hastig riß Kunz die Thüre auf und stand leuchtend von dem Fackellicht, das sich tausendfach in den Spiegelflächen seiner

Rüſtung brach, und zürnend wie der Engel vor dem Paradieſe, an dem Ruhebette, auf welchem Wilhelm in Katharinas Armen ſchwelgte. Aufgeſcheucht von den ſüßen Tändeleien und dem girrenden Gekoſe der ſchönen Buhlerinn ſprang der Herzog bleich und bebend auf die Füße, gleichſam als hätte ihn das Gericht Gottes ereilt. Beſtürzt hatte ſich Katharina verhüllt und blickte ſcheu und ängſtlich nach dem ſeltſamen Beſuch, den ſie für ein Geſpenſt hielt.

„Herzog!“ rief Kunz mit fürchterlicher Stimme, „ihr verdient die Hölle an eurer frommen Gemahlinn. Stoßt dieſe Metze von euch und thut was eure Pflicht iſt, oder bei allen Heiligen ſchwör ich's euch, ihr habt einen harten Strauß mit mir zu beſtehen.“

Katharina hatte Kunzens Stimme erkannt, und war von dem Donnerton derſelben erſchüttert, aufgeſprungen, um in das Nebenzimmer zu fliehen. Aber der Ritter vertrat ihr den Weg.

„Halt, reizende Schlange! Auch mit dir hab ich ein Wort zu ſprechen. Wir kennen uns von ſonſt her und es möchte ſich jetzt die erſte Gelegenheit zeigen, mich dieſer Bekanntſchaft zu freuen. —

Katharina, verlaßt dieses Schloß, oder wir werden bald anders zusammen!“

Ihre bleichen Lippen bebten heftig, die Beine drohten unter ihr zusammenzubrechen, ihre Hände zitterten und doch schossen ihre Augen todtflammende Blitze auf den Ritter, den sie einst bethört und der sie jetzt in ihre eigenen Netze verwickeln wollte. Innerlich schwur sie dem verwegenen Manne den Tod und nur ihre Blicke zeugten von der Wuth, die in ihr kochte, indeß sie äußerlich erbebend vor ihm zurückwich. Der Herzog hatte wieder etwas Fassung gewonnen, doch zagte er noch immer, wenn er an der drohenden Riesengestalt Kunzens in die Höhe sah, und den gehobenen kräftigen Arm mit der breiten Hand erblickte, die wohl mit einem bloßen Druck ein Menschenleben beendigen konnte.

„Wie könnt ihr wagen in diese Zimmer zu dringen und mich bei Nacht überfallen?“ fragte Wilhelm, eine Kraft erheuchelnd, die er nicht besaß; denn das Bewußtsein seiner schweren Schuld drückte ihn nieder.

„Die bedrängte Unschuld und das von euch mit Füßen getretene Recht geboten es mir. Ich kam nicht euch zu überfallen; hier werf ich euch meinen Handschuh hin. Zwischen uns ist ewige

Fehde bis auf den Tod, wenn ihr fortfahrt eure Gattinn zu kränken. Wir sind Freunde, wenn ihr zu eurer Pflicht zurückkehrt.“ Und den Handschuh zu des Herzogs Füßen schleudernd verließ er das Zimmer und eilte schnellen Schrittes aus dem Schlosse.

Am andern Morgen war Katharina verschwunden. Der Herzog nährte sich in der folgenden Zeit scheinbar seiner Gemahlinn. Niemand konnte sich diese Veränderung erklären.

Am Hofe des Herzogs zu Weimar lebte ein junger Ritter, Veit von Miltiz, der früher Leibpage Wilhelms gewesen war, und jetzt das Amt des Oberkämmerers bekleidete. Selbst von stiller Gemüthsart und zurückziehendem Wesen, fühlte er sich bald von der ernsten Bertha von Wangenheim, der Hoffrau der Herzoginn Anna, angezogen. Lange erlaubte ihm seine Schüchternheit nicht, sich ihr zu nähern und seine Gefühle für sie kund zu thun; doch wurde er allmälig kühner, da sie selbst seinen Umgang zu suchen schien. War er doch auch von allen Edelleuten am Hofe der einzige, der die rauschenden Freuden desselben verachtete und lieber die schönen Lieder der alten Meistersänger las oder in wunderbarer Sehnsucht die Zeit der lärmenden Feste verträumte.

Oft traf ihn Bertha, wenn sie ihrem schwermüthigen Gedanken nachhängend, einsam in der nahen Umgebung der Stadt ging, und sie ahnete in ihm endlich ein gleichgeschaffenes Gemüth. Miltiz verschwamm stets in Entzücken über die Schönheiten der Natur und klagte den Blumen, den Bäu-

men, den Felsen und Bergen sein Liebeslied, und wenn Bertha gewünscht und doch unverhofft an ihm vorüber ging, so glaubte er eine Göttinn sei ihm erschienen, oder ein mitleidiges Geschick habe ihre Schritte zu ihm gelenkt. Bertha schwelgte auch stets in süßen Wehmuthsgefühlen verstoßener Liebe, bitterer Entsagung und dunkeler Frömmelei, und so war es kein Wunder, daß eine innere Sympathie sie zu dem Jüngling zog, der mit einer höchst einnehmenden Gestalt ein Wesen zu verbinden schien, das sie bisher noch an den Männern vermißt hatte. Mittlz gestand in solch erhöhter Stimmung ihr einst seine Liebe, aber ihn mehr anziehend als zurückstoßend, äußerte sie viele Bedenklichkeiten, klagte dem empfindsamen Ritter die Leiden, welche ihr eine unglückliche Liebe bereitet, und mahlte ihre Schmerzen, die gräßliche Verwirrung ihres Geistes mit so lebhaften Farben, daß nach Beendigung ihrer Erzählung der junge Held begeistert ausrief:

„Unglückliches Fräulein, Angebetete meines Herzens, holde Göttinn meiner Träume, nicht eher mache ich Ansprüche an die geringste Gunstbezeugung von euch, bis ich euch an den Niederträchtigen gerächt habe, der euch so abscheulich verließ!“

„Begebt euch meinetwegen in keine Gefahr,“ erwiederte Bertha besorgt und zitternd für den Jüngling, den sie liebte, ohne sich es selbst zu gestehen.

„Nein, Theure, mit dem Tode soll er den Frevel lösen!“

„Ritter, um Gotteswillen! Mache mich nicht zur Ursache eines Mordes!“ sagte das Fräulein über die Heftigkeit des Liebeglühenden erschreckt.

„O laßt mich die Seligkeit genießen, euch an einem Nichtswürdigen gerächt zu haben, der ungerührt von so viel Reizen sich keiner Sünde fürchtete durch solche That. Dann hab ich mir Ansprüche an eure Liebe erworben und ihr reicht die Hand keinem Unwürdigen.“

Ihre Bitten feuerten ihn nur noch mehr an, und ihr endliches Geständniß, daß sie ihm gewogen sei, befestigte seinen Entschluß, sich nächstens Urlaub vom Herzog zu erbitten und dann Wilhelm von Mosen aufzusuchen. Bertha fühlte sich immer mehr an ihn gekettet und ihr Verhältniß gestaltete sich inniger, je schwärmerischer es wurde. Halbe Nächte lagen sie in zerfließender Andacht vor dem Bilde der Mutter Gottes oder erhoben sich auf dem Fit-

ligen ihre Adlerreichen Phantaſie in die höheren Regionen des geiſtigen Lebens.

Kurze Zeit nach dem geſchloſſenen Bunde wurde der herzogliche Hof zu einem Feſte nach Altenburg gebeten, dem erſten nach der langen Trauer. Der Churfürſt wollte die Schwermuth ſeiner Gemahlinn verſcheuchen und ſie für das Leben wieder empfänglicher machen; deshalb verſammelte er jetzt gern die Edlen ſeines Landes um ſich und wünſchte, daß auch ſein lebensfroher Bruder den Einfluß, den er meiſt auf alle Gemüther behauptete, auf Margarethen anwenden möchte. Wilhelm, heimlich ſtets der Kunſtes Drehung jagend, fand es für räthlich, ſeine Gemahlinn und ihren Hofſtaat mitzunehmen; und ſo begleitete auch Bertha die Herzoginn, indeß Mittz im Gefolge des Herzogs ſich befand. Julia von Hopfgarten, die andere Kammerfrau Annas und die innigſte Freundinn derſelben, war die Vertraute Berthas, und das gute Mädchen nahm an ihrer Liebe, die Bertha dem Leben wieder zu ſchenken ſchien, den wärmſten Antheil.

In Altenburg fanden ſie eine Menge Ritter und Frauen verſammelt, und der Churfürſt verſtaltete das Feſt mit einem ſeinem Stande angemeſſenen Aufwand. Es wurden eine Menge der

verschiedenartigsten Lustbarkeiten veranstaltet, um die Traurigkeit der Churfürstinn zu verscheuchen. Unter Anderem verbreitete sich eines Tages das Gerücht bei den Gästen, das eine äußerst geschickte Tänzerinn den nächsten Abend verherrlichen würde. Bertha wurde bei dieser Nachricht von einer innern Angst erfaßt; und ihre Düsterheit war so auffallend, daß Veit von Miltiz sie darüber befragte. Sie erinnerte ihn, daß es ja eine Tänzerinn gewesen sei, die sie um den ersten Traum ihrer Liebe betrogen habe.

Mit der größten Spannung erwarteten die beiden Kammerfrauen und der junge Ritter den Abend; auch alle Übrigen waren begierig die vielgerühmte Italienerinn zu sehen.

Der Abend kam; von tausend Kerzen strahlte der Saal, die in den hohen spiegelglatten getäfelten Wänden ihr Licht vervielfachten; zu beiden Seiten in langen Reihen saßen die Frauen auf Ruhebetten, in der Mitte derselben unter einem Thronhimmel die Churfürstinn mit ihren beiden Söhnen; ihr zur rechten Hand die Herzoginn Anna, zur linken ihre Töchter. Gleich an den Fürstinnen hatten die Hofdamen ihren Platz. Hinter den Polstern standen die Ritter, ihre Damen zu unterhalten. Veit von Miltiz hatte sich zwischen Bertha und Jutta ge-

ſteät. Der Churfürſt und der Herzog ſaßen brüderlich am Ende des Saals zuſammen. Endlich thaten ſich die Thüren auf; ein reizendes ſchwarzlockiges Mädchen hüpfte herein von vier andern gefolgt. Ihr kurzes Gewand war von ſchwarzem glänzendem Stoff mit großen goldenen Blumen durchwebt, ein hellblau ſeidenes leichtes Obergewand, das ihr kaum bis auf die Hüften reichte, theilte ſich vorn wie zwei Flügel von einander und flatterte bei ihren anmuthigen Verbeugungen. Aus den goldenen Spangen, die ihre Arme zierten, blitzten koſtbare Edelſteine und aus den dunkeln Haaren leuchtete ein ſeltener Perlenſchmuck.

Kaum war ſie weiter hervorgetreten, um die fürſtlichen Häupter mit den zierlichſten Grüßen zu beehren, als auch Bertha von Wangenheim mit einem Schrei ohnmächtig in Juttas Arme ſank. Mitiz ahnete den Grund und umfaßte ſie in der Beſtürzung im Angeſichte der ganzen Geſellſchaft. Es gab ein allgemeines Aufſehen, die meiſten Frauen erhoben ſich, die Ritter eilten herzu und die gehoffte Unterhaltung wurde unangenehm geſtört. Doch auf Befehl der Herzoginn brachte man die Beſinnungloſe in ein eigenes Zimmer; dort überließ ſich Mitiz ſeinen verzweifelten Klagen und wandte

alle Mittel an, die Geliebte zum Bewußtſein zu bringen. Dieſes gelang endlich; aber krank und von Fieberhitze glühend rief ſie angſtvoll: „Sie iſt's, die Zauberinn! ſie will mir abermals meinen Geliebten rauben! Nicht wahr ſie hat ihn beſtrickt? Wo iſt Miltiz? O er liegt ſchon in ihren Armen. Sie hat auch ihn bezaubert!“ Und ein Strom heißer Thränen entſtürzte ihren irrenden Augen. Miltiz ſuchte ſie von ſeiner Gegenwart zu überzeugen; aber ſie ſah, ſie hörte ihn nicht, und beklagte nur ſtets ihr Schickſal, daß einer böſen Hexe Gewalt über ſie gegeben ſei, um ihr Herz zu zerreißen, jede aufkeimende Liebe in ihm zu höhnen und ihren Geliebten ihr jedesmal zu entführen. So phantaſirte ſie die ganze Nacht durch, und der verzweifelte Miltiz, wie Jutta und alle ſie Umgebende fürchteten, ſie möchte in Ihren früheren Wahnſinn verfallen.

Aber Bertha war es nicht allein, auf die Eſtrella — denn ſie war es — einen ſo ſeltſamen Eindruck gemacht hatte. Auch der Herzog Wilhelm hatte ſie ſogleich wieder erkannt, und ſein Herz erglühte augenblicklich von neuem für dies reizgeſchmückte braune Mädchen. Sich ſelbſt vergeſſend war er aufgeſprungen und mit freudigem Gruße auf ſie zugeeilt, während die allgemeine Aufmerkſamkeit

auf Berthas Unfall gerichtet war. Entzückt faßte er ihre Hand, aber sogleich durchzuckt von jenem wunderseltsamen Gefühl, daß ihn schon einmal im Lager vor Gera überrascht hatte, ließ er sie wieder fahren. Ein auffallendes Zittern bemächtigte sich seiner, und eine Sehnsucht, ein glühendes peinliches Verlangen nach Katharinen und ihren Liebkosungen erfaßte ihn mit solcher Stärke, daß er wie betäubt nach seinem Stuhle zurückwankte und sich besinnen mußte, wo er sich eigentlich befand. Estrella tanzte nun zum Entzücken aller Anwesenden nach dem Klange der Mandolinen, welche ihre Begleiterinnen spielten, bald allein, bald mit den Andern in den interessantesten Verschlingungen. Aber so sehr auch Aller Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, der Herzog sah und hörte nichts rechtes davon, wie Schattenbilder glitten die Gestalten vor seinen Augen vorüber und in ihm tauchte nur e i n Bild mit den reizendsten Farben geschmückt auf und nahm alle seine Sinne ein — Katharinas Bild. Kaum konnte er die Beendigung des Tanzes erwarten; als man Estrellen mit den größten Lobpreisungen entlassen hatte und die Gesellschaft sich trennte, entfernte auch er sich, ließ sich von seinem Troßbuben das Pferd satteln und jagte von ihm begleitet wie rasend durch

die nachtumhüllte Ebene, nach Katharinas Wohnsitz, einem einsamen Schlosse an der Saale.

Militz war auf die Tänzerinn höchst erbittert, die durch ihr Erscheinen Berthas bedenklichen Zustand herbeigeführt hatte, und der Gedanke wurde in ihm lebendig, bei ihr die Ausführung seines Racheplans zu beginnen. Dieses gefährliche Tatermädchen war ja an allen Qualen der Geliebten Schuld, und der Himmel, meinte er, habe sie hergeführt, um für ihren Frevel von ihm bestraft zu werden. Kaum graute der Morgen, so eilte er einige Gefährten und Jugendgenossen für sich zu gewinnen; durch sein Feuer und die ansehnlichen Versprechungen, die er ihnen machte, hingerissen, verbanden sie sich mit ihm, Esterlen einzufangen. Am nächsten Abend wurde ihr Vorhaben ausgeführt. Auf Begehren der ganzen Versammlung am Hofe tanzte das holde Mädchen wieder; unterdessen hielten die Ritter zu Pferde am Fuße des Schloßberges; als sie nun ohne Argwohn den steilen Weg herab kam, wurde sie rasch erfaßt und auf ein Pferd gehoben. In größter Eile sprengten die Räuber davon; Einer von ihnen brachte sie auf sein nahegelegenes Schloß und warf sie in ein unterirdisches Gefängniß desselben, bis zur weiteren Verfügung des

erbosten Militz über sie. Berthas feste Natur und die unermüdete Sorgfalt ihres Geliebten besiegten bald die Krankheit. Einst überraschte er sie mit der Nachricht, daß ihre Feindinn, deren Raub einige Tage das Gespräch des Hofes und dann vergessen worden war, in seiner Gewalt sei, und er mit Ungeduld der Stunde harre, wo sie dieselbe vor sich demüthigen würde. In Berthas Brust erwachte allerdings wieder ein Theil jenes Rachegefühls, was sie einst so wild durchtobt hatte, aber zu gleicher Zeit beschlich sie auch ein heimliches Grauen vor dem Anblick der Verhaßten, daß sie die Ausübung der Rache von einem Tage zum andern verschob. Militz hingegen glaubte nicht so lange zaudern zu dürfen, und da er in Erfahrung gebracht, daß der Gegenstand seines unversöhnlichen Grolles auf der Burg Kauffung verweile, so übersandte er Wilhelm von Mosen eine förmliche Herausforderung, die dieser als Ritter annehmen mußte. Zum Orte des Zweikampfes ward Rochlitz bestimmt.

Ehe noch die Zeit herannahte, in welcher sie sich dort treffen wollten, fielen Ereignisse vor, welche die Ausführung des Vorhabens hinausschoben, indem Militz vielseitig beschäftigt wurde.

Apel Vitzthum war nämlich in der Mitte des Sommers von Rom zurückgekehrt und hatte sich nach Koburg, der Hauptstadt seiner fränkischen Besitzungen, begeben. Dort fanden sich auch seine Brüder und sonstigen Freunde ein, die alle mit seinem Sturz die Gnade des Herzogs verloren hatten.

Kaum hatte Wilhelm seine Ankunft erfahren, als er auch seinen Oberkämmerer Veit von Mitzlz an den ungetreuen Rath abschickte und ihn auffordern ließ, alle Güter in Franken zu räumen und ihm zurückzugeben. Mit Hohnlachen hörte Apel den jungen Ritter an und schickte ihn dann mit einer höchst spöttischen Antwort, die nur die teuflischste Bosheit ersinnen konnte, wieder zurück. Der Herzog rief entrüstet sogleich seine Landstände zu Weissensee zusammen und sprach ihre Hülfe gegen den gefährlichen Feind an, den er sich selbst im Busen so mächtig gezogen hatte. Hier klagte der Herzog seinem Volke Apels furchtbare Untreue, vor der ihn die Vornehmsten desselben so oft vergeblich gewarnt hatten, mit rührenden Worten. Gern war man jetzt, da er zur Erkenntniß gekommen war, bereit, ihm mit dem Aufgebot aller Kräfte beizustehen. Ein kleines Heer kam schnell zusammen, und mit ihm zog der Herzog nach Franken, um Apeln die Güter zu ent-

reiſen. Alle Ritter ſeiner nächſten Umgebung machten den Zug mit. Die Dörfer und unbefeſtigten Städte fielen Wilhelm ſogleich wieder zu, und er ließ ſie den neuen Huldigungseid ſchwören. Aber die drei vorzüglichen Städte, Koburg, Hildburgshauſen und Königsberg hatte der ſchlaue Apel ſo ſtark verſchanzt, daß ihnen nicht beizukommen war, und der Herzog, nachdem er einen Statthalter beſtellt, wieder abziehen mußte, um erſt ſein Heer zu verſtärken. Nun rief er ſeinen Bruder, den Landgrafen von Heſſen, den Markgrafen von Brandenburg um Hülfe an; und die beiden letzteren, faſt immer Schiedsrichter, Rather und Helfer in allen Angelegenheiten des ſächſiſchen Hauſes, erſchienen, um zwiſchen Apel und dem Herzog Frieden zu ſtiften. Aber Apel war durch den Abzug Wilhelms aus Franken übermüthig geworden und lehnte trotzig und ſpöttiſch alle Verſöhnungsverſuche ab. Nun begann der Herzog ſich mächtig zu rüſten und alle thüringiſchen Städte folgten ſeinem Beiſpiel. Mit dem neuen Frühjahr ſollte ein förmlicher Belagerungskrieg gegen Apel losbrechen.

Apels Wuth kannte keine Grenzen und jede Gelegenheit, die ſich ihm zur Rache an einem der beiden ſächſiſchen Fürſten bot, ließ er nicht unbe-

nutzt. So zogen churfürstliche und burgundische Gesandte im Herbste nach von Erfurt nach Naumburg, die letzteren, um des Churfürsten älteste Tochter Amalie in Augenschein zu nehmen, welche der Herzog Philipp der Gütige von Burgund für seinen Sohn Karl den Kühnen bestimmt hatte. Über dem Dorfe Hassenhausen überfiel sie Apel und brachte sie gefangen auf seine Burgen im Osterlande. Ungehindert streifte er sogar in des Herzogs Nähe umher und verübte tolle Schelmstreiche. —

Veit von Miltitz dachte nach diesem Sturme nun daran, schnell das Bertha von Waugenheim gethane Gelübde zu lösen. Drum schickte er noch im Spätherbst Wilhelm von Mosen einen Boten zu, der ihn zum Zweikampf nach Rochlitz auffordern mußte, der kommende Frühling schien ohnedieß ritterliche Beschäftigung genug zu bringen und man konnte nicht wißen, wie lange sich der Krieg des Herzogs mit Apel hinziehen würde; deshalb hielt es Veit für gerathener mit seiner vermeinten Pflicht zu eilen.

Wilhelm von Mosen stellte sich pünktlich ein. Erst vor kurzem hatte er erfahren, daß Estrella vom Altenburger Hofe verschwunden sei. Kunz

und er hatten von einer Woche zur andern gehofft, von ihr Nachricht zu erhalten, und als das Ausbleiben derselben sie unruhig machte, sandten sie Späher aus, und erfuhren jetzt erst mit Schrecken, was man in Altenburg beinahe wieder vergessen hatte. Natürlich fiel ihr erster Argwohn auf den Herzog selbst; sein Benehmen auf dem Schlosse Hartenstein gegen das Mädchen gab ihnen Grund genug dazu. Mosen war wüthend und konnte gar nicht überlegen, was eigentlich am klügsten anzufangen sei. Kunz dagegen sandte seine Brüder im Lande umher nach allen Schlössern des Herzogs, um diesen selbst auf allen Schritten umstellen und belauschen, um Estrellen dadurch auf die Spur zu kommen. Aber statt die Gesuchte so zu entdecken, fanden sie, daß des Herzogs geheime Besuche, die ihn selbst aus Franken von seinem Heere wegzogen, Katharinen auf ihrem einsamen Schlosse galten. Von Estrellas Aufenthalt war nicht die leiseste Vermuthung anzustellen. War auch der Hauptzweck einer monatelangen Mühe vergebens, so war doch die gemachte Entdeckung, daß der Herzog mit Katharinen immer noch in den zärtlichsten Verhältnissen stehe, für Kunzen ebenfalls höchst wichtig; und er machte sich mit Wilhelm von Mosen zu-

leicher Zeit auf; dieser um dem Knaben zu bitzig
en, der sich einfallen ließ, ihn über sein Handeln
egen Berthe von Wangenheim mit dem Schwert
m Rechenschaft zu fragen; jener um dem Her-
og Wilhelm aufzulauren, wenn er bei Katha-
inen sei.

Hinter dem Rochlitzer Schloß am Berge trafen
ie Kämpfer zusammen.

„Ihr habt schändlich gegen Ritterpflicht und
Ehre eine edle Jungfrau, der ihr Liebe und Treue
elobt, ja sogar förmlich die Ehe versprochen, ver-
assen und ihr namenlosen Schmerz bereitet. Was
waren eure Gründe?“ begann Miltiz im hohen
Tone.

„Ich bitt euch, junger Mann, verspart euch
lle Mühe und hochstudirten Worte!“ entgegnete
Mosen mürrisch. „Ich bin euch nicht schuldig Re-
henschaft abzulegen, und wäre ich es, ich thät' es
doch nicht. Ihr habt mich herausgefordert; drum
ziehet euer Schwert und laßt uns den Handel ab-
machen.“

„So spricht die Schuld und die Niederträch-
tigkeit, die sich vor dem Lichte des Tages schmutzig
„Stellt meine Großmuth nicht auf eine so
harte Probe!“ rief Mosen erzürnt. „Braucht

statt eurer spitzen Zunge lieber das scharfe Schwert!

Sie zogen und das Gefecht begann, aber Militz tobte und schimpfte noch gewaltig, und brachte den ruhigen Mosen zuletzt auf. Plötzlich rief der junge verliebte Ritter: „Eure Metze, die braune Vettel, die sollt's entgelten!“ Da zuckte es mit Blitzes Schnelle und Licht durch Wilhelms Geist und sich selbst vergessend und Alles um ihn, sah seine furchtbar erwachende Wuth den Räuber seiner Estrella vor sich, und nach zwei unbändigen Streichen sank sein junger unbesonnener Gegner sterbend zu Boden.

„Wo ist Estrella?“ rief Mosen ihn bei der durchhauenen Brust fassend. Aber jener vermochte nicht zu antworten. In demselben Augenblick sprang aus dem von den Schatten des Abends allmälig schon umflorten Gebüsch eine weibliche Gestalt in dunkler verhüllter Tracht mit einem Schrei; Mosen meinte nicht anders als Estrellen vor sich zu sehen, eilte auf sie los, umfaßte sie, um sie auf sein Pferd zu retten. Aber verzweifelt sträubte sie sich gegen seine Umarmung und schrie kläglich. Verwirrt durch ihre Widersetzlichkeit und die fremde Stimme, riß er den Schleier weg, und sah in ein

todtenbleiches unbekanntes Geſicht, das der erſte Strahl des eben aufgehenden Mondes geſpenſtiſch beleuchtete. Ohnmächtig neigte ſie das Haupt an ihn, und verſetzte ihn dadurch in die peinlichſte Verlegenheit; denn die größte Eile that Noth, wollte er nicht von den Freunden des ſterbenden Militz verfolgt und eingefangen ſein. Ohne alſo ſelbſt recht zu wiſſen, was er that, ſchwang er ſich mit der bewußtloſen Unbekannten, die er doch nicht hülflos in der Nacht liegen laſſen konnte, auf das Pferd und jagte davon, ſo daß er gegen Morgen ſchon auf der Burg Kauffung anlangte. Die fremde Frau hatte ſich zuweilen bewegt; dann aber war ſie wieder aufſchreiend und nicht auf Moſens Verſicherungen ſeiner Redlichkeit hörend in den vorigen Zuſtand zurück gefallen. Anna war nicht wenig erſtaunt, ihn in ſolcher Geſellſchaft angekommen zu ſehen; man brachte die von der Kälte der Nacht und der Ohnmacht Erſtarrte in Betten und der Burgkaplan ſorgte für ſtärkende Arzeneien. Theilnehmend ſetzte ſich die Hausfrau, nachdem ſie von Moſen den möglichſten Aufſchluß über ſein Zuſammentreffen mit der Fremden erhalten hatte, an das Bett derſelben und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ſie die Augen öffnen und der Sprache wieder mächtig

werden würde. Endlich athmete ſie tief und ſchlug ein Paar himmliſch ſchöne hellblaue Augen auf, die ſie verwundert umher warf.

„Wo bin ich?“ fragte ſie ſanft.

„In ſichern Händen,“ antwortete Anna, „die bereit ſind euch in Allem zu dienen, was ihr wünſcht.“

„Wo iſt der Räuber, der mich vom Schloße Sigismunds weg riß?“

„Ihr ſeid im Irrthume ſchöne Frau! Kein Räuber hat euch entführt. Die dringende Nothwendigkeit, euch nicht ohnmächtig und ohne Beiſtand in der kalten feuchten Herbſtnacht liegen zu laſſen, hat den Ritter bewogen, euch auf ſein Roß zu heben und auf dieſe Burg, die dem Ritter Kunz von Kauffung gehört, zu führen.“

„Kunz von Kauffung!“ rief die Kranke überraſcht. „O weh, der hat mich um die letzte ſchöne Hoffnung meines Lebens betrogen!“

„Wer ſeid ihr?“ fragte nun Anna eben ſo erſtaunt. „Was bedeuten dieſe eure geheimnißvollen Worte?“

„Ich heiße Iſidora von Lohma! Mein unglücklicher Name wird euch bekannt ſein.“

Erſchreckt ſprang Anna auf und ſtarrte verwirrt in die blaßen Züge, deren Schönheit von gräßlichen Leiden zerſtört worden war, und doch konnten die Ruinen derſelben noch entzücken. Wie ein furchtbar mahnendes Geiſterwort war der wohlbekannte Name in Annas Seele gedrungen; ſie war es ja, die die letzten Hoffnungen dieſes Weibes zerſtört hatte. Der geheime Vorwurf darüber nagte ihr im Herzen und ihn zu erſticken zeigte ſie Iſidoren eine wahrhaft ſchweſterliche Zärtlichkeit. Sie rief Moſen herbei, und dieſer erkannte mit Erſtaunen jetzt erſt in der faſt ohne ſeinen Willen Entführten jene Geſtalt, die einſt den Abend bei Ronneburg vor Kunzens Gefangennehmung an Nekos Hand einen ſo großen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Iſidore gewann nun völliges Vertrauen zu ihrer Umgebung, da ſie hörte, daß der vor ihr ſtehende Ritter Wilhelm von Moſen ſei, der treuſte Anhänger ihres geliebten Sigismunds, wie ſie von Neko wußte. Moſen dagegen glaubte von ihr über den letzteren, und dadurch von Eſtrellen etwas zu erfahren, aber zu ſeinem Kummer berichtet ſie, daß Neko in dieſem Jahre noch nicht auf der Burg Rochlitz erſchienen ſei, und auch nichts von ſich habe hören laſſen.

Auf Annas Einladung entschloß sich Isidore einige Zeit auf Kauffung zu verweilen; denn die liebende Sorgfalt der Ritterfrau und überhaupt der lang entbehrte weibliche Umgang that ihr sehr wohl, und sie sandte einen Boten an den Burgvogt Wolfgang mit einem Briefe an den Kaplan Benedict, denn der Herzog durfte keine Briefe empfangen. Die weiblichen Herzen näherten sich; Annas Unglück und das Fehlschlagen auch ihrer Hoffnungen machte sie für Isidorens Schicksal empfänglicher und theilnehmender. Das Unglück kettet ja die Menschen immer schneller und fester zusammen, als jedes andere Lebensverhältniß. In wechselseitigen Mittheilungen erfuhr Anna, daß Isidore an jenem Abende des Zweikampfes von dem Klange der Schwerter aus dem Schloße gelockt, hatte lauschen wollen, ob es vielleicht gar einen Überfall zur Befreiung des Herzogs bedeuten solle; dann hatte sie sogleich hülfreiche Hand leisten wollen. Kaum in dem nahen Busche angelangt, sieht sie den schönen jungen Ritter tödtlich verwundet stürzen, sieht den Strahl des Blutes ihm aus der Brust schießen und das Entsetzen preßt ihr den Schrei aus, der sie Mosen verrieth. —

Wie ein Bote aus der Unterwelt war Kunz wieder vor den erschreckten Herzog an dem Thore der Burg getreten, in welcher Katharine wohnte. Wilhelms Gebeine erbebten, als er den entsetzlichen Mahner mit flammenden Augen vor sich stehen sah, der ihn mit drohender Geberde und furchtbar klingenden Worten an seine Sünde erinnerte. Kunz forderte auf der Stelle Kampf auf Tod und Leben, aber der Herzog war durch sein abermaliges unerwartetes Erscheinen so niedergedonnert und seine Stimme klang ihm wie die Posaune des ewigen Weltgerichts, daß er, von seinem sonstigen Muth und seiner so oft erprobten Tapferkeit verlaßen, zu demüthigen Bitten seine Zuflucht nahm und dem Erzürnten endlich mit dem heiligsten Versprechen erweichte, Katharinen nicht wieder zu sehen. Kunz erbarmte sich seiner mit der ausdrücklichen Bedingung, Katharinen gänzlich zu entfernen und der Herzog gab dieses so aufrichtig zu, daß es schien, als bewege wirklich Reue sein Herz. Das Thor wurde geöffnet, denn Kunz begehrte Katharinen selbst noch zu sprechen, aber vergeblich suchte er sie in allen Gemächern desselben; sie war und blieb verschwunden und der Herzog betheuerte hoch und heilig, er wisse nichts von ihr. Beide verließen

die Burg; der Herzog ging nach Weimar, Kunz nach Kauffung.

Als der Erstere sich von seiner Betäubung erholt hatte, schämte er sich seiner unbegreiflichen unritterlichen Schwachheit so sehr, daß er gegen sich selbst raſete, und den Mann zu vernichten beſchloß, der mit solch unerhörter Kühnheit ihn in den Weg trat und sich zum Beſchützer seiner Gemahlinn aufwerfend, ihn stets so kräftig an seine Pflicht erinnerte. Katharinen, die wohl versteckt in einem sichern Zufluchtsort in der Burg gewesen war, ließ er mit der größten Vorsicht einen andern Aufenthalt anweisen, und mit ihr vereint schmiedete er Ränke zu Kungens Verderben. Bei alle dem konnte er sich einer großen Furcht vor dem starken Ritter nicht erwehren, und wagte es deshalb weder seine Gemahlinn zu kränken, noch offen gegen ihren Beſchützer zu handeln. Im Gegentheil ließ er ihn umlauern und seine Schritte bewachen, um in jedem Falle seine Vorsichtsmaßregeln nehmen zu können. Da hinterbrachten ihm seine Spione die Nachricht, daß Isidore von Lohma auf der Burg Kauffung mit Kungens Familie in der freundschaftlichsten Verbindung lebe. So wenig nun auch zu begreifen war, wie diese längst verschollene Nonne dahin

gekommen ſei, ſo bauten doch Katharina und Wilhelm darauf ihre Entwürfe. Der Tod ſeines Kämmerers von Miltiz durch Wilhelm von Roſen, der jetzt ruchbar wurde, brachte den Herzog noch mehr auf, und er trachtete den Ritter in ſeine Hände zu bekommen, um ihn die empfindlichſte Rache fühlen zu laſſen. Kunzens Späher, deren er jetzt eine ziemliche Anzahl an beiden ſächſiſchen Höfen, ja ſogar unter den Rittern hatte, benachrichtigten Roſen bald von der ihm bevorſtehenden Gefahr und er flüchtete ſich derſelben zu entgehen nach Böhmen, nachdem er vergeblich Eſtrellen geſucht hatte. Er vermuthete nämlich, daß die noch übrigen Tatern, wie gewöhnlich im Spätherbſt und Winter, nach den böhmiſchen Bergen gezogen ſein möchten, und er eilte dorthin ſie aufzuſuchen, in der Hoffnung Neko, vielleicht gar Eſtrellen, oder doch wenigſtens Aufſchlüſſe über ſie dort zu finden.

Kaum war der Winter gewichen, so begann Herzog Wilhelms Fehde gegen Apel Vitzthum. Ihn unterstützten der Churfürst und der Landgraf von Hessen, so wie die Städte Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen. Man fing damit an, alle Burgen und Besitzungen Apels in Thüringen und dem Osterlande einzuschließen und wegzunehmen. Nach kurzer Zeit wurden die Schlösser zu Cappellendorf, Madela, Leuchtenburg, Dornburg und Iserstädt erobert und einige von ihnen der Erde gleichgemacht, und die darauf befindlichen Ritter, die zu Apels großem und mächtigen Anhange gehörten, als Gefangene weggeführt. Auch Bernhard und Busso Vitzthum gelangten so in des Herzogs Gewalt; doch verstattete er großmüthig beiden freien Abzug nach Böhmen. Im Mai nahmen die Erfurter bereits die Stadt Koburg, Apels Hauptfestung, ein; Hildburghausen und Königsberg folgten bald nach, denn Apel war von allen Seiten geschlagen und ohne Hülfe nach Koburgs Fall mit seinen Schätzen ebenfalls nach Böhmen geeilt, um da ruhiger auf Rache am Herzog und dem Churfürsten zu sinnen.

Die Eroberung der übrigen Schlösser überließ Wilhelm seinen Feldherrn und eilte nach Weimar zurück, um mit seinem Bruder den glücklichen Ausgang ihres Unternehmens zu feiern. Den Churfürsten hatten seine Räthe begleitet und Wilhelm steckte sich in's Geheim hinter Bibenberg, dessen Feindschaft gegen Kunz ihm hinlänglich bekannt war. Willig kam ihm dieser entgegen und erfuhr mit Erstaunen vom Herzog den Aufenthalt Ottos rens auf der Burg Kauffung. Der Alles berechnende schlaue Alte schloß daraus sogleich, daß Kunz in irgend einer Verbindung mit dem Herzog Sigismund stehen müße. Hocherfreut über diese unvergleichliche Entdeckung, sandte er sogleich heimlich einige Ritter nach Rochlitz mit dem Befehle an den Burgvogt ab, von dessen Treue er überzeugt war, diesen den Kaplan gefangen zu übergeben. Ohne Verzug wurde sein Wille in's Werk gesetzt und Benedict glücklich nach Weimar gebracht. Mit allen Mitteln, welche ihnen ihre Macht, die Schlauheit ihres Geistes, die Kenntniß des Rechts und seiner verfänglichen Fragen und die Kraft ihrer Beredsamkeit darboten, erreichten Bibenberg und Magdeburg, die grauen unzertrennlichen Freunde, gar bald ihren Zweck, den bestürzten angstvollen

Pfaffen zu verwickeln und zum Geständniß dessen zu bringen, was er von der Sache wußte. Er berichtete demnach, daß Neko, den er selbst nicht näher kannte, Isidoren auf das Schloß Rochlitz gebracht und daß er wohl zuweilen den Namen des Ritters Kunz von Kauffung von ihm und Sigismund vernommen habe. Weiter wußte er selbst nichts, aber das war schon genug für die treuen Räthe des Churfürsten.

Einige Tage darauf saßen sie mit den Brüdern in traulicher Unterhaltung beim Weine zusammen.

„Des abscheulichen Apels Güter sind nun alle in unseren Händen," begann Herzog Wilhelm, „bis auf die, welche ihr, mein lieber Bruder, an einige eurer Ritter vergeben habt. Sie liegen in eurem Lande und ihr habt darüber zu verfügen."

„Kunz von Kauffung hat die meisten inne," erwiederte Churfürst Friedrich; „aber er hat mir sehr wichtige Dienste geleistet." —

„Was seine Dienste betrifft, so haben wir euch schon einmal Aufschluß darüber gegeben," warf Magdeburg ein. „Auch hat er euch ja einen Revers ausgestellt, gegen den Wiederempfang seiner thüringischen Besitzungen die Apel'schen Schlösser zurückzugeben."

„Er mag sie behalten!“ sagte Friedrich.

„Also wollt ihr ihn belohnen für seine schändliche Untreue?“ fuhr Wilhelm auf. „Glaubt mir, er ist um kein Haar besser, als Apel Vitzthum.“

„Wie wollt ihr solch Wort beweisen?“

„Redet, Magdeburg! Jetzt ist es Zeit auch ihm die Augen aufzumachen. Nicht ich allein habe mich hintergehen und verblenden lassen; ihr seid in demselben Falle, und vielleicht noch schlimmer daran gewesen.“

Erstaunt sah der Churfürst seinen Kanzler mit fragenden Blicken an, und dieser begann: „So wißt denn, daß der von euch stets so sehr geliebte und vorgezogene Ritter Kunz von Kauffung mit eurem Bruder, dem aufrührerischen Sigismund, conspirirt hat, um den Herzog auf den Thron zu heben zu eurem Verderben.“

„Unmöglich!“ rief Friedrich und seine zornigen Mienen verriethen die heftigste innere Bewegung. „Das spricht eure unbesiegbare Feindschaft gegen Kunzen! Glaubt nicht mit mir ein Spiel zu treiben!“

„Schon haben wir Sigismunds Kaplan“ erwiederte Bibenberg ruhig, „schon hat er gestanden, daß der Herzog mit Kunzen verschworen war; ihr

dürft befehlen, und er wiederholt das Geständniß vor euch. Auch der Burgvogt Wolfgang scheint um die Sache zu wissen. Laßt ihn in Gewahrsam bringen, und es wird sich ergeben, ob wir Wahrheit geredet."

Bestürzt fast bis zur Verwirrung gebot der Churfürst den Pfaffen herbeizuholen. Dieser hatte von Magdeburg das Versprechen der Freiheit und obendrein noch einer guten Belohnung erhalten, wenn er geradezu seine Mitwissenschaft einer Verschwörung zwischen Kunzen und Sigismund eingestände, und deshalb bejahte er alle Fragen des Churfürsten.

„Das hätte ich von Kunzen nimmermehr erwartet!" rief dieser entrüstet, als Benedict wieder abgeführt war. „Nun soll der Schändliche Apels Güter wieder herausgeben. Weiter will ich nichts mit ihm zu schaffen haben; denn er ist ein schlimmer Geselle."

„Verweist ihn des Landes!" sagte Wilhelm, dem seines Bruders Entschluß nicht genügend war und der Kunzen gern so weit als möglich von sich entfernt sehen wollte.

„Noch kann ich ihm nichts beweisen! Ich werde den Burgvogt mit dem Pfaffen zusammenstellen und sie ausfragen; ergiebt sich das Schlimmste,

dann iſt ihm ein gleiches Loos, wie Apel's zugedacht.“ —

Schnell begann die Unterſuchung, aber weder von Wolfgang, noch von Benedict erfuhr der Churfürſt eine beſtimmte Thatſache. Der Erſtere wußte faſt gar nichts und der Letztere geſtand, von Drohungen erſchreckt, nur daß Kunzens Name oft von Neko und Sigismund genannt worden ſei und Beide ſtark auf ſeine Hülfe gerechnet hätten. Deſſenungeachtet ruhte ein ſchwerer Verdacht auf Kunzens Haupte, den Iſidorens Aufenthalt bei ihm noch ſehr vergrößerte. Deshalb blieb es nur bei der erſteren Beſtimmung Friedrichs; er ſchickte ihm durch einen Herold einen offenen Brief, worin er ihm ſtreng anbefahl die Apelſchen Güter laut des Reverſes zu räumen und die ſeinigen in Thüringen dagegen wieder einzunehmen.

Kunz wurde von dieſem neuen Schlag hart getroffen und das auf allen Seiten über ihn hereinbrechende Unglück machte ihn einen Augenblick beſtürzt. Eſtrellas Raub, Moſens Schickſal und Zweikampf mit Miltitz, ſeine Flucht, Iſidorens Leiden, die wegen der Verhaftung des Burgvogts nun nicht wieder auf Rochlitz, wohin ein Pfleger geſetzt war, zurückkehren konnte, hatten ihn ſchon

sehr angegriffen, und nun kam noch des Churfürsten strenger Befehl hinzu, die Güter, an deren Bau er sehr vieles Geld gewendet hatte, gegen seine zerstört und wüst liegenden Ländereien in Thüringen wieder umzutauschen.

Doch bald hatte sich Kunz wieder gefaßt. „Ich will selbst nach Altenburg reiten," sagte er zu seinem Weibe. „Sie haben mir dort eine Grube gegraben, die alten Gauner; denn bei Gott, das kann Friedrichs Ernst nicht sein. In die Ohren haben sie's ihm geblasen oder vielleicht gar untergeschoben; der Magdeburg hat ja den Revers von mir, an den sie mich jetzt erinnern. Nun denken die Narren ich ließ mir's gefallen und zög ab, wie vom Feind eingeschlossen. Aber sie haben sich verrechnet; ich komm doch nach Altenburg, ob ich's gleich verschworen hatte; selbst will ich den Churfürsten fragen, ob er das gemeint."

Er ritt. Kaum war er in den innern Raum der Hofburg zu Altenburg angelangt, als sich mit Blitzesschnelle die Nachricht davon in alle Gemächer verbreitete. Furchtsam wich Alles aus seinem Wege; denn in den grimmigen Blicken des riesigen Ritters glaubte jeder Feige den eigenen Tod zu lesen. Der Churfürst schickte eilig Boten hinab in die Stadt

nach dem Kanzler und dem Ritter Biberberg und angſtvoll harrte er ihrer Ankunft. Und noch überdieß ließ er alle Edle zuſammenrufen, welche zu ſeinen Rathe gehörten. Auf Kunzens Begehr, mit dem Churfürſten allein zu ſprechen, wurde er höflich bedeutet, einige Zeit zu warten; und er, der ſonſt gewohnt geweſen war, zu jeder Zeit unangemeldet in Friedrichs Zimmer zu treten, ließ ſich auch das gefallen, obgleich eine trübe Wehmuth ihn übereilte. Dieſe ging aber allmälig in Erbitterung und zuletzt in Zorn über, als eine Stunde um die andere mit ungeduldigen Warten verflog, ohne daß er gerufen wurde. Keinen Krug Wein hatte man ihm vorgeſetzt, keiner ſeiner ſonſtigen Freunde war erſchienen, ihn zu begrüßen, ſelbſt Hildebrand von Einſiedel nicht. Nur einige Knechte ſchlichen von fern in der Halle, wo er ſaß und beobachteten ihn mit ſcheuen Blicken.

Endlich holte ihn ein Ritter ab. Grimmig trat er in den Saal und erſtaunte nicht wenig, den Churfürſten mit dem ganzen verſammelten Rathe hier zu finden. Nun wurde ihm auf einmal ſein langes Warten klar, aber um deſto zorniger ſchritt er auf Friedrich los, der zwiſchen Magdeburg und Biberberg auf dem hohen Seſſel ſaß.

„Ihr habt mir die Güter wieder abfordern laſſen, durchlauchtiger Herr, mit denen ihr mich vor zwei Jahren belehnt," redete Kunz mit geſetzter tiefer Stimme, der man den bekämpften Unwillen anhören konnte. „Ich bin gekommen euch zu fragen, ob ihr das ernſtlich ſo meint."

„Hab ich jemals mit euch geſcherzt, Kunz? oder iſt ſo etwas überhaupt ein Gegenſtand des Scherzes?"

„Die Güter ſind mir lieb geworden; ich habe viel Geld an ſie gewandt."

„Das hab ich euch nicht geheißen. Ihr gebt ſie zurück, wie ihr verſprochen habt, und empfangt dagegen die eurigen in Thüringen wieder."

„Verwüſtet und unbrauchbar liegen dieſe, jene hab ich in den blühendſten Zuſtand gebracht. Mir geſchähe durch euren Machtſpruch Unrecht."

„Ich thue keinen Machtſpruch; ich verlange nur, daß ihr euer gegebenes Wort erfüllen ſollt. Der Friede iſt ſchon lange hergeſtellt, und jedem werde ſein Eigenthum wieder!"

„Wohl! aber ich verſprach Apeln ſeine Güter gegen die meinigen wieder auszuliefern. Apel Vitzthum iſt verjagt, alle ſeine Beſitzungen ſind vom Herzog eingezogen. Es iſt Niemand da, der ein

Recht auf die Schlöſſer hat, die in meinen Händen ſind.“

„Das Recht ſteht mir zu und ich fordre ſie zurück,“ erwiederte Friedrich heftig.

„Ihr gabt Hermann von Harras das Schloß Lichtenwalde für ſeine zerſtörte Burg in Thüringen. Er ſteht mit mir in gleichem Verhältniß. Warum muß er das Apein ſonſt auch gehörige Gut nicht zurückgeben? Warum wollt ihr mir allein ſchaden?“

„Brauch ich euch Rechenſchaft abzulegen über mein Thun und Laſſen? Ihr ſeid ſehr kühn, mich darüber zu befragen. Magdeburg gebt ihm den Revers und macht dem trotzigen Mann meinen Willen noch einmal klar!“ Damit ſtand der Churfürſt auf und wollte ſich entfernen. Da wurde Ruth vom fürchterlichſten Zorne überwältigt.

„Friedrich,“ rief er mit dem Fuße ſtampfend, daß es laut im Saale wiederhallte, „habt ihr ganz vergeſſen, was ich für euch that?“

„Daran erkenne ich euch, daß ihr mich an das erinnert, was eure Pflicht und eigenes Vortheil euch vollbringen ließ. Laßt euch vom Herzog Wilhelm und vom Herzog Sigismund belohnen; beide lagen euch ſo nah und noch näher als ich,“ ſagte der Churfürſt ſpöttiſch kalt.

„Ha! niedermächtige Verläumdung!“ donnerte Kunz Wuth schäumend und seine Blicke schossen flammend auf Bibenberg und Magdeburg.

„Verläumdung oder nicht, ihr gebt die Güter heraus!“

„Ich gebe sie nicht!“ —

„Ha Rebell! so werd ich sie dir nehmen; wagst du meiner Macht zu trotzen? Ich will dich vernichten mit meinem Zorn, wenn du die Hand bewaffnet nach mir ausstreckst.“

„Nehmt sie hin! Aber zittert vor meiner Rache!“ stieß Kunz noch mit Wutherstickter Stimme heraus. „Und sollt ich mich an eurem Fleisch und Blut rächen!“

Von ihren Sitzen sprangen die Ritter auf und stellten sich murrend und schreiend wider Kunzens unerhörte Drohung um den Churfürsten; aber dieser, in ihrer Mitte sich sicher wissend, rief hohnlachend:

„Kunz verbrenne mir nur die Fische im Weiher nicht!“ Und damit verließ er den Saal von seinen Getreuen begleitet. Bibenberg warf Kunzen noch einen triumphirenden Blick zu.

„Ja Schönfels, du hattest recht!“ rief dieser und stürmte hinaus. Nach einigen Minuten flog

er auf seinem Rosse den Schloßberg hinunter, daß die Steine Funken sprühten.

Außer sich langte er auf Kriebenstein an, und neue zerknirschende Verzweiflung erfaßte ihn, als Anna nach der ihr mitgetheilten Unglückspost ohnmächtig nieder sank, seine Kinder jammernd aufschrieen und Isidore fast in Thränen zerfloß. Alle Entwürfe waren nun vernichtet, alle Hoffnungen verloschen; schwarze Nacht umhüllte seines stolzen Weibes Geist. Was er auch sonst gedacht und gewünscht, es war verschwunden und hatte dem einen Gedanken der Rache Platz gemacht, der seinem gräßlichen Zustand noch mit einem lindernden Gefühle belebte. Auf der Burg vermochte er es nicht auszuhalten, die Welt dünkte ihm schier zu enge in dieser Einsamkeit, die nur von den Klagen seines Weibes gestört war. Er ritt zu seinem Bruder Dietrich, um sich das Herz zu erleichtern. Ihn und noch einige treugebliebene Freunde vermochte er mit nach Kauffung zu geben; auch sein Weib kam mit den Knaben dahin, doch ohne Isidoren, die sich in einem nahen Kloster unter fremdem Namen wieder als Nonne hatte einkleiden lassen. Hier brachten sie den Herbst unter mancherlei Berathungen zu, und sannen auf eine ausgesuchte

Rache. Immer neue Plane zu derſelben zu machen, war jetzt Kunzens einzige und liebſte Beſchäftigung und Dietrich ſtand ihm darin brüderlich bei. Es ward endlich beſchloſſen, daß Kunz nach Böhmen gehen und ſich dort ankaufen wolle. Als böhmiſcher Ritter und Vaſall konnte er dann leichter ſeine Landsleute zu einem allgemeinen Überfall auf Sachſen bereden, von dem er ſich, wenn er ihn ſelbſt leite, den glänzendſten Erfolg verſprach. Nun kam es darauf an, ſich mit dem jungen König von Böhmen und deſſen Statthalter Pobjebrad ſchon jetzt in Verbindung zu ſetzen, und dazu bot ſich ihm nach dem Lauf der Dinge eine ſehr ſchickliche Gelegenheit.

Der Churfürſt hatte Georg von Bibenberg den Auftrag gegeben, mit einer anſehnlichen Mannſchaft die Schlöſſer Kriebenſtein, Schwickersheim und das Dorf Ehrenberg einzuziehen, und den Bewohnern derſelben den Huldigungseid abzunehmen. Dieſe Heldenthat hatte der alte Ritter glücklich vollbracht, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, ihm Widerſtand zuleiſten; vielmehr hatte Kunz die Thore der beiden Burgen öffnen laſſen, aber eben deshalb getraute ſich Bibenberg anfänglich nicht hinein, weil er dieſes unerwartete Benehmen Kunzens

für eine listige Falle hielt. Als er triumphirend nach Altenburg zurück kam, verehrte ihm der Churfürst als Zeichen seiner beständigen Gnade, eine schwere goldene Kette, die er ihm selbst mit Zermonie um den Hals hing.

Kaum aber hatte Herzog Wilhelm erfahren, daß der gefürchtete Kunz von Kauffung seiner Meinung nach unschädlich gemacht und mit diesem Schlage alle seine Macht auf immer vernichtet sey, so zog er die ihm beschwerliche Maske gegen seine Gemahlinn ab. Er würdigte sie keines Besuchs mehr, und einsam ihre Tage verweinend lebte sie von nun an, in den von ihr bewohnten Flügel des Schlosses verwiesen, mit ihren beiden Kammerfrauen und dem Pater Eusebius, die Schmerz und Kummer treu mit ihr theilten, und ihr deshalb immer theurer wurden. Bertha war durch den Tod ihres Geliebten mit einem menschenfeindlichen Haß gegen alle Glücklichen erfüllt worden, um desto inniger schloß sie sich an die Unglückliche an, die ihr so nahe stand. Sie hatte den Schmerz des Lebens allmälig ausgekämpft und sich mit der Überzeugung, daß ihr auf Erden keine Freude beschieden sei, daß für sie keine irdische Blume mehr blühe, jene unerschütterliche Ruhe erworben, die groſse Herzen

nach langen unſeligen Stürmen in ſich aufnehmen, und die der Stille gleicht, welche in einem ausgebrannten, ſonſt feuerſpeienden Berge herrſcht. Mit heiliger Inbrunſt warf ſie ſich, wie faſt alle in der Liebe unglückliche Frauen, in die Arme der Religion. Schwärmeriſche Andachtsübungen waren ihre meiſte Beſchäftigung und wurden ihr zuletzt ſo zum Bedürfniß, daß ſie in beſtändiger Exaltation lebte. Die reine Frömmigkeit der Herzoginn reichte ihr, obgleich ſehr von dieſer Schwärmerei verſchieden, dennoch die Hand, und das gemeinſame Unglück verband beide zu Schweſtern.

Katharina von Braudenſtein aber lebte in dieſem Winter zuerſt öffentlich als des Herzogs Geliebte am Hofe. Sie und ihre nicht minder ſchöne Schweſter Mechthilde waren die erſten Damen aller Feſte, die in großer Menge und mit übertriebenem Aufwande gefeiert wurden. Beide gebrauchten den ſchlauen Cäſar, der noch immer in höchſter Gunſt bei ſeiner Herrinn ſtand, zu den geheimen Liebeshändeln, die ſie mit den jungen Rittern am Hofe ſpielten, ohne daß der Herzog etwas davon merkte. Cäſar hatte als Spion, Liebesbote und Kuppler ſtets Katharinen getreulich genützt, ſie vor allen Angriffen, vorzüglich von Kunzens Seite,

denen seine Gewandtheit und List fast immer glücklich auf die Spur halfen, gewarnt und bewahrt, und unermüdet in seinem Eifer fuhr er fort fast jeden kräftigen schönen Mann in ihre und Mechthildens Arme zu liefern, so daß beide sinnlichen Weiber ihre geheimen unsichtbaren Netze fast um die Männerwelt des ganzen Hofs spannen, und Jeder sich glücklich pries, solche Gunst zu genießen, und doch betrogen wurde wie der Herzog und alle Andern. Dem hübschen braunen Cäsar blühte für solche unvergleichliche Dienste als Belohnung manche Schäferstunde bei beiden Frauen; denn Mechthilde hatte ihn vom ersten Augenblicke an gerne gesehen und war ihm immer gewogener geworden, und Anna war gegen ihre Schwester gefällig genug, den verliebten Jungen, der mit der Zeit groß und baumstark geworden war, zuweilen abzutreten, wenn sie anderweitig beschäftigt war. Schwelgerei und Unzucht kamen am Hof an die Tagesordnung. Bernhard von Kochberg, jetzt des Herzogs innigster Freund, ließ seine Ehehälfte gewähren, um es mit Niemanden zu verderben; er war glücklich seinen hohen Posten als Minister und erster Rath des Herzogs behaupten zu können, und leitete, um sich gefällig zu zeigen, selbst die üppigen Vergnügungen

des Hofes. Anna lebte abgeschieden von diesem wüsten Gewirre und nie betrat ihr heiliger Fuß die Stätte, wo gemeine Wollust und die niedrigsten Leidenschaften alle edleren Gefühle in ihrem Schmutze erstickten. Sie betete stets inbrünstig zu Gott, das Herz ihres verblendeten Gemahls zur Erkenntniß seiner Fehler zu lenken, aber ihn nicht dafür zu bestrafen. Verstoßen und verachtet von ihm, liebte sie ihn dennoch; kein Groll gegen ihn trübte die Reinheit ihrer Seele. — So schieden also nur wenig Wände eine Heilige mit ihrer frommen Umgebung von den Kindern der ärgsten Sünde.

Kunzens Späher berichteten des Herzogs tolles Treiben stets umständlich an ihn, und von dem innigsten Antheil an dem Schicksale der unglücklichen Herzoginn, so wie von dem Wunsche bewegt, den böhmischen Großen näher zu treten, schrieb er an den jungen König Ladislaus, Annas Bruder, der sich eben damals in Prag aufhielt, und an Podjebrad, wie herabwürdigend und grausam die edle Frau von ihrem Gemahl behandelt werde, und forderte sie zu ihrer Hülfe auf. Dieser Brief that die gehoffte Wirkung. Denn noch im Laufe des Winters erhielt der Herzog ein strenges Schreiben vom Könige, worin dieser seinen ganzen Unwillen

unverholen gegen ihn aussprach, und ihm mit schwerer Fehde drohte, wenn er sein Betragen gegen Anna nicht ändere.

Wüthend über diesen Schimpf eilte Wilhelm mit dem Briefe in der Hand auf das Zimmer seiner Gemahlinn, das er seit langer Zeit das erstemal wieder betrat.

„Wer hat sich unterstanden," rief er mit zornglühendem Gesicht und rollenden auf die erbebende Anna gerichteten Augen, „an den König von Ungern zu schreiben und mich bei ihm zu verläumden? Schwer werde ich diesen Frevel ahnden!"

Weder die Herzoginn noch ihre Frauen vermochten vor Schrecken und Überraschung zu antworten. Auch konnten sie unmöglich begreifen, wovon die Rede war.

„Ha! dieses Schweigen zeugt für euere Schuld, elendes heuchlerisches Geschöpf!" tobte er weiter, und Alle wurden von dem gräßlichen Tone seiner Stimme mit Entsetzen erfüllt. Mit emporgehobener geballter Faust eilte er auf die fast ohnmächtig zusammensinkende Anna zu, aber entschlossen warf sich Bertha zwischen ihn und sie und fing den Streich auf, der ihrer Herrinn zugedacht war. Laut schrien die Kammerfrauen auf; still versuchte Anna die

getreue Bertha zurück zuschieben, um sich geduldig der Wuth ihres Gemahls auszusetzen, aber diese gab es nicht zu, wie sehr sie auch von der Herzoginn gebeten wurde, sie schützte vielmehr dieselbe mit ihrem ganzen Körper, indeß Jutta todtenbleich nach dem Pater sprang. Hastigen Schritts trat dieser gleich darauf herein und stellte sich ruhig vor den schäumenden Herzog, ihn lange mit bedeutsamen Blicken messend.

„Bist du vielleicht der Schurke, der mir dieses gethan?" sagte Wilhelm und hielt ihm den Brief vor das Gesicht.

Ohne seine edle Fassung zu verlieren nahm Eusebius das Blatt und erwiederte: „Was es auch sei, mein Haupt belastet keine Schuld; ich möchte euch dasselbe wünschen, Herzog!" Dann las er das Schreiben.

„Ich begreife nicht, wie ihr euch darüber so sehr verwundern und in Zorn gerathen könnt. Die Unzucht eures Hofs ist weltbekannt, so wie—"

„Schweigt Pfaff!" donnerte Wilhelm. „Ich werde euch Alle in ein Gefängniß werfen lassen und euch, Herzoginn, auf ewig aus meinen Augen verbannen!"

„Wilhelm!“ rief jetzt Anna und hob ihre Hände gen Himmel und ihre Augen strahlten in frommen Glanz. „Gott kennt meine Unschuld und meine Liebe zu dir. Nicht für mich will ich bitten; wirf mich in den tiefsten deiner Kerker, ich will es verschmachtend dulden; denn für mich hat die Erde keine Wünsche mehr. Nur deines Wohl wegen bitt ich dich, bedenke, daß mein Bruder der mächtige König von Ungern und Böhmen, daß mein Vetter Friedrich der teutsche Kaiser ist! Nicht ungerächt werden sie meine Schmach mit ansehen, und viel Unheil kann dir daraus erwachsen.“

„Was will mir dieser zwölfjährige Knabe anhaben, den du den mächtigen König von Ungern und Böhmen nennst?“ entgegnete der Herzog spöttisch. „Er, der nur das Spielzeug des tapfern Hunjad und des listigen Podjebrad ist, kann ja ohne die Zustimmung und Genehmigung dieser Männer keinen Knecht gegen mich abschicken. Und ihrer Freundschaft bin ich gewiß. Der teutsche Kaiser aber hat mit den Türken mehr zu thun und schläft viel zu viel, als daß er sich um ein Weib kümmern sollte, das ihrem Gemahl nicht gehorcht. Laßt das gut sein! Ich werd euch gestatten hier im Schloße fernerhin zuverweilen, aber keineswegs

aus Furcht vor den beiden eurer Meinung nach so mächtigen Häuptern sondern bloß aus Mitleid zu euch. Aber wehe euch, wenn ihr noch einmal versucht, Jemanden auf mich aufzuhetzen!" Mit diesen Worten verließ er die bedauernswürdige niedergeschmetterte Königstochter. Ein bittrer Thränenstrom floß aus ihren Augen und schluchzend sank sie in die Arme ihrer gleichfalls weinenden Frauen. Eine lange Umarmung der drei sich theuren Herzen erleichterte die ungeheure Last der Schmerzen in Annas Brust um etwas. Eusebius aber legte seine Hände auf sie und sprach still den Segen. Dann deutete er auf den gekreuzigten Heiland und dessen göttliche Mutter hin, und seinem Winke gehorsam knieten die unglücklichen Frauen nieder und gossen die Bedrängniß ihrer Seelen im inbrünstigen Gebete aus. Milde Ruhe lächelte ihnen die heilige Jungfrau, seligem Frieden ihr gebenedeiter Sohn zu, und erkräftigt und gesammelt erhoben sie sich wieder. Ein schöner Entschluß war während des Gebets in Anna aufgekeimt und sie ging rasch an's Werk, denselben auszuführen. Mit Hülfe des Kaplans schrieb die Edle nämlich an ihren Bruder Ladislaus. Sich selbst verläugnend bat sie denselben keinem üblen Gerüchte zu glauben; ihr Gemahl sei zwar

durch mancherlei Händel und Kriege oft in sich gekehrt, oft zerstreut, aber das thue seiner Liebe zu ihr gar keinen Abbruch; er zeige sich ihr im Gegentheil noch eben so gewogen als sonst. Deshalb möge er doch ja keinen Kummer ihretwegen tragen und sie der Obhut Gottes ferner lassen befohlen sein. Auch möge er fernerhin seine Freundschaft und Gnade ihrem werthen Gemahl erhalten und ihm Gutes und Liebes erzeigen, wo er nur könne und wisse. —

Auch Kunz von Kauffung hatte vom Statthalter Böhmens eine Antwort auf sein Schreiben erhalten und zwar eine sehr freundliche, welche ihn bald nach Böhmen zu kommen einlud und ihm manche Hoffnungen zur Erfüllung seiner Wünsche machte.

Kunz hatte in Sachsen nichts mehr zu gewinnen, noch zu verlieren. Seine Freunde waren in Böhmen, dort konnte ihm wenn auch nicht das Glück, auf das sein trüber Geist verzichtet hatte, doch die süße Rache erblühen.

In den ersten Tagen des Aprilmonats des Jahrs 1453 begab er sich dorthin und kaufte das Schloß Isenberg bei Brüx, welches eben zum Verkauf stand. Nach einigen Wochen holte er sein Weib und seine

Kinder dahin ab. So weit war es mit dem edlen mächtigen Ritter gekommen, daß er sein Vaterland verließ, das sonst der Schauplatz seiner Heldenthaten gewesen war und in dem er einst eine so große Rolle zu spielen gedacht hatte. Weinend zog Anna über die Grenze desselben; tiefsinnig ihr Gemahl. Der süße Rausch war verflogen und kalt und nüchtern wehte sie die Wirklichkeit an.

Bertha von Wangenheim hatte ihr ganzes Leben dem Dienſte des Himmels und der geliebten Herzoginn geweiht. Um dem erſtern recht wohlgefällig zu ſein, that ſie ſich alles Irdiſchen ab, und beſchloß ihr Herz zu reinigen, alle Rache und unedle Wünſche daraus zu entfernen, ihren Feinden zu verzeihen und dann ſtill und fromm zu leben mit der wehmüthigen Erinnerung an ihren geliebten Militz. Lange hatte ſie mit ſich ſelbſt gekämpft, ehe ſie dieſen edlen Standpunkt gewonnen hatte, aber der Sieg über ſich ſelbſt gelang ihr endlich glücklich, und nun eilte ſie nach dem Schloße, auf welchem Eſtrella den Winter über gefangen geſeſſen hatte. Laut ſchlug ihr Herz, als ſie die Thüre der Kerkerſtube öffnete. Bleich und abgehärmt trat ihr die Unglückliche entgegen, und Bertha erſchrack heftig über ihren Anblick, denn eine innere Stimme machte ihr den Vorwurf, daß ſie das Tatermädchen nicht ſchon lange befreit habe. —

„Kommſt du,“ redete ſie Eſtrella an, „mich morden zu laſſen? Stets hab ich das erwartet, oft gewünſcht. Aber du zogſt es vor, mich

erſt größere Qualen, als den Tod ſelbſt dulden zu laſſen."

„Du verkennſt mich!" entgegnete Bertha ſchmerzlich. „Ich komme vielmehr, dich zu befreien."

„Befreien!" rief Eſtrella erſtaunt. „So haſt du wohl Moſen erſt ermorden laſſen, damit ich meine Freiheit und mein Leben verfluche."

„Du denkſt immer das ſchlimmſte von mir und das thut mir ſehr wehe. Dein Ritter lebt, er iſt nach Böhmen geflohen, weil er den Geliebten meines Herzens erſchlagen hat."

„Und du willſt mir dennoch die Freiheit geben?" fragte Eſtrella zweifelhaft. „Warum haſt du mich in dieſen Kerker werfen laſſen?"

„Nicht ich that es, beim allmächtigen Gott! Mädchen, ſieh keine Furie in mir. Aus Liebe zu mir ließ dich mein ſeliger Verlobter einfangen; ich wußte lange nichts davon. Die einzige Schuld, die mich trifft, will ich dir offen bekennen: ich hätte dir ſogleich die Freiheit ſchenken ſollen; ach! aber von menſchlichen Leidenſchaften war auch mein Herz bewegt. Doch ich habe ſie vertilgt daraus, und ich flehe dich um Verzeihung an. Vergieb einer Unglücklichen, die das Schickſal ſo hart traf!"

Weinend ſank ſie mit dieſen Worten zu Eſtrellas Füßen und umfaßte die Beſtürzte.

„Du biſt ein edles, ein großes Weib!“ ſagte dieſe ernſt. „O daß du nicht meine Freundinn werden konnteſt! Auch mich haſt du verkannt, ſo wie ich dich. Ich verzeihe dir Alles, vergieb du auch mir. Dein Andenken wird ewig in meiner Seele leben!“

„Geh hin nach Böhmen und ſei glücklich mit dem, den ich einſt zu heftig liebte. Für mich blüht kein irdiſches Glück mehr!“

Weinend umarmten ſich beide, und die Feindinnen ſchieden verſöhnt mit einem herzlichen ſchweſterlichen Kuß für dieſes Leben. Eſtrella eilte auf den Flügeln der Liebe nach Kauffung, [illegible] waren die Theuren ausgezogen; die öde Burg war nur von einem Vogt und einigen Knechten bewohnt, welche ihr die Weiſung gaben, daß auch Kunz mit ſeiner Familie in Böhmen wohne. Einſam und traurend irrte ſie nun durch das Land dem Gebirge zu, mit deſſen Wegen ſie ſo ſehr vertraut war. Kein Tater kam ihr mehr entgegen; ſie waren alle zerſtreut in der weiten Welt.

In den ſchönſten Tagen des Mai's langte ſie auf der Burg Iſenberg an. Jubel erfüllte ſeit

langer Zeit wieder zum erstenmale die Familie bei ihrem Erscheinen. Anna umarmte sie, die Knaben sprangen an ihr hinauf und jeden umfing sie liebkosend. Mit Thränen im Auge sah das gute Mädchen, wie lieb sie Allen war; Kunz drückte ihr gerührt die Hand und säumte nicht mit der Nachricht, die ihr doch am angenehmsten sein mußte, daß Mesen zwar bei ihnen verweile, aber seit einigen Tagen sich bei dem Ritter Wilhelm von Schönfels aufhalte, der nicht weit von ihnen wohne. Schon hatten ihre Augen ihn gesucht und nur jungfräuliche Schamhaftigkeit hatte ihr verboten, sogleich nach ihm zu fragen. Schnell flog die Zeit unter Mittheilung der beiderseitigen Schicksale hin, und manche Zähren der Rührung und des Mitleids floß aus Annas und Estrellas Augen. Kunz gedachte seinen Freund sehr angenehm zu überraschen, und beschloß mit Estrellen gegen Abend hinüber zu reiten nach Schönfels's Burg. Anna wollte auch Zeuge der Freude des Wiedersehens sein und begleitete sie. Mit der Dunkelheit langten sie dort an. Dicht verschleiert wurde Estrella von Kunzen in den Saal geführt. Um einen langen Tisch saßen mehrere Ritter; aber Estrella hatte sogleich ihren Geliebten erkannt. Denn

mit verstörtem Antlitz lehnte er schweigend in der Ecke an dem ungeheuren Ofen, und schien die Eintretenden kaum zu bemerken. Verwirrt hingen die Locken seines dichten Haupthaares in das Gesicht herab und die bleichen tiefgefurchten Züge desselben drückten den schweren Kummer seines Herzens um die verschwundene Geliebte mehr als zu deutlich aus. Er selbst durfte es nicht wagen nach Sachsen hinüber zu reiten, um die aufzusuchen, an der sein Herz mit unzerreißbaren Banden hing, deshalb hatte er mehrere seiner Freunde dahin gesandt und erwartete mit Schmerzen und Sehnsucht ihre Zurückkunft. Die andern Ritter waren Schönfels, Bernhard und Apel Vitzthum und einige andere ihres Anhangs. Als Kunz von Kaufsung mit seiner Gemahlinn und Estrellen hereintrat, waren die Ritter eben in einem sehr lebhaften Gespräch mit einander begriffen, an welchen Wilhelm von Mosen inzwischen gar keinen Antheil zu nehmen schien. In seinem Kopfe lebte jetzt nur der einzige Gedanke an das Mädchen, die durch seine Unbesonnenheit, wie er sich vorwarf, unglücklich geworden war, und kein anderer konnte darin Platz finden. Die junge Gemahlinn des Ritters Schönfels eilte den neuen Gästen mit freundlichem Bewillkommensgruß entgegen.

Kunz führte unvermerkt durch den kaum mäßig erhellten Saal das vor Freude zitternde Mädchen hinter Mosens Sitz; dann trat er vor und begrüßte die Ritter, während Anna sich mit der Hausfrau unterhielt. Apel Vitzthum stand auf, und die Züge seines alten Gesichtes waren halb freundlich, halb spöttisch, als er Kunzen die Hand reichte und sagte:

„Seid in Böhmen willkommen, edler Kaufkunz, nicht mehr als Gefangener, wie ich euch vorigs Jahr traf, sondern als unser Landsmann! So große Feinde wir auch sonst waren, so dicke Freunde, hoffe ich, sollen wir nun werden."

„Unsere beiderseitige Lage hat sich freilich sehr verändert," erwiderte Kunz durch Apels herzlichen theilnehmenden Ton gewonnen. „Ich streite nicht mehr für den Herzog und ich nicht für den Churfürsten."

„Es taugt einer so wenig, als der andere," entgegnete Apel. „Aber um die Wahrheit zu sagen, ist mir der Herzog doch noch lieber, obgleich er sich gegen mich höchst erbärmlich und niederträchtig gestellt. Aber ich gäbe gern all meine Burgen und Alles noch einmal drum, was ich verloren habe, könnte

ich dem spitzbübischen Schleicher, dem Churfürsten, noch einem Denkzettel an mich anhängen."

„Laßt uns nur gewähren!" warf Schönfels mit einem bedeutenden Nicken ein. „Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel. Kunz ist mit von unserer Partei, das weiß ich im Voraus."

„Aber Moſen," rief Apel „ihr habt noch kein Wort zugegeben, und ich dächte die eben abgehandelten Sachen gingen euch so gut an, als unser einen. Wir haben nämlich," wandte er sich wieder zu Kunzen, „eben von den mancherlei bösen Streichen gesprochen, die uns Allen die beiden Sachsenfürsten gespielt und ihr wurdet dabei nicht vergessen. Ich erinnerte mich dabei sehr deutlich, wie ich euch euer Loos lange vorausgesagt. Es wird euch nicht entfallen sein, daß ich auf des Herzogs Wilhelm Hochzeit sogar darüber mit euch in einen heftigen Streit gerieth. So leid es mir nun auch euretwegen thut, daß meine Unglücksprophezeihung an euch in Erfüllung gegangen ist, so freut es mich von der andern Seite wieder, da wir euch dadurch gewonnen haben. Bei dieser Gelegenheit habe ich denn erfahren, daß der Ritter Moſen sogar sein Lieb am herzoglichen Hofe eingebüßt hat. Trotz dem ist er für unsere Plane nicht empfänglich."

„Bei euch handelt sich's um irdisches Gut, und ihr lechzt nach Rache, weil euch der Herzog von Haus und Hof gejagt hat," erwiederte Mosen. „Ihr habt noch genug, um gut leben zu können. Mir aber ist mein Alles geraubt worden und die Verzweiflung darüber hat mir sogar die Kraft geschwächt, mich darüber hinaussetzend an Rache zu denken."

„Ihr treibt's zu weit!" lachte Apel. „Ich lasse mir gefallen, daß man einer schmucken Dirne gut ist, und sonst hat mich wohl auch zuweilen so was angewandelt; aber solch ein nettes Ding darf einen nicht so in den Kopf hinein wachsen, daß man mit ihr auch diesen verliert."

„Euer Alter entschuldigt diese Worte" versetzte Mosen traurig. „Auch glaub ich nicht, daß ihr jemals so recht innig geliebt habt, das beweißt schon euer Junggesellenleben. Mir ist ein anderer Drang im Herzen, den ich euch und Niemanden klar machen kann, und den ich wohl selbst nie empfunden haben würde, wäre mir nicht die Holdselige begegnet, die mir nun leider durch ein böses Geschick wieder so lange entrissen ist. Wird mir ihr Kuß wieder neues Leben einhauchen, woran ich aber schon ganz verzweifelt bin, so bin ich der Eurige und der eifrigste Anhänger eurer Partei. Ohne

Estrellen aber ist mir die Stunde Leben zur Last, die mir in ihrer Gegenwart zur Seligkeit würde." Und den Arm wieder auf den breiten Rand des Ofenkastens stützend, lehnte er sein Haupt wieder schwermüthig zurück. Estrella konnte sich vor Entzücken nicht länger halten, sie schlug den Schleier zurück, trat einen Schritt näher, bog sich zu ihm herunter und küßte ihn auf die bleiche Stirn. In dem Augenblick, als sie aus der Dämmerung des Winkels, in dem sie unbemerkt gestanden, hervortrat, wurden die andern Ritter ihrer ansichtig, und erhoben sich durch die wunderbare Erscheinung bewegt von ihren Sitzen. Die beiden Frauen waren ebenfalls herbeigeeilt und plötzlich umstanden Alle die beiden Liebenden.

Moses fuhr im ersten Augenblick heftig zusammen; dann starrte er der lächelnden Estrella lange in's Gesicht, als müsse er sich auf etwas Vergessenes besinnen; und indeß sie sich so nahe zu ihm bog, daß ihr Hauch die Locken in seiner Stirne bewegte, wich er vor ihr wie vor einem Gespenste zurück.

„Estrella ist bei dir," sagte sie mit wonnebebender Stimme, „um dich dem Leben wieder zugeben und dich zu neuen Thaten zu begeistern."

Kaum hatte er den süßen Klang ihrer Stimme vernommen, so streckte er rasch seine Arme aus. Der Übergang aus der höchsten Traurigkeit und des Entsetzens bis zur entzückten Verklärung seiner Gesichtszüge war das Werk eines Augenblicks. Ohne einen Laut weiter von sich zu geben, als das unwillkührliche Girren, das die übervolle Brust als Beweis ihrer unaussprechlichen Seligkeit ausstieß, lag er an ihrem Busen und trank in langer Umarmung das gewünschte neue Leben. Später fanden sich einzelne Ausrufungen, dann Worte und endlich ganze Erzählungen. Estrella theilte ihrem überseligen Ritter und der andern Gesellschaft die erlebten trüben Schicksale der letzteren Zeit mit; und ein fröhlicher festlicher Abend krönte die Wonne des Wiedersehens. Ihm folgte eine noch schönere Nacht, die Mosen nach so langer Entbehrung ihrer Liebkosungen an der Brust seines reizenden Mädchens verträumte.

Am anderen Morgen trennten sich die Ritter mit dem Versprechen, sich gegenseitig oft zu besuchen und recht nachbarliche Freundschaft zu halten. Apel Vitzthum ritt mit seinem Bruder und den andern ihm ergebenen Edelleuten nach seiner Burg. Kunz von Kaufung kehrte mit dem wiedervereinten

Peare und seinem Weibe nach Isenberg zurück.

Wilhelm von Mosen war trotz seines Glücks in einer mißlichen Lage. Er dachte jetzt mit allem Ernste daran, Estrellen als sein eheliches Weib zu umarmen, aber wie viele Schwierigkeiten standen ihm dabei nicht im Wege! Estrella selbst verweigerte ihm vor der Hand seine Bitte noch, so sehnliches Verlangen nach einer gänzlichen Vereinigung mit dem Geliebten sie selbst bewegte. Neko hatte ihr nämlich geboten, nicht eher den christlichen Glauben anzunehmen und dem Ritter vor dem Altare ihre Hand zu reichen, bis er ihr noch einmal erschienen oder schriftlich die Erlaubniß dazu übermacht habe. Estrella war nicht gewohnt eins von Nekos Geboten leichtsinnig zu übertreten; denn sie hatten alle eine tiefe Bedeutung; und deshalb wäre sie um nichts in der Welt zu bewegen gewesen, jetzt ihrem Wilhelm in das Ehebett zu folgen. Aber von Neko war in ganz Böhmen und Sachsen keine Spur aufzufinden, so viel auch Mosen und seine Gesellen die Länder durchstreift hatten.

Ein anderes Hinderniß war die Verbannung aus seinem Vaterlande. Seine Güter wurden während seiner Abwesenheit von seiner Mutter verwal-

tet, und dieſe brachte es im Laufe des Sommers durch Geldopfer und Bitten bei dem Herzog Wilhelm dahin, daß ihrem Sohne die Rückkehr erlaubt wurde. Durch einem Boten wurde Wilhelm dieſe Nachricht mit der dringenden Bitte überbracht, bald in das Meißner Land zu kommen. Er konnte dieſe Einladung unmöglich ablehnen und trennte ſich im Herbſte abermals von ſeiner Geliebten und der ihm theuren Familie, in der Hoffnung, daß er ſich vielleicht bald einen Lichtſtrahl in ſein nachtumhülltes Geſchick erkämpfen werde.

Die Beſuche der benachbarten Ritter wiederholten ſich oft; Apel Vitzthum ſprach vorzüglich viel bei Kunzen zu, und ein gemeinſames Intereſſe machte beide, wenn auch nicht zu innigen Freunden, aber doch zu Bundesgenoſſen. Schönfels, die Vitzthume und ihr Anhang hatten nämlich Kunzen mit in ihre geheime Verſchwörung gegen die ſächſiſchen Fürſten gezogen. Zu Folge derſelben hatten ſie ſich ſchon mit den mächtigſten Edlen Böhmens in Unterhandlungen eingelaſſen, und es ſchien als ob das Werk gelingen wolle, wenn man erſt Mehrere und vielleicht den königlichen Statthalter ſelbſt gewonnen und eine große Summe Geldes zur Rüſtung eines furchtbaren Heeres herbeigeſchafft habe.

Kunz wurde seiner Leidenschaft gemäß eins der thätigsten Mitglieder.

Sein schnelles Entfernen aus dem Lande des Churfürsten hatte inzwischen viel Aufsehen dort gemacht, und war diesem höchst unerwartet. Es regte sich hie und da eine Stimme zu Kunzens Gunsten und man äußerte zuletzt ziemlich laut, daß ihm Unrecht geschehen wäre. Dem Churfürsten, der so viel auf den äußeren Schein hielt, war dieses Gerede, das endlich auch zu seinem Ohren drang, keineswegs gelegen. Der ehrliche Hildebrand von Einsiedel, auf dessen Wort Friedrich auch etwas zu geben gewohnt war, äußerte seinen Unwillen unverholen, aber noch mehr als dieser setzte ihn die Ankunft des Bischofs von Meißen in Altenburg in die peinlichste Verlegenheit. Erst schickte er dem alten Kirchenfürsten den schlauen Magdeburg entgegen, damit dieser die Sache ihm mit abhandle; da Kaspar von Schönberg aber sich mit dem Abgesandten durchaus auf gar nichts einließ und den Churfürsten selbst zu sprechen begehrte, so mußte sich Friedrich endlich zu der sauren Kost entschließen.

Die Unterhaltung dauerte lange, der Bischof sprach sehr ernst und eindringlich und zuweilen bit-

ter, der Churfürſt konnte ihm nur wenig entgegen ſetzen und war bald aus dem Felde geſchlagen. Nur mit dem fürſtlichen Verſprechen Friedrichs, daß er Kunzens Sache nach Recht und Geſetz entſcheiden, und ihm für den angethanen Schaden Erſatz geben wolle, verließ der Biſchof den Hof wieder. Desohngeachtet wurde die Sache höchſt ſchläfrig betrieben, weil Magdeburg und Bibenberg dagegen waren, und erſt im folgenden Jahre 1454 kam es dahin, daß der Churfürſt ein eigenes Gericht beſtellte, welches abgeſehen von dem auf Kunzen ruhenden ungewiſſen Verdachte bloß entſcheiden ſollte, was man ungefähr an dem Ritter thun müſſe, um den Schein der Ungerechtigkeit von dem fürſtlichen Haupte abzuwenden; denn über nichts war Friedrich empfindlicher, als wenn man ihn nicht für das zu halten ſchien, was er durchaus gelten wollte. Nach einer umſtändlichen Unterſuchung wurde ein Herold an Kunzen abgeſchickt und er mit dem Verſprechen eines ſichern Geleits nach Altenburg eingeladen, damit er ſich mit ſeinem ehemaligen Landesvater vergleichen möge. Der Bote langte eben auf Iſenberg an, als Apel Vitzthum bei Kunzen zum Beſuch war, ſie waren das ganze Jahr hindurch meiſt beiſammen, und hatten es mit Hül-

ſe der andern Ritter ihres Anhangs bei den Böhmen dahin gebracht, daß im folgenden Jahre der Sturm auf die ſächſiſchen Länder losbrechen ſollte.

„Hoho!“ rief Apel, „pfeiffen die Vögelein ſchon wieder anders? Sie werden wohl die Netze gemerkt haben, die wir ihnen aufgeſtellt.“

„Was ſoll ich thun Apel?“ fragte Kunz. „Hinüber reiten und mich wieder ärgern laſſen, daß mich die Galle ſchwarz färbt, oder ſoll ich die Einladung verlachen und mich in ganz Sachſen einen ſtöreiſchen Streitkopf ſchelten laſſen? So wie ich nicht hinüber reite, haben die ſchlauen [illegible] ſogleich den Schein des Rechts auf ihrer Seite, und das glaub ich haben ſie wohl berechnet.“

„Nun ihr reitet hinüber, fallt dem ſanftmüthigen Friedrich zu Füßen, erklärt euch ſchuldig, flehet um Gnade und erhaltet ſie im reichlichen Maße mit der Weiſung euch auf euren Burgen ruhig zu verhalten, keinen Aufruhr anzuzetteln, eure Thüringſchen Güter und ein Sümmchen anzunehmen, das euch die Großmuth des Churfürſten huldvoll reichen läßt und ſeid — —“

„Macht mich nicht raſend!“ donnerte Kunz dem ſpottenden Apel zu, deſſen Geſicht ſich zur

höhnischen Fratze verzogen hatte. „Und wenn die Engel selber mich flehten, ich solle den Schimpf vergessen, den er mir angethan, ich könnte mich nicht bezwingen. Er hat mit roher Hand mir an den Kern des Lebens getastet, er hat mich geschmäht vor allen seinen Rittern und das kann mein Herz niemals vergessen. Nach Rache lechzt es und wird nicht eher wieder ruhig schlagen, bis sie im vollsten Maaße befriedigt ist."

„Kunz," sagte Apel plötzlich ernst, „ich seh wohl, es ist euer Wille und Meinung, dem Churfürsten ein Leides zu versetzen, woran er lange zu klauben haben soll. Ihr wißt wie löblich ich euren Entschluß finde und wie ich ebenso mein Messer auf den Herzog wetze, wie ihr auf den Churfürsten. Nun ist mir vor einigen Tagen etwas durch den Sinn gefahren, das wohl für euch tauglich wäre, und indeß wir alle zusammen die Böhmen auf die Beine zu bringen suchen, euch in's besondere Gelegenheit zur Rache auf eure eigene Faust verschaffte."

„Und das wäre?" fragte Kunz gespannt.

„Dem Churfürsten sind schon drei Söhne gestorben, und er wie Margaretha zittern für das Leben der zwei noch Übrigen; wenn —"

„Ihr seid rasend, Apel! Nur der Teufel selbst kann euch den Gedanken eingegeben haben, die schönen Kinder zu ermorden, und wenn mir der Churfürst meine eigenen Knaben geschlachtet hätte, so vermöcht ich das nimmermehr. Man hört's, daß ihr weder Gatte noch Vater und für alle diese Gefühle von Stein seid."

„Wie ihr nun gleich tobt und lärmt, mich unterbrecht, überschreit. Wer hat denn nur ein einziges Wörtchen von Ermorden der Prinzen gesagt?"

„Nun was wollt ihr weiter?"

„Rauben sollt ihr sie dem Churfürsten, sie hierher auf euer Schloß nach Böhmen bringen und sie nicht eher wieder herausgeben, bis ihr ein Lösegeld vom Churfürsten in den Händen habt, das den Werth meiner Güter, die sie euch wieder abgenommen, dreifach übersteigt."

„Das Plänchen ließe sich hören," erwiederte Kunz nachdenklich. „In der That ich gestehe euch gern die Meisterschaft in solchen Dingen zu. Aber wie soll ich die Prinzen bekommen, sie dürfen nicht von der Seite ihrer Mutter weichen. Und sie thäte mir weh; denn an den Knaben hängt ihr Leben, vorzüglich am kleinsten, dem wilden Albrecht."

„Deſto beſſer für euch, je lieber ſie die Jungen hat, um deſto mehr wird man auch in der Eile zahlen, um ſie nur ſchnell wieder zu bekommen. Ihr könnt dann wahrlich die Saiten hoch ſpannen, Kunz, und ich wüßte keine vortrefflichere Gelegenheit dazu.“

„Ihr habt vollkommen Recht; aber wie ſoll ich's anfangen, um ihrer habhaftig zu werden?“

„Da müßt ihr nun freilich zuſehen; doch rath ich euch deshalb nach Altenburg zu reiten. Ihr könnt immer thun, als ob ihr euch mit dem verſöhnlichen Manne ausgleichen wolltet und habt daneben Gelegenheit euren Anker hie und da auszuwerfen, vielleicht findet ihr irgendwo Grund, worauf ihr dann feſtlich bauen könnt. Wie wär's mit eurem Schwager?“

„Da ſeid ihr auf einem Irrweg. Ihm gilt in der Welt nichts höher als der Thurfürſt.“

„O ihr ſollt ihm auch von unſern Plänchen gar nichts wiſſen laſſen; das wäre ja die größte Thorheit, die ihr begehen könntet. Aber er läßt ſich vielleicht auf andere Art benutzen, und es iſt ſchon gut, daß er euch nicht abgeneigt iſt, und ihr in jedem Falle auf ihn rechnen könnt, wenn es eine

Sache gilt, die seiner Einsicht nach nicht gegen den Churfürsten und sein Haus ist."

„Euer Vorschlag leuchtet mir immer mehr ein!" rief Kunz heftig bewegt und seine Augen funkelten vor Freude, als er Apeln dankend die Hand schüttelte. „Mir ist es plötzlich ganz licht im Kopfe und froh im Herzen geworden, als hätt ich das nun endlich glücklich gefunden, wonach ich lange vergeblich gesucht."

„Das Ding bleibt immer noch reiflich zu überlegen, eh' es zur Ausführung kommen kann."

„Allerdings, aber nur überlegen will ich, wie ich es am klügsten ausführen werde." —

Kunz verschwieg seinem Weibe und Estrellen, was ihn plötzlich so belebt gemacht habe; doch theilte sich des ungeachtet seine ungewohnte Freude auch ihnen mit. Die Letztere erwartete ihren theuren Mosen alle Tage; denn er hatte ihr geschrieben, er würde nun bald kommen, um sie nie wieder zu verlassen. Auch er hatte den Plan sich in Böhmen anzukaufen und mit seinen Freunden vereint zu leben, wenn er alle seine Angelegenheiten im Vaterland in Ordnung gebracht hätte.

Einige Tage nach dieser merkwürdigen Unterhaltung mit Apeln, ritt der seit diesem Vorfalle

rastlose Kunz hinüber nach Schönfels's Burg, um demselben mitzutheilen, was ihm im Herzen arbeitete. Denn Apel hatte den Feuerbrand in den Zunder geworfen, der sich seit Jahren in ihm angehäuft hatte, und nun stand er in Feuer und Flammen.

In sich gekehrt hatte er seinem Rosse die Zügel überlassen und in bequemen Schritt freute es sich des eigenen Willens. Plötzlich wurde der Ritter durch eine Stimme aus seinem Sinnen aufgeschreckt; vor ihm stand ein schlanker junger Bursch, der ihn freundlich grüßend beim Namen nannte. Kaum hatte ihm Kunz in's Gesicht gesehen, als er auch sogleich den Taterjungen Schwalb erkannte, der stattlich emporgewachsen war.

„Wie kommst du hierher?" fragte ihn der Ritter.

„Nun ich habe gehört, daß der Ritter Mosen den Wiland nicht mehr zum Knappen hat, und da wollt ich zu ihm, um mich anzubieten; es gefällt mir nicht in Böhmen."

„Ich frage dich aber, wie du hierher kommst?"

„Vor einem halben Jahre kam ich mit dem alten Neko von Venedig, da hat er mit Andern seiner Landsleute noch Geschäfte abgemacht,

ich glaube gar er brachte ihnen viel Geld. Er meinte nämlich, daß sein Sterbestündlein gar nicht mehr ferne sei. Als wir nun auf dem Rückwege wieder nach Böhmen kamen, ließ er sich eines Tages gegen mich verlauten, daß er von mir scheiden und mich nun meinem fernern Schicksal überlassen müsse. Ich sei ohnedieß kein Ägyptier, sondern ein geborner Böhme, drum möge ich nun als erwachsen und verständig ein Unterkommen in meinem Vaterlande suchen. Und so entließ er mich mit einem hübschen Stück Geld. Wo er hingezogen ist, weiß ich nicht, ich aber wanderte von Burg zu Burg, und ward endlich Troßbub bei einem Ritter. Hier erfuhr ich von euch und von Wilhelm von Mosen. Dies hat mich bewogen, nach eurem Wohnsitz aufzubrechen."

Schwalbs listiges Gesicht gefiel Kunzen. Es fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihn bewog, den Burschen selbst in Dienst zu nehmen, wenn er bei ihm zu bleiben Lust habe.

„Höre," sagte er zu ihm, „du scheinst mir ein sehr pfiffiger Geselle und hast's mir das schon damals bewiesen, als du mir den Brief Nikos auf das Altenburger Schloß brachtest. Du scheinst dort sehr bekannt zu sein?"

„Nun ich weiß alle Gänge und Schliche, kenne die Stellen an der Mauer, wo man zur Noth herauf und herunter klettern kann, aber so ist mir nicht allein dieses Schloß, sondern eine grose Menge anderer auch bekannt. Das mußte ich wohl unter den Tatern lernen, die mich auf die Schlösser umherschickten auf Kundschaft oder der Nahrung wegen; denn Neko stand mit gar vielen Rittern und großen Herren in Verbindung, hatte mit ihnen, was weiß ich, immer etwas abzumachen und gebrauchte mich zum Boten seiner Briefe."

„Wenn du in meine Dienste treten willst, so will ich dich gerne nehmen, und schlecht soll dir's nicht bei mir gehen."

„O mit Freuden!" rief Schwalb und setzte sich sogleich in Bewegung dem Ritter zu folgen. Kunz unterhielt sich auf dem Wege mit ihm und fand seine erste Bemerkung bestätigt, daß der Bursche sehr viel Scharfsinn mit verschlagener Gewandtheit verbinde und mit Treue an seinem früheren Herrn hing.

Als Kunz seinem Freunde Schönfels den in Apels Kopf entsprungenen Plan mittheilte, dem Churfürsten die beiden Prinzen, Ernst und Albrecht, zu rauben, und ihm dann zu ihrer Wiederheraus-

gabe Bedingungen vorzuschreiben, aus denen ihnen der größte Nutzen erwachsen konnte, jubelte dieser laut auf und versprach ihm den thätigsten Beistand. Beide überlegten nun, wie die Sache am geschicktesten anzufangen sei.

„Der Zufall," bemerkte Kunz, „hat mir heute eben ein flinkes Bürschlein in den Weg geworfen, das wir wohl mit Glück bei der Ausführung unseres Werks gebrauchen könnten." Und Schwalbs Schicksale und geistige Gaben berichtend, fügte er hinzu: „Wir müssen durchaus einen getreuen Spion am churfürstlichen Hofe haben, der uns von allem Thun und Treiben dort Nachricht giebt, sonst tappen wir ewig im Dunkeln; wird sich dieser Schwalb dazu verstehen, so haben wir schon gewonnenes Spiel. Ich nehme ihn jetzt mit nach Altenburg und suche ihn durch meinen Schwager Hildebrand, den Hofmarschal, unterzubringen. Nebenbei besehe ich mir selbst das Schloß und spähe, ob's vielleicht die Zeit über Veränderungen im Bau und der Einrichtung erfahren hat, und wie man am besten hineinkommen kann, ohne gerade durch Thor und Thüren zu gehen. Der Churfürst muß immer glauben, ich sei der Ausgleichung wegen gekommen und habe den

schmählichen Schimpf vergessen, den er auf mein Haupt geschleudert."

„Das geht vortrefflich!" entgegnete Schönfels; „laßt uns doch den Burschen gleich befragen und wenn er Ja sagt, die Weisung geben, was er zu verrichten hat."

Schwalb wurde herbeigerufen.

„Du bist mir nicht zur ungelegenen Zeit in den Weg gekommen," redete ihn Kunz an. „Wenn du in meine Dienste trittst, so ist das Erste und Hauptsächlichste, was ich von dir verlange, die unverbrüchlichste Treue. Du mußt sein wie ein Fels, auf den ich Häuser bauen kann. Dagegen werde ich dich nach Gebühr zu belohnen wissen, und du sollst sicherlich mit mir zufrieden sein. Willst du mir diese Treue halten?"

„Befragt nur den Neko über mich; ihr werdet ihn wohl noch treffen. Der hat mir oft gar geheime Dinge anvertraut, auf die viel ankam. Mein Mund war stets wie mit neun Schlössern verschlossen, und ihr könnt mir zehn Jahre nach seinem Tode noch Schätze in Menge bieten, ich werde doch kein Wort verplaudern, was er mir anbefohlen."

„Das ist sehr löblich. Auch ich würde dir ein Geheimniß anvertrauen und dich zu einer Sache gebrauchen, die mir höchst wichtig ist und durch deren Verrath mir viel geschadet würde.“

„Macht mit mir erst eine Probe!“ entgegnete Schwalb. „Doch im Voraus schwör ich euch zu, daß Alles, was ihr mir sagt, wie in einem Grabe in mir ruht. Doch alles Selbstlob würde Verdacht bei euch erregen, drum sag ich euch nochmals, probirt's mit mir.“

„Deine Sprache gefällt mir,“ bemerkte Schönfels, „und dein Gesicht erregt bei mir ein gewisses Vertrauen. Da dich nun der Ritter Kauffung schon seit langer Zeit kennt, und nichts Schlechtes von dir gehört hat, so wollen wir dir die Probe schenken, und da das Geschäft, zu dem wir dich zu brauchen gedenken, Eile hat, die das Geheimniß eröffnen, dessen Verschweigung du uns mit einem schweren Schwure geloben mußt.“

Schwalb leistete den Schwur, den die Ritter ihm vorlegten, ohne sich zu bedenken, dann entdeckte ihm Kunz sein Vorhaben.

„Ich nehme dich nun mit auf das Schloß nach Altenburg und verschaffe dir einen Dienst, mag es einer sein, was da will. Dann reis' ich nach Böhmen

zurück, du bleibst und beobachtest Alles genau, was vorgeht. Vorzüglich mußt du dein Augenmerk auf den Churfürsten, seine Frau und die beiden Prinzen richten. Alle deine Bemerkungen theilst du mir von Zeit zu Zeit durch einen Boten mit, den ich dir schicken werde. Sobald sich aber mir die Gelegenheit zeigt, wo ich die That auszuführen gedenke, werd ich dir's anzeigen."

Schwalb versprach noch einmal feierlich, in allen Stücken gehorsam zu sein, und Kunz nahm ihn dann mit nach Isenburg. Indem der Ritter nun seine Reise bald auszuführen gedachte, langten Wilhelm von Mosen und Dietrich von Kauffung an. Der Erstere hatte nun Alles soweit beseitigt, daß er sich in Böhmen ankaufen wollte, aber die zärtlich liebende Estella verweigerte, ihm ohne Nikos Erlaubniß durchaus ihre Hand als Christinn vor dem Altar zu reichen. Da man nun von dem ausweichenden Schwalb, der Mosen herzlich begrüßte, bereits erfahren hatte, daß Nikolaus noch lebe, so sah der überall gehemmte Ritter kein anderes Mittel, als den alten Tater noch einmal aufzusuchen, und da nach Schwalbs Aussage zu vermuthen stand, daß er nach Sachsen oder Thüringen gegangen sein müsse, so gedachte sich Mosen dorthin auf den Weg zu machen

und alle Höhlen und wilden Waldungen, in denen sich die Tatern sonst aufzuhalten pflegten, nach ihm zu durchforschen. Vorher aber hatte ihn Kunz ebenfalls mit dem wichtigen Plane bekannt gemacht; Mosen hatte dagegen seine Zustimmung und das Versprechen seiner thätlichen Hülfe gegeben. Aber er wünschte erst das Eine, was seinem Herzen näher lag, zu beseitigen und wußte deshalb Kunzen durch Bitten dahin zu bewegen, daß er statt gleich selbst nach Altenburg zu gehen, einen Boten mit dem Bericht hinsandte, man möchte ihm vorher klar auseinander setzen, was man eigentlich noch von ihm wolle: wenn der Churfürst ihm die heiligste Gerechtigkeit und Schutz vor seinen Feinden im Voraus angelobe, so werde er erscheinen.

Dietrich war es vorzüglich, der diese Vorsichtsmaßregel für sehr zweckmäßig hielt, weil er der Tücke des churfürstlichen Hofs alles Schlechte zutraute. Er und Kunz ließen sich von Mosen und Estrellen bewegen, mit auf Kundschaft nach Neke auszureiten. Schwalb, der alle Wege und Stege, alle Höhlen, Schluchten, Hütten, Thäler und Wälder der Tatern kannte, diente ihnen als Führer; Schweinitz begleitete sie ebenfalls. So durchstreiften sie nun das Land, und gleichsam, als ob er sie zu necken

schien, fanden sie überall Spuren von Nico, trafen auf einzelne umherirrende Tatern, die ihn vor kurzem gesprochen, von denen er aber auf ewig Abschied genommen und ihnen seinen baldigen Tod angesagt hatte. Beim Schlosse Stein trennten sie sich, Kunz ritt mit Schwalb und Schweinitz nach Thüringen; Mosen mit Dietrich nach dem Grünhainer Berg, um Wiland aufzusuchen; vielleicht konnte er von ihm etwas über den Gesuchten erfahren. Aber auch diese Hoffnung trog. Wiland führte wieder als Köhler ein höchst trauriges Leben, in das sehr selten eine kurze Unterhaltung mit Magdalenen einen Sonnenblick warf. Die zärtliche junge Wittwe wurde nämlich von ihrem Vater und dem argwöhnischen Mönch Sebastian streng bewacht und gehütet, und nur mit der größten Gefahr glückte es ihr mit Hülfe der Mutter bald auf eine Stunde manchmal zu hintergehen, und an den Berg hinaufzueilen zu ihrem Geliebten. Auch die Bergwerke hatte ihr das Kloster abgenommen und so war ihr nicht die kleinste Gelegenheit übrig, mit Wiland zusammen zu treffen. Ihre letzte Hoffnung war auf den Tod des Vaters gesetzt, aber diese war so fürchterlich, daß Lenchens frommes Gemüth davor zurückschauderte. Wiland empfing seinen sonstigen

Herrn zwar freundlich, aber eine trübe Stimmung hatte ſich ſeiner Seele zu ſehr bemächtigt, daß die Freude als Siegerinn derſelben ſich hätte behaupten können. Da Moſen ſeinem Ziele nicht näher kommen konnte, ſo verließ er die Köhler und ritt mit Dietrich an den Ufern der Mulde hinab. Aber auch hier in den ſchauerlichen Felſeneinöden, durch die der Fluß ſich Bahn gebrochen, fand er den geheimnißvollen Alten nicht, und mißvergnügt kehrte er deßhalb nach Böhmen zurück; Dietrich ging auf ſein Gut nach Kahlenberg und verſprach im künftigen Jahre ihnen wieder einen Beſuch in Böhmen zu machen.

Auch Kunz war bereits ohne die geringſte Entdeckung weiter gemacht zu haben, wieder auf Iſenberg eingetroffen, und Wilhelm fand ihn ſchon dort. So betrübt auch Eſtrella war, ſo ließ ſie den Glauben doch nicht fahren, daß ſie bald von Neko etwas hören würden, zumal da ſie wußte, er habe ſo beſtimmt von ſeinem Tode geſprochen.

Während die drei Ritter dieſe vergebliche Reiſe gemacht hatten, war Apel Vitzthum nicht unbeſchäftigt geweſen, ſeiner Seits eine ſich ihm darbietende ſchöne Gelegenheit zur Rache an den Herzog Wilhelm zu benutzen.

Der Churfürſt Friedrich von Sachſen hatte wohl immer die feindſelige Geſinnung der Böhmen gegen ihn bemerkt, und weil der König noch viel zu jung war, um mit ihm ſelbſt etwas zu verhandeln, ſo mußte er, um den gefürchteten Sturm abzuwehren, ſich an den Alles geltenden Statthalter deſſelben wenden. Um nämlich eine Urſache zu dem beſchloſſenen und den drei nach Böhmen gekommenen Rittern verſprochenen Krieg zu haben, hatte Podjebrad vom Churfürſten die Auslieferung vieler Schlöſſer verlangt, die einſt eine kurze Zeit zu Böhmen gehört hatten. Podjebrad ſetzte mit Gewißheit voraus, daß Friedrich ihm dieſes Geſuch abſchlagen werde. Statt deſſen aber ließ ihm dieſer einen Beſuch in Prag melden, und erſchien nach kurzer Zeit mit ſeinem Bruder, dem Herzog Wilhelm, wirklich daſelbſt, um die Unterhandlung perſönlich zu leiten. Klüglich gab er in den meiſten Stücken nach, der königliche Statthalter konnte deshalb nicht umhin, die Gegenwart der beiden Fürſten durch glänzende Feierlichkeiten und Turniere zu verherrlichen. Der Herzog ging eher zurück, als ſein Bruder; denn ihn zog's nach Katharinen, die er nie auf lange Zeit verlaſſen konnte, ohne von der heftigſten Sehnſucht nach ihr geplagt zu werden. Apel

hatte durch seine Kundschafter in Prag des Herzogs Abreise sogleich erfahren und paßte ihm mit seinen Freunden und Anhängern im Walde auf, um ihn entweder gefangen zu nehmen oder geradezu um's Leben zu bringen. Aber der Schlaue war doch nicht vorsichtig genug gewesen; sein Anschlag war verlautet und der Herzog wurde gewarnt. Er vermied seinen Weg durch den Wald zu nehmen und entkam glücklich zu seiner Geliebten. Über diesen schönen fehlgeschlagenen Plan aufgebracht, wiegelte er durch Briefe und Versprechungen den König von Polen, Casimir 4, gegen Wilhelm auf. Dieser fiel auch im folgenden Jahre in Thüringen ein, aber er wurde von dem Herzog geschlagen und mußte ihm sogar sein Lager überlassen. Apels Briefe an den König kamen sogar später durch Zufall in des Herzogs Hände, und mit Entsetzen erkannte er welchen fürchterlichen Feind er an ihm hatte. —

So standen die Sachen, als Kunz und Mosen nach Böhmen zurückkamen.

Der Bote an den Churfürsten war auch zurückgekehrt, ohne jedoch eine bestimmte Antwort zu bringen, und dieses bestätigte die Ritter in ihrem Argwohn.

Der Winter bot Allen viel Veränderung in den mancherlei Festen auf den benachbarten Burgen der befreundeten Ritter, und Kunz hätte glücklich sein können, wenn nicht die Trauer seines Weibes ihn jeden Tag von neuem an die einst geträumte Größe erinnert und den Stachel zur Rache stets frisch geschärft hätte, wozu Apel Vitzthum und Wilhelm von Schönfels ebenfalls viel beitrugen. Georg Podjebrad, der edle hochherzige Statthalter des jugendlichen Königs und nach einigen Jahren sein Nachfolger auf dem böhmischen Thron, verherrlichte selbst einige dieser Feste durch seine hohe Gegenwart, und die gegen die Sachsenfürsten verschwornen Ritter erhielten aus seinem eigenen Munde die Versicherung des mächtigen Beistandes im Kriege, wenn sie im Stande wären, eine so bedeutende Summe, wie die Ausrüstung verlangte, auf die Beine zu bringen. Dieses Geld sollte nach dem Plane der Ritter der Churfürst selbst als Lösung für seine Prinzen zahlen und sich dergestalt seine eigenen Feinde zu seinem Verderben rüsten.

Das Jahr 1455 war schon zum vierten Theil vorüber, als abermals ein churfürstlicher Herold auf Isenberg erschien und Kunzen mit der feierlichsten Zusage Friedrichs, daß er strenge Gerechtigkeit und

ſichern Schutz erfahren ſollte, nach Altenburg einlud. Der Ritter verſprach zu kommen, und machte ſich mit Schwalb und Schweinitz gegen Johannistag wirklich auf den Weg. Als ſie auf dem Schloſſe angelangt waren, wollte der Churfürſt ein großes Gericht beſtellen, aber Kunz hatte dazu keine Luſt. Er ging vielmehr im Schloſſe herum, beſah es ſich von innen und von außen, ſtellte ſich ſehr fröhlich und verſöhnt, machte ſogar der Churfürſtinn ſeine Aufwartung und verzechte die Zeit mit ſeinem Schwager. Als er dieſen recht treuherzig gemacht hatte, that er ihm den Vorſchlag, den armen Jungen, den er auf dem Wege gefunden, ein Stückchen Brot auf dem Schloſſe zu verſchaffen und Hildebrands mitleidiges Herz wieß Schwalben gern den Dienſt eines Küchenjungen an, um ſich Kunzen, den er ſich weit wilder gedacht hatte, erkenntlich und gefällig zu erzeigen. Nachdem Kunz dieſes glücklich ausgeführt hatte, ritt er eines Morgens von dannen, ohne ſich mit dem Churfürſten verglichen noch bei ihm verabſchiedet zu haben. Der Plan war nun reif und raſch wurde zu ſeiner Ausführung geſchritten.

Als Kunz wieder in Böhmen angelangt war, entdeckte er zuerſt ſeinem Weibe, was er zu thun

gedenke. Wie von düsterer Vorahnung plötzlich erfaßt, erschrack Anna über den verwegenen Plan. Alle Gefühle welche im Mutterherzen schlummern, traten schnell erwacht und stürmisch hervor und hielten ihr geistig den Fall vor, daß ihre beiden Söhne geraubt würden. Plötzlich empfand sie den ungeheuersten Schmerz, und jenes dunkele Vorgefühl eines unglücklichen Ausgangs dieses allzukühnen Unternehmens mit jenem Schmerze vermischt und verbunden versetzte sie in einen höchst beängstigten Zustand, so daß sie ihre gefalteten Hände gegen Kunzen aufhob und flehend rief:

„O Theurer, gieb diesen Plan auf! Er ist mir zu grausam, zu schrecklich! Der Raub der Prinzen würde die Churfürstinn zur Verzweiflung bringen. Ich sehe sie schon jammernd die Hände ringen, dem Tode nah! Ja der wüthendste Schmerz bringt sie um's Leben. Kunz, Kunz! laß ihr die Knaben; Margarethas Mutterherz ist mit ihnen verwachsen, und es muß sich verbluten, wenn du sie davon reißest."

„Sei nicht thöricht!" entgegnete Kunz von ihren Bitten ungerührt. „Das Ungeheure, Unerhörte der That erschreckt dich, jagt dir diese Furcht als Beweis ein, daß du ein Weib bist. Was küm-

mert uns die Churfürstinn? sie hat sich stolz genug gegen dich benommen und dich gedemüthigt!"

„Ritter!" sagte Estrella in Annas Bitten einstimmend, „hört auf die Warnung einer innern Ahnung! Gebt den verwegenen Prinzenraub auf. Mir bangt mehr vor euch selbst, als vor der Churfürstinn. Es könnte unglücklich für euch ablaufen!"

„Was krächzt ihr wie die Raben, ihr verzagten Weiber?" rief Apel Vitzthum dazwischen, der von Kunzens Ankunft unterrichtet, hereingetreten war, um zu hören, wie die Verhandlungen mit dem Churfürsten abgelaufen wären.

„Sie wollen mich bereden," entgegnete ihm Kunz mit der Bewillkommnung, „ich soll dem stolzen Weibe, der Churfürstinn Margaretha ihre Kinder lassen."

„Ihr werdet euch doch nicht durch Weibergeschwätz irre machen lassen? Sagt lieber, wie weit ist die Sache gediehen?"

„Der Schwalb ist auf dem Schloß; es ist Alles eingeleitet. Auch meinen Vetter, den Ritter von Meckau hab ich gewonnen, auf seinem Schloß in Rohren werden wir Schwalbs Wink gewärtig sein, wenn sich der Churfürst einmal von Altenburg entfernt."

„Nun so brecht auf und säumt nicht lange. Hurtig dran ist halb gethan. Schönfels und Mosen reiten mit euch; sie werden gleich anlangen. Auch noch mehrere Ritter, unsere Freunde, sind entschlossen das Wagstück mit euch zu vollbringen. In einem Tage reitet ihr mit den Buben bis hierher, wenn ihr sie nur erst auf den Pferden habt."—

Trotz Annas Angst und Estrellas prophetischer Warnung, die beide von dem harten Apel verlacht wurden, stimmten auch die bald in den Saal tretenden Ritter Mosen und Schönfels in die Meinung ein, man müsse nun rasch handeln. Da Apels Anschlag auf den Herzog Wilhelm nicht habe ausgeführt werden können, um so mehr müsse man von der Seite den Streich zu führen eilen.

Von seinem Anhange gab Apel zwanzig Ritter mit, er selbst entschuldigte sich wegen seines Alters, den kurzen Ritt nicht mitmachen zu können; und so zog das Häuflein nach einigen Tagen ab. Anna war untröstlich bei Kunzens Scheidekuß. — Durch einen Eilboten hatte Kunz seinen Bruder Dietrich von ihrer Ankunft unterrichten lassen und dieser kam ihnen entgegen. In der Nacht vertheilten sie sich heimlich, ein Theil kehrte bei Dietrich in Kahleuberg ein, ein anderer auf der Burg Kau-

ffung, Kunz ging nach Kohren zum Ritter von Meckau, der um den Plan wußte; Mosen und Schönfels wohnten auf der unfern von Gnandstein am Walde gelegenen Burg, welche Kunzen gehörte. Schwalb wurde durch Schweinitz, der sich auf das Schloß schlich, in Kenntniß von ihrer Ankunft gesetzt und meldete zugleich, daß der Churfürst sehr erbittert auf Kunzen sei, weil er ohne Gruß das Schloß verlassen. In den Nächten kamen die Ritter zusammen und erwarteten schmerzlich die Nachricht, daß die Gelegenheit zum Raube günstig sei. Aber schon nach einigen Tagen schickte Schwalb durch einen seiner Gehülfen in der Küche einen Brief an Kunzen auf Kohren und meldete diesem darin, daß der Churfürst Sonntags vor Kiliani nach Leipzig reisen und sich eine Woche lang dort aufhalten werde. Den folgenden als Montags Abend gebe der Kanzler Magdeburg einen großen Schmaus in seinem Hause in der Stadt, wozu Alles eingeladen sei, was zum Hofe gehöre.

Das Schloß mußte also an diesem Abend fast menschenleer sein; günstigere Gelegenheit zur Ausführung des Raubes konnte nicht kommen, und einmüthig beschlossen Alle bei der nächsten nächtlichen Zusammenkunft die Mitternacht dieses Montags zur

Ausführung zu wählen. Dieſes war den Freitag. Tags darauf ritt Kunz in einer fremden unkenntlichen Rüſtung nach Kahlenberg und ließ von den Knappen in einer Scheuer, die ſeinem Bruder Dietrich gehörte, von Hanf und Baſt Strickleitern verfertigen, mit denen Schweinitz den Sonntag früh, ſobald der Churfürſt abgereiſt ſei, ſich auf das Schloß ſtehlen ſollte.

Die Geſchäfte der Regierung riefen den Churfürſten Friedrich nach Leipzig. Er wollte den Sonntag früh abreiſen und ging zu ſeiner Gemahlinn, um ſich von ihr zu beurlauben. Schwermüthig empfing ihn Margaretha, ſie hatte das Lager noch nicht lange verlaſſen, auf dem ſie eine unruhige Nacht zugebracht zu haben ſchien.

„Ihr ſeht ſehr bleich aus, liebe Margaretha," ſagte der Churfürſt beſorgt. „Seit ihr nicht wohl?"

„Ein böſer Traum hat mich dieſe Nacht ſehr gequält und macht mich noch ängſtlich. Werther Gemahl, wenn ihr eure Reiſe verſchieben könnt, ſo bleibt hier, mir bangt davor, daß ich allein mit meinen Kindern ſein ſoll."

„Beſchwichtigt eure Unruhe, ſie iſt weiter nichts als Folge von der Ruhloſigkeit der Nacht. Ihr ſeid ſo oft und viel allein mit euren Kindern geweſen und es iſt euch nichts aufgeſtoßen; auch iſt ja der ganze Hof um euch, und mich rufen ohnedieß höchſt dringende Angelegenheiten nach

Leipzig. Drum vergeßt euren Traum und euer Bangen, und reicht mir den Abschiedskuß!"

„O könnt ich doch!" seufzte Margaretha. „Der Traum hat mich entsetzlich erschüttert. Ihr wißt, wie mein Leben nur an dem meiner Prinzen hängt, und nun — mir graußt's wenn ich nur daran denke — der Traum scheint mir eine sehr böse Vorbedeutung."

„Nun so theilt es mir mit, was euch geträumt hat, damit ich mich selbst überzeuge, ob ihr Grund habt etwas zu fürchten."

„Mir war's," erzählte die Churfürstinn, „als sei ich im Schloßgarten und gewahrte auf seinem höchsten Hügel ein Paar schlanke schöne Ahornbäume, die ihre Äste weit ausbreiteten in den Lüften und mit ihrem Gipfeln die Wolken küßten. Plötzlich brach ein wilder Eber durch den Zaun und stürzte wüthend auf die Bäume los, ohne daß ich es zu verhindern im Stande war, denn ich wurde von unsichtbaren Mächten an der Stelle fest gehalten. Mit seinen großen langen Hauern wühlte das grimmige Thier an den Wurzeln und jeder Stoß machte mir gräßlichen Schmerz. Es dauerte nicht lange, so hatte er beide Bäume unterwühlt, sie stürzten zusammen und ich erwachte."

„So merkwürdig auch dieser Traum ist, so sehe ich doch nicht ein, wie ihr ihn auf unsere Prinzen deuten wollt," entgegnete Friedrich. „Laßt euer trübes Sinnen! der Himmel wird uns und unsere Kinder vor allem Unheil bewahren."

Noch hatte er nicht ausgeredet, als die beiden schon ziemlich herangewachsenen und dem Jünglingsalter sich nahenden Prinzen herein traten, ihrer fürstlichen Frau Mutter den Morgengruß zu bieten. Margaretha erbleichte bei ihrem Anblick und sank in dem Armsessel zurück, als ob sie ein plötzlicher Schrecken anwandele, dann aber umfaßte sie den zu ihr getretenen Albrecht mit Zärtlichkeit und gab sich seinen kindlichen Liebkosungen hin, die sie bald mit ungewöhnlicher Heftigkeit erwiederte.

„Gott beschütze euch, ihr Theuren!" rief der Churfürst gerührt, sich zu seiner würdigen Gemahlinn herabbeugend, küßte die ihn mit Innigkeit Umarmende auf den blühenden Mund, ließ sich von jedem der Knaben einen Handschlag geben und eilte dann von den Segenswünschen der zagenden Margaretha begleitet von dannen. Albrecht war ihn in den Hof nachgeeilt und jauchzte auf, als er die Pferde im flüchtigen Trabe durch den Schloßhof

eilen ſah. Aber bald ließ ihn die Mutter zurückrufen und den ganzen Tag ließ ſie keines ihrer Kinder von der Seite; denn auch die Töchter hatte ſie zu ſich bringen laſſen.

Kaum war der Churfürſt aus dem Schloß, ſo ſchlich Schweinitz mit den Strickleitern in einem Sack, der übrigens mit Heu ausgeſtopft war, zum Thore herein und in einen wohlbekannten Stall, wo er ſeine Bürde verſteckte. Dann ſuchte er Schwalben auf. Beide brachten den Tag bei der Weinflaſche zu. Am Abend holten ſie die Leitern herbei; der Knappe hielt ſich den ganzen Montag in Schwalb's Zelle verſteckt. Es war ein regnerischer trüber Tag und die Sonne kam nicht hervor. Schon am Spätnachmittag entfernten ſich alle Hofleute vom Schloſſe und verfügten ſich zum Kanzler Magdeburg, deſſen Geburtstag der 7 Juli war, den er heut Abend feierlich begehen wollte. Die Diener und Knappen wanderten, einmal des Dienſtes ledig, ebenfalls aus; die Churfürſtinn hatte ſich mit den Kammerfrauen und den Kindern in ihre Zimmer zurückgezogen, und ſo wurde es mit dem einbrechenden Abend allmälig ganz ruhig und ſtille im Schloſſe und auf dem weiten Hofraum. Schweinitz und Schwalb krochen aus ihrem

Hinterhalt hervor und besahen sich die Stelle, wo sie nach der Vorschrift Kunzens die Strickleiter befestigen sollten; es war ein Fenster im Hauptgebäude auf einer Nebentreppe, die vom unteren Stockwerk hinauf in das zweite führte. Das Fenster gewährte die Aussicht auf den nordöstlichen Theil der Stadt und befand sich an der Hauptfronte des Schlosses, da wo unter seinem riesigen Baue noch die ungeheuren Felsen, auf die es gegründet ist, ihre Arme herausstrecken. Einige Fuß tief unter dem Fenster, wo das Gemäuer seinen Anfang nahm, schoß der felsige Berg jählings ab ohngefähr zwanzig Schritte bis in den Weg, der unten am Wassergraben vorüber führte.

Die Nacht stieg finster und grämlich herauf; dichte Schleier waren vor ihr Angesicht gezogen, so daß kein einziges ihrer Augen hervorblicken konnte, gleichsam als scheue sie sich die kühne übermüthige That zu sehen, welche vollbracht werden sollte. Einzelner dünner Regen fiel und machte die undurchdringliche Finsterniß noch mürrischer. Wie todt war Alles im Schlosse und aus der Stadt vernahm man keinen Laut, als einzelne Freudentöne aus dem ohnfern gelegenen hellerleuchteten Hause des Kanzlers.

Schwalb und Schweinitz ſtanden auf der Lauer; als die Glocke der Schloßuhr zehne brummte und ſich weit und breit nichts Lebendes mehr regte, ſchlichen ſie an das Fenſter, hoben die Flügel desſelben aus, banden die Strickleitern feſt und warfen ſie hinaus. Nun durchſpähte Schwalb noch einmal auf den Zehen ſchlüpfend alle Gänge des Schloſſes und horchte vor jedem Zimmer. Nur in dem der Churfürſtinn war noch Licht; ſie ſprach laut ein inbrünſtiges Gebet, um die Angſt, die ihren Buſen drückte, zu erleichtern. Im Nebenzimmer lagen die beiden Prinzen mit dem jungen Barby und einer alten Kammerfrau ſchon zu Bette. Im Herzen hohnlachend über das Gebet der Churfürſtinn, ſchlich Schwalb wieder die Treppe hinab zu Schweinitz, der ſich in einen Winkel am Fenſter gedrückt hatte. Schweigend ſahen ſie nun hinaus; dem Knappen klopfte das Herz gewaltig; ruhig, ja ſogar mit einer innerlichen Freude blickte Schwalb in die ſchauerliche Nacht hinaus ob er nicht ein Zeichen der Ankunft der Ritter entdeckte. Da ſchlug die Glocke elf; Schweinitz fuhr von ihrem Ton erſchreckt heftig zuſammen und zitterte am ganzen Leibe; Schwalb, der ihn an der Hand faßte, lachte ſeiner Schwäche. Nicht lange darauf hörten ſie Pferdegetrab.

„Sie sind's!" sagte Schwalb. „Nun paß auf, Hasenfuß, daß du nichts dumm machst!" damit legte er sich weit aus dem Fenster hinaus. Da fühlte er, wie Jemand an der Strickleiter zog, um zu prüfen ob sie fest sei, und leise flüsterte er hinab: „'s ist Alles ruhig und sicher. Nur herauf!" Im Nu war Kunz am Fenster und kletterte herein. Dicht hinter ihm folgten Mosen und Schönfels. Der letztere trug eine kleine Diebeslaterne, deren Licht ganz verschlossen war; Kunz langte Anwürfe und Klammern mit Schrauben aus der Tasche.

„Ist Alles zu Bett?" fragte er.

„Das Schloß ist halb leer," erwiederte Schwalb; „sie sind fast Alle beim Kanzler; vor einer Stunde war die Churfürstinn noch munter; jetzt wird sie auch schlafen. Sonst ist's überall todtruhig."

„Nun rasch!" wandte sich Kunz zu seinen Begleitern. „Ihr Mosen, nehmt den jüngsten, den Albrecht, der ist leichter zu bändigen, weil er klein ist. Ich nehme Ernst, das ist schon ein derber Bursche."

Hurtig eilten sie die Treppe hinan. An die äußere Thüre des Zimmers der Churfürstinn

ſchraubte Kunz erſt einen Anwurf, dann öffneten ſie das unverſchloſſene Schlafzimmer der Prinzen; ruhig lagen ſie im Arm des Schlummers. In einem Augenblick war auch die in daſſelbe führende Thüre aus dem Gemach der Mutter verſperrt. Kunz griff nach Ernſt und weckte ihn. Erſchreckt fuhr der Knabe aus dem Schlaf und ſtarrte den Ritter an, deſſen Geſicht von einem Strahl aus der Laterne erhellt war.

„Was wollt ihr von mir, guter Ritter Kunz?“ ſagte der Prinz zutraulich. „Laßt mich doch ſchlafen!“

„Nein zieht euch an, Prinz! Sogleich! ſchnell! Wir haben Eile!“

„Um Gotteswillen!“ ſchrie Ernſt; „was habt ihr mit mir vor?“

„Nun was wird's, Knabe? Wirf deinen Rock über, oder ich ſteche dich im Bette todt.“

Entſetzt von dieſer fürchterlichen Drohung, fuhr der Prinz jammernd in die Kleider. Moſen hatte unterdeß ſeinen Schlafgeſellen, den er für den jüngeren Prinzen hielt, ebenfalls angekleidet. Durch den Lärm war die Kammerfrau erwacht und

ſchrie entſetzt auf, als ſie die drei geharniſchten Männer im Zimmer ſah. Mit fürchterlicher Stimme gebot ihr Kunz Ruhe. Sie erkannte ihn und ſchwieg vor ihr eigenes Leben zitternd. In dem Augenblicke raſſelte es heftig an der Nebenthüre, und als ſie nicht aufging, hörte man die angſtvoll ſchreiende Stimme der beſtürzten Churfürſtinn. Durch das Getöſe und Rufen furchtbar aus dem unruhigen ſorgenvollen Schlafe emporgerüttelt, ſtürzte ſie nach der Thüre, um zu ſehen, welch Unglück ihren Kindern drohe. Sie war verſchloſſen. Verzweifelt eilte ſie zu der andern; auch dieſe vermochte ſie nicht zu öffnen. Raſende Verzweiflung lieh ihr Kräfte, ſie überbot dieſelben, aber Alles vergebens; ſie vermochte die eiſernen Haken nicht zu ſprengen. Laut aufſchreiend rief ſie jetzt die Kammerfrau, dann die Prinzen beim Namen. Nur mit Weinen konnten ihr dieſe antworten.

„Jeſus! Maria! welch entſetzliches Unglück ſtürzt über mein Haus herein? Meine Kinder, was geſchieht mit euch?“

„Seid ruhig, gnädige Frau,“ erwiederte Kunz ſpöttiſch. „Kunz von Kauffung holt ſich in euren beiden Prinzen die zwei Schlöſſer Kriebenſtein und Schweickertshain.“

„O Gott, Kunz! ich beſchwöre' euch laßt mir meine Kinder! Nehmt mir Alles, nur laßt mir die Söhne! Ihr nehmt mir das Leben mit ihnen."

„Es kommt auf euren Gemahl an, wie lang ich ſie behalten ſoll," entgegnete der gräßlich wimmernden fürſtlichen Frau ruhig der Hartherzige, faßte Ernſt, trug ihn die Treppe hinab und ſtieg mit ihm auf der Strickleiter hinaus. Moſen folgte mit dem Andern; Schönfels leuchtete. Als ſie unten auf den Felſenſtücken ſtanden, beſah ſich Kunz die beiden Gerandten, aber kaum fiel das Licht in das Geſicht deſſen, den Moſen gebracht hatte, als er ausrief: „Verflucht, Moſen! habt ihr geträumt? Das iſt ja der Graf Heinrich Barby und nicht Prinz Albrecht. Wo iſt euer Bruder?" fragte er Ernſt barſch.

„Er ſchläft in einem andern Bette, Heinrich lag bei mir," entgegnete der Prinz weinend.

Ohne ſich lange zu beſinnen, kletterte der tollkühne Kunz noch einmal die Leiter hinauf, ſtürzte in das von Jammer der Churfürſtinn und ihrer Frauen widerhallende Zimmer und zog den furchtſamen Albrecht unter ſeinem Bette hervor, wohin er ſich in der Angſt verkrochen hatte. Alles Bitten und Jammern half ihm nichts; ihm die Kleider

überwerfend, erfaßte er ihn und trug ihn glücklich wie seinen Bruder auf der Leiter hinab. Die verzweifelte Churfürstinn war ohnmächtig niedergefallen, aber der entsetzliche Verluſt weckte ihre Lebensgeister ſchnell wieder, und die Hände ſich faſt wund ringend und Ströme von Thränen vergießend, eilte ſie von ihren jammernden Frauen geleitet, an das Fenſter.

„Kunz!“ rief ſie außer ſich in die bewegte Nacht hinab, daß es weithin tönte, „ihr entführt mir grauſam das Theuerſte, was ich beſitze. Ich will euch keine Vorwürfe machen; ich will euch vielmehr beſchwören, thut meinen Kindern kein Leids an. Alle eure Wünſche ſollen erfüllt, alle Anſprüche euch gewährt werden; ich ſelbſt will für euch und eure Sache ſprechen, ich werde das Herz meines Gemahls erweichen. Nur wahrt mir die Knaben! Ritter Kauffung, wenn ihr einſt Gnade vor Gott hofft, ſo ſchützt meine Kinder!“

„Es ſoll ihnen kein Haar gekrümmt werden, edle Frau!“ entgegnete Kunz ruhig. „Hätt ich auf anderem Wege zu meinem Rechte gelangen können, es wäre dahin nicht gekommen.“ Und nun wandte er ſich zu Moſen und Schönfels, die den Prinzen Ernſt ſchon auf ein Pferd geſetzt hatten und in ihrer Mitte hielten, und flüſterte ihnen zu: „Wie wir

abgeredet, reitet ihr über Kahlenberg, grüßt meinen Bruder, berichtet, daß es gut abgelaufen, wechselt die Pferde und diesen Nachmittag treffen wir uns auf böhmischen Grund und Boden. Ich kenne den Weg durch die Wälder. Stößt einem von uns was auf, und muß eine Partei den Burschen hergeben, so haben wir doch den andern." Und sich die Hände flüchtig noch einmal reichend, ritten sie, ohne der lautklagenden Ehrfürchten zu achten, davon; im Freien wandte sich Kunz mit dem Prinzen Albrecht, Schweinitz noch einigen Rittern und Knechten links hinüber nach den Waldungen der Leine. Mosen und Schönfels ritten mit Ernst rechts die Straße. Eben schlug in der Stadt die Stunde der Mitternacht, als sie sich trennten. Seinen Begleitern, worunter auch Schwalb war, befahl Kunz, daß sie so schnell als möglich den nächsten Weg nach Böhmen einschlügen und Jeder zusehe, wie er sich am Besten rette. Er selbst nahm zu seiner und des Prinzen Begleitung nur Schweinitz und noch zwei Knechte. Über Stock und Stein ging nun der rasende Ritt durch die Nacht, in der man kaum die Bäume, geschweige denn einen Weg sehen konnte. Kunz jagte stets voran, denn er war des Wegs ziemlich kundig, Schweinitz und ein an-

derer Knecht hatten des Prinzen Pferd in der Mitte, jeder einen Zügel an der Hand, und hinterdrein ritt noch ein Knappe. Aber in dem unwegsamen Walde stürzten die Pferde fast; Bäume und Gesträuch nöthigte sie sich zu trennen; der Prinz jammerte, denn er war nur mit einem leichten rothleinenen Sommerrocke bekleidet und empfand die Einwirkung der Nässe und des Schreckens; das ungewohnte heftige Reiten und der Gedanke an seine trostlose Mutter brachten ihn zu Thränen. Aber nichts konnte den ungestümen Lauf der Pferde hemmen, fast immer rascher, je mehr die Dunkelheit wich, jagten sie nach Süden zu, die ungeheuren Waldungen entlang, welche sich einander die Hände reichten und damals noch nicht durchbrochen waren. Schweinitz warf dem Prinzen seinen Mantel über, damit der Morgennebel nicht ihn ganz durchnässen möge. Die Thränen des Knaben versiegten mit dem anbrechenden Tage und gefaßt sein Schicksal ertragend fand er allmälig an dem wilden Ritt Geschmack; denn er war sonst immer am liebsten, wo's am tollsten zuging. Ungewisse Dämmerung umhüllte mit ihrem Schleier noch lange die rastlos Flüchtigen, als auf dem freien Felde schon der hellste Tag strahlte; denn düster und graunvoll

ragten weithin die riesigen Bäume aufwärts, breiteten ihre dichtlaubigen Wipfel und Kronen in die Lüfte und verwehrten dem Strahl des jungen Tages in den geheimnißvollen Schoos ihrer Haine hereinzublicken. Aus der Leine gelangten sie in die Rabensteiner Wälder, nachdem sie vorher bei der Burg Kauffung durch die Mulde gesetzt waren. Nur dann und wann thaten sich jetzt schöne Landpartien auf und zeigten einzelne Dörfer und Städte in mäßiger oder weiter Entfernung. Die Sonne erhob sich bald aus ihrem Purpurbette und verkündete einen schönen warmen Sommertag, die Wolken und Nebel des gestrigen Abends waren zerstreut, und ein heiteres Blau lachte durch das grüne Laubdach des Waldes auf die schnellen Reiter herab. Unermüdet hatte Kunz die Reise fortgesetzt, immer die Dörfer vermeidend. Erst gegen Mittag, als sie dem hohen Gebirge näher kamen und bald die böhmischen grosen Waldungen zu erreichen hofften, ließ Kunz den erschöpften Pferden etwas Ruhe; er glaubte sich ja nun in Sicherheit.

„Lieber Ritter Kauffung!“ begann Albrecht mit kläglicher bittender Stimme. „Was hab ich euch denn gethan, daß ihr mich so fortschleppt von meiner lieben Frau Mutter?“

„Ihr werdet doch auch einmal ein Paar Wochen bei meinen Knaben zubringen können," erwiederte Kunz ihn beruhigend, „sie haben sich lange nach euch gesehnt, weil ihr ein guter Gespiele sein sollt. Nun sind sie auch so groß geworden, wie ihr, und ihr könnt zusammen manch ritterlich Kurzweil treiben."

„Aber bester Ritter Kunz, fügt mir kein Leid zu! Ich fürcht mich seit dieser Nacht vor euch, wo ihr mich erstechen wolltet. Führt mich wieder zu lieb Mütterchen."

„Sie werden euch schon selber holen und das wird gar nicht lange dauren."

„Aber wo habt ihr denn meinen Bruder Ernst hingebracht?"

„Noch eh es Nacht wird heute sollt ihr in Böhmen bei ihm sein."

„Aber du hast mich allein auf's Pferd gesetzt," wandte sich Albrecht zu Schweinitz. „Warum hast du den lieben Heinrich nicht mitgenommen? der reitet immer mit mir; wir turniren, fechten, springen, schlafen und machen Alles zusammen, und den armen Jungen habt ihr in der Nacht stehen lassen so allein und im Hemde!"

„Für den hätt uns kein Mensch eine Burg gegeben, jung Herrlein," erwiederte Schweinitz kurz. „Für euch aber gedenken wir soviel zu kriegen, daß wir reich werden könnten, wenn wir's Geld nicht besser anwenden wollten, als es in die Truhe legen oder auf Zinsen ausleihen."

„Schweig!" herrschte ihm Kunz zu. „Nicht Zeit ist zum Plaudern jetzt. Wir haben noch fast drei Stunden bis an die böhmische Grenze bei Schwarzenberg. Eher dürfen wir uns keine Rast gönnen."

„Aber Ritter!" rief Albrecht weiter, „mich fängt der Hunger gewaltig zu plagen an. Gebt mir etwas zu essen!"

„Kann nicht dienen! Hier ist kein Wirthshaus," entgegnete Schweinitz. „In unsern Säcken ist auch nichts zu beißen und zu brechen. Ich speißte gern selbst mit."

„Geduldet euch noch die Paar Stunden; in Schwarzenberg sollt ihr böhmisch Brot kosten!" tröstete ihn Kunz.

Als sie zwischen Zwönitz und Geier über die Höhen, die einen Blick rückwärts in das Sachsenland gewährten, nach dem Schayenstein hinritten, hörten sie plötzlich aus den Thälern weit unten

herauf und vom flachen Lande herüber, das Sturmläuten der Glocken. Furchtbar klangen diese Töne in die Ohren der Räuber. Mit hundert Zungen des seiner edlen Herrscherſöhne beraubten Landes heulten die ängſtlichen Metallſtimmen durch die ruhige reine Luft. Und immer lauter und immer heftiger rechts und links hinter ihnen, endlich gar zu ihren Seiten erſchallte in jeder Stadt in jedem Dorfe der Nothruf und Klageklang, um die Bewohner des Landes aus ihren Beſchäftigungen aufzuſchrecken mit der Nachricht von der ungeheuren That und ſie anzurufen zur Verfolgung der Räuber. Das ganze Land ſchien zuletzt aufgeſtanden zu ſein, ſo drängte ſich Ton auf Ton hinauf zu den Höhen und ſchallte durch die Thäler hin, wohin Kunz ſeine unwegſame Bahn nahm.

„Nun iſt's Zeit, daß wir Böhmen begrüßen," rief er hinter ſich. „Spudet euch, daß ſie uns nicht am Ende noch auf's Leder kommen!"

„O Ritter! ich verſchmachte vor Hunger und Durſt!" jammerte der junge Prinz.

„So jagt drauf los! Je ſchneller ihr reitet, um deſto eher könnt ihr den Magen befriedigen." Links liegt uns jetzt Elterlein, in einer guten Stunde, wenn wir eilen, ſind wir an der Grenze. Dann

haben wir gewonnenes Spiel.“ Und freilich sich bald am Ziele zu sehen, setzte er seinem flüchtigen Gaule die Sporen in den Leib und dahin flog er wieder, als wollt er noch das ganze Böhmenland heute durchstreichen, und ihm nach sprengten die Knappen mit dem hungrigen Prinzen. Die Sonne warf glühende Strahlen auf ihre Scheitel herab und ihr Brand brachte Albrecht fast bis zum Verschmachten; der arme Knabe konnte kaum mehr auf dem Pferde sitzen. Dem Stand der Sonne nach mußte die Mittagsstunde bereits vorüber sein. Durch die felsigen Thalwege wandte sich Kunz nun rechts hinab nach dem Grunde am Grünhainer Berg. Hatten sie diesen durcheilt und waren auf der entgegengelegenen Höhe angelangt, so lag Schwarzenberg, damals die erste böhmische Grenzstadt, vor ihnen. Links ließen sie in einem Thale das Dörfchen Schwarzbach, rechts in einem andern die wenigen Häuser von Waschleite liegen. Nun setzten sie über den Bach, der jetzt der St. Oswaldbach heißt, und ritten rechts am Rande des Waldes hin. Auf der andern Seite des Thales erblickten sie schon das neue Bergwerk. Der Prinz konnte nicht mehr weiter. „Kunz,“ bat er mit dringender Stimme; „erbarmt euch meiner! Seht hier am Walde stehen Erd-

und Heidelbeeren. Laßt mich nur einige pflücken, um den ärgſten Hunger und den brennendſten Durſt damit zu ſtillen."

„Laßt das Herrlein gewähren!" flehte Schweinitz auch von Bedauren hingeriſſen. „Wir bringen ihn nicht nach Schwarzenberg."

„Ei meinetwegen, ſo eßt!" ſagte Kunz ärgerlich. „Dort vor uns über dem Hügel wären wir auf der Grenze geweſen. Doch hier iſt auch nichts zu fürchten!" brummte er vor ſich hin, obgleich es ihm unheimlich war.

Sie ſtiegen von den Pferden und ließen ſie graſen; Albrecht fiel über die Beeren her und verſchluckte ſie gleich. Kunz warf ſich in den Schatten eines Baumes auf den grünen Boden nieder, um ſich vor dem Sonnenbrand zu ſchützen; Schweinitz ſchlich hinab nach dem Bache um Waſſer für ſich und den Prinzen zu ſchöpfen; die beiden andern Knechte folgten Kunzens Beiſpiel, doch behielten ſie immer den Prinzen im Auge, der ſich nicht weit von ihnen entfernte. Plötzlich ſchlug ein Hund im Walde an, die Knappen reckten die Köpfe empor. Gleich darauf trat ein ſchwarzbärtiger Mann hervor und auf den Prinzen zu. Es war der Köhler Georg Schmidt, Wilands Ohm

und Pflegevater. Entschlossen sprang Albrecht sogleich auf ihn los und flüsterte ihm hastig zu: „Lieber Mann, ich bin ein Prinz von Sachsen; mein Vater ist Friedrich der Churfürst. Diese Männer haben mich vom Schlosse zu Altenburg geraubt, befreie mich von ihnen und bring mich zurück; mein Vater wird's dir vergelten."

Schweinitz war eben mit dem Wasser im Helme angelangt; als er aber den Prinzen bei dem Köhler stehen sah, erschrak er so, daß er es zur Erde fallen ließ. Den Köhler erkennend, sagte er halb freundlich, halb ängstlich: „Gott grüß euch, Schmidt! Wo ist der Wiland? Was macht er?"

„Ganz wohl!" antwortete der Köhler kurz. „Was habt ihr aber mit diesem Knaben vor?"

„Es ist ein aus Böhmen seinen Eltern entlaufener Bub, den wir zurückbringen wollen."

„Glaub's nicht!" fiel ihm Albrecht zu Schmidt gewandt rasch in's Wort; „ich bin ein sächsischer Prinz, wie ich dir gesagt."

Da zog Schweinitz grimmig sein Schwert und führte einen wüthenden Hieb auf Albrecht. Aber der Köhler fing ihn mit dem mächtigen Schürbaum auf, den er in den Händen hielt, und schlug mit einem riesenkräftigen Schlage in demselben Augen-

blick den Knappen damit an den Kopf, daß er besinnungslos niederstürzte. Dies Alles war sehr rasch aufeinander gefolgt ehe die Anderen herzu kamen. Kunz, der wohl merkte, daß es hier Ernst gelte, hatte sich schnell erhoben und sprang nach dem Köhler hin, um ihn mit dem gezogenen Schwerte das Lebenslicht auszublasen, aber indem er durch die Beersträuche und das dürre Holz, was in denselben am Boden lag, hinsprang, verwickelte er sich mit den Sporn darin, und stürzte, da er sich schnell losreißen wollte der Längelang in die Sträuche hin. Die beiden Knappen ergriffen bei des Köhlers heftigem Geschrei sogleich die Flucht. Schmidt eilte nach dem gefesselten Kunz hin und schlug mit dem Schürbaum wacker auf ihn los. Albrecht lief waldeinwärts zum Berg hinauf. Frau Margaretha hatte vor ihrer Hütte sitzend kaum den Lärm vernommen, als sie auch herzu kam und ihren Mann im Kampfe mit Räubern sah, sogleich gab sie mit dem Aschörper, wie die Köhler ihr langes Kohlenmesser nennen, auf der Holzart den andern Köhlern das weitkreischende Nothzeichen und aus den Hütten und dem Holze, von ihren Meilern strömte plötzlich eine Anzahl kräftiger schwarzer Bursche hervor und fielen über Kunzen her, ihn mit Stricken zu binden.

Den Ritter hatten die ungeheuren Schläge des Schuckaums beraubt. Kaum war er wieder zu sich gekommen, als er in dem vor sich stehenden Georg Schmidt, das Bild wieder erkannte, welches ihm Eriska einst in ihrer Höhle auf dem Markberg in Thüringen gezeigt; auf einmal wurde es licht in seinen Gedanken; denn auch den Prinzen Albrecht hatte er damals in derselben Größe und Kleidung vor sich stehen gesehen. Auch die Mahnung des alten Wetterweibes kam ihm plötzlich ins Gedächtniß, die unfern von dieser Stelle, auf dem Hügel, der vor ihm lag, hierher gedeutet hatte. So erinnerte er sich plötzlich aller Prophezeihungen Nekes, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Daß er jetzt das ganze Glück seines Lebens verscherzt habe, wurde ihm klar. Ein fürchterlicher Schmerz über sein Mißgeschick zermalmte ihn innerlich; und ohne ein Wort zu reden, folgte er den Köhlern in die Hütten. Wiland war unter ihnen, aber er hielt sich scheu und fern von Kunzen. Durch ihn erfuhren die Andern den Namen des gefangenen Ritters.

Georg Schmidt hatte mit Ehrerbietung den jungen Prinzen in seine Hütte geführt; Margarete konnte vor Freude und emsiger Geschäftigkeit

gar nicht zu sich selbst kommen, wollte ihm dienen, trippelte umher, wußte einen Augenblick darauf nicht mehr, was sie gewollt hatte, und ihre Augen hafteten immer wieder an der schönen Gestalt und dem hingen Gesicht des gnädigen Herrchens, der mit freudeleuchtenden Blicken in die ihn umstehende und anstaunende Menge der gutmüthigen Köhlersleute hineinsah.

„Womit kann ich euch dienen, edler junger Herr? Leider ist meine Hütte zu arm für solch hohen Gast," sagte Schmidt und näherte sich dem geretteten Prinzen.

„Gebt mir nur einen Trunk frisches Wasser und einige Bissen Brot," erwiederte Albrecht. „Dann bringt mich schnell wieder nach Altenburg zu meiner Mutter, die gar große Angst um mich ausstehn."

Margaretha hatte schon ein frisches Brot herbeigeholt, sich schämend, daß sie dem fürstlichen jungen Herrn gerade nichts Besseres bieten konnte. Wiland und Schmidt führten ihn hinaus zur Quelle und in einem Becher aus Birkenschale schöpfte der Erstere das silberklare kühle Wasser und reichte es Albrecht. Gierig trank ihn der Durstige in einem Zuge aus; dann verzehrte er das kräftige

wohlschmeckende Brot und es mundete ihm besser, als die köstlichsten Speisen an der Hoftafel. Wiland genoß vor allen andern Köhlern das Vorrecht, dem Prinzen auf seine vielen lebhaften Fragen zu antworten und ihn zu bedienen; denn als ein weitgewanderter Kriegsheld, der schon mit manchen großen Herren zu thun gehabt hatte, war er angesehen und geehrt und deshalb Aller Meinung nach der geschickteste Wortführer. Schweinitz war unterdessen von den andern Köhlern auch herbeigeschleppt und in die Hütte gebracht worden, wo sich Kunz befand. In sich gekehrt saß dieser vor dem Tische, seine großen dunkeln Augen starrten auf einen Punkt und er hörte seines Knappen Klagelieder nicht. Schweinitz fiel in der großen Angst nicht einmal bei, daß er sich unter den Köhlern befinde, zu denen Wiland gehörte, noch viel weniger dachte er an diesen selbst. Wiland dagegen, der mit dem Prinzen an der Quelle und in der ihr zunächst liegenden Hütte beschäftigt war, wußte eben so wenig etwas von Schweinitzs Gegenwart.

Auf des Prinzen dringendes Verlangen, zu seiner Mutter zurückgebracht zu werden, entschlossen sich Wiland und sein Vetter, ihn zum Abt nach Grünhain hinüber zuführen und demselben die

Sorge der weiteren Reise zu übergeben. Albrecht bestieg daher sein Pferd, nahm von der vor Freude weinenden Margaretha Abschied und ritt von Schmidt und Wiland geleitet über den Berg hinüber nach dem Kloster. In der Stadt hatte sich unterdessen schon die Nachricht von der Befreiung des Prinzen Albrecht verbreitet.

Eben war ein Trupp churfürstlicher Reiter da angelangt, welche zur Verfolgung der Räuber ausgeritten waren. Diese kamen den Berg herauf ihrem jungen Herrn entgegen, begrüßten ihn und seinen Erretter mit großem Freudengeschrei, nahmen sie in ihre Mitte und zogen jubelnd nach dem Kloster hinab. Alle Einwohner des Städtchens hatten sich vor dem Thore in einem großen Haufen versammelt; wer nur laufen konnte, war herbeigeeilt; und als nun die frohen Ritter mit dem stattlichen Prinzen herankamen, da brach die ganze Volksmasse in einen Jubelgruß aus, der an das Himmelsgewölbe anschlug. Aber wie erstaunten Alle, als sie die Köhler Schmidt und Wiland, jeder einen Zügel des Rosses in der Hand, das den schönen Prinzen trug, zu beiden Seiten desselben durch sich durchschreiten sahen! Der blaße Wiland hatte ein recht munteres majestätisches Ansehen ge-

wenden, das Haupt trug er stolz erhoben und warf die freudetrunkenen Blicke im weiten Kreise umher, als suchten sie einen geliebten Gegenstand. Und sie fanden ihn; denn aus dem Gewühle heraus begrüßten sie Leuchens Augen mit frommer Rührung und mit Thränen gefüllt. Zitternd hielt sie sich am Arme ihrer vor Entzücken laut aufjauchzenden und sich fast ungebärdig stellenden Mutter. Sie sah den Prinzen nicht, auf den Aller Augen gerichtet waren, sie sah die Ritter nicht, welche das Volk freundlich grüßten; sie hatte nur Augen für den geliebten Jüngling, dem jetzt das Glück so hold sich zuwandte, und eine süße warme Hoffnung legte sich wie eine schmeichelnde Frühlingsluft um ihr wundes Herz. Der alte Klinger stand auch nicht fern und schüttelte den Kopf schweigend, als er den verhaßten Köhler so einherstolziren sah. Unter frohem Lärmen ging der Zug bis zum Kloster hin; Alles schloß sich an. Am Thore desselben stand der Abt Liborius in seinem reichen Ornate mit allen Mönchen. Als nun der Prinz herankam, sprang er vom Pferde, verneigte sich ehrerbietig vor dem Abt und dieser sprach den Segen über ihn. So wie dieser heilige Akt vorüber war, stimmten die Mönche ein Kyrie an und alles Volk viel Gott

lobend und preiſend ein. Unter dem Geſange zogen die Ritter mit dem Prinzen und den beiden Köhlern in das Kloſter. Die Aufmerkſamkeit der verſammelten Menge aber wurde auf einen andern Gegenſtand gelenkt; denn über den Berg her kam ein neuer noch größerer Zug und plötzlich erſcholl es: „da bringen ſie den gefangenen Prinzenräuber!“ und das Volk rannte nun dem Haufen aller am Grünhainerberg wohnenden Köhler, zu denen ſich auch Bergleute und Holzhacker geſellt hatten, entgegen. In der Mitte derſelben ſaß Kunz von Kauffung auf dem Pferde, die Hände auf den Rücken gebunden. Die Zügel des Pferdes hatten die Köhler Fiſcher und Lehmann in den Händen. Hinterdrein führten Andere den verzweifelten Schweinitz und zuletzt brachten Holzhacker die von ihnen eingefangenen beiden übrigen Knechte Kunzens. Schimpfreden und Verwünſchungen ſtrömten aus des Volkes Mund auf den ſchmerzlich vor ſich hinſehenden Ritter.

„O Gott!“ ſagte Frau Chriſtine, zu ihrer Tochter als der Zug an ihnen vorüber ging; „das iſt ja der Ritter, der vor vielen Jahren einmal Waffen für den Churfürſten bei deinem Vater beſtellt.“

Lenchen konnte nur mit Thränen des innigſten Mitleids antworten.

„O Jeſus und alle Heiligen!“ fuhr die Mutter erſchreckt fort. „Da bringen ſie auch den guten Knappen, der uns damals die Nachricht brachte, Wiland ſei todt. Der arme Menſch, den hätte Wiland frei laſſen ſollen; er iſt ja ſein beſter Freund.“

Kaum hatte Lenchen dies Wort vernommen und den ihr wohlbekannten Schweinis erblickt, als ſie ſich haſtig von der Mutter losriß und ohne auf die Frage derſelben, wohin ſie wolle? zu antworten, raſchen Schritts nach dem Kloſter eilte. So dem Zuge noch den Vorſprung abgewinnend, drängte ſie ſich durch die am Thore dicht zuſammenſtehenden Leute und lief durch die düſtern Kreuzgänge nach der Kirche, wo der Abt eine Meſſe zur Errettung des Prinzen las.

Hier wurden ihre Schritte durch die Blicke der erſtaunten Mönche gehemmt. Die meiſten traten alle Andacht vergeſſend zu ihr heran und Sebaſtian wollte eben eine freundſchaftliche Unterhaltung mit ihr anknüpfen, als Wiland durch die Bewegung aufmerkſam gemacht, ſie erblickte und blitzſchnell bei ihr war. In dem Augenblick war der

Abt fertig, und draußen erhob ſich ein großer Lärm; denn die übrigen Köhler langten eben mit dem unglücklichen Räuber und ſeinen Knappen an und die Mönche eilten hinaus, ſie zu ſehen. Nur Sebaſtian, Wiland und Lenchen blieben ſtehen. Die beiden Erſteren maßen ſich mit giftigen Blicken; aber Magdalena zog Wiland bei Seite und ſagte ihm ängſtlich in's Ohr: „um Gotteswillen rette deinen Freund Schweinitz, wenn du mich lieb haſt! Warum haſt du ihn gefangen genommen?“ Wiland erſchrak heftig.

„Schweinitz iſt auch dabei!“ rief er ſchmerzlich aus. „O weh! das habe ich nicht gewußt, doch vielleicht iſt noch zu helfen.“ Und haſtig hinauseilend zog er Magdalenen nach, und umfaßte im Kloſterhofe unter den übrigen Köhlern ſeinen lieben Waffenbruder.

„O hätt ich dich gleich geſehen, du wärſt nicht hier!“ ſagte er faſt bis zu Thränen bewegt. „Aber wo haſt du denn auch geſteckt; ich habe dich nicht bemerkt, als mein Vetter den Ritter gefangen nahm.“

„Ich lag halb todt in den Sträuchen,“ erwiederte jener, „denn mit dem mächtigen Baum, den er in der Hand führte, hatte er meinem Hirnkaſten ein Solches verſetzt, daß ich mich bis jetzt kaum be-

ſinnen kann, ob das Alles hier Traum iſt oder Wirklichkeit."

„Wenn ich dich nur aus der ſchlechten Geſchichte ziehen könnte! Ich will's verſuchen!"

„Laß es gut ſein," erwiederte der treue Knappe; „ich hab' die Suppe mit eingebrockt, will ich ſie auch mit auslöffeln. Auch mag ich meinen Ritter nicht verlaſſen und will deshalb ſein Schickſal mit ihm tragen. Es wird ſo ſchlimm nicht werden; denn wir haben die Böhmen auf unſerer Seite."

Aber Wiland ging desohngeachtet bei den Köhlern umher und ziſchelte ihnen in's Ohr, ſie möchten dem Knappen forthelfen. Alle nickten ihm Beifall zu und einer ging ſchon, um das Hinterpförtchen in der Kloſtermauer zu öffnen; da kam Sebaſtian, der vorhin Wilands Äuſerung mitangehört hatte, und meldete dem Abt, daß die Köhler den Räuber, welcher nach dem Prinzen gehauen, freigeben wollten, weil er ein Waffengenoſſe des Wiland ſei. Sogleich gab der Abt Befehl, ſie alle in's Gefängniß zu werfen. So hatte ſich Sebaſtian wenigſtens theilweiſe für die Schläge bei Naumburg gerächt. Die Knechte des Kloſters führten die Gefangenen ab; der Abt leitete den Prinzen mit eigener Hand die Treppe hinauf in ſeine Gemächer und bat die Ritter ihm zu folgen, das Volk verlief ſich;

Georg Schmidt war von den Mönchen in den Speiſesaal gebracht worden und Lenchen ſtand mit Wiland noch allein in einer Ecke des Kreuzgangs. Ein zärtlicher Kuß der jungen ſchönen Wittwe belohnte den ſeligen Köhler; dann ſchlichen ſie Arm in Arm faſt unwillkürlich wieder in die Kirche und am Hochaltare ſanken ſie auf die Knie und flehten mit innigſter Andacht den ewigen Walter über den Wolken, durch dieſes ſonderbare Ereigniß ihre beſcheidenen Wünſche zu erfüllen uns ſie nun zu vereinigen nach jahrelangem Entbehren, Sorgen und bangen Qualen. Und durch die buntgemahlten Fenſterſcheiben warf das Abendroth ſeine glühenden Strahlen und umſchmückte Lenchens thränenfeuchte Wange mit ſanften Tinten, ſo daß ſie wie die neben ihnen auf dem Seitenaltar ſtehende Maria verklärt durch Thränen himmliſch zu lächeln ſchien. Und der Jüngling umfaßte ſie und gelobte der Frommen noch einmal ewige Treue; ein Kuß der ſüßen Einfalt belohnte ihn.

Unterdeß der Prinz an der reichbeſetzten Tafel des Abts ſich von dem Schrecken erholte, gab der Letztere Befehl, die Gefangenen unter ſtarker Bedeckung zu dem Amtshauptmann Veit von Schönburg nach Zwickau zu bringen. Alle Kloſterknechte

und die im Speisesaale unter den Mönchen sich mit Speis und Wein pflegenden Köhler, Bergleute, Holzhacker wurden befehligt, die kleine Reise als Bedeckung mitzumachen. Auch Schmidt und Wiland sollten den Zug begleiten. Wiland nahm also von der zärtlichen Magdalena Abschied; Kunz wurde mit seinen drei Knappen in Ketten und Banden vorgeführt. Sebastian begleitete ihn als Bevollmächtigter des Abts mit einem Briefe desselben an den Amtshauptmann. Und so ging der Zug fort von einer Menge Volks gefolgt.

Triumphirend blickte der listige Abt dem gefesselten Kunz nach, aber dieser schien seine Blicke voll Hohn gar nicht bemerkt zu haben. Tiefsinnig und ohne ein Wort zu reden machte er den ganzen Weg auf seinem Rosse, hörte die Bemerkungen roher Gemeinheit nicht, sah die ganze bewaffnete Schaar um ihn, den wehrlosen Mann, nicht, und wäre wohl einem Einzigen gefolgt; denn zur schrecklichen Gewißheit war es ihm nun geworden, daß der Mund der Propheten nicht gelogen und sein düsteres Schicksal bald erfüllt sein werde.

Liborius aber wandte sich übermüthig zu seinen Mönchen und sprach: „Gott selbst hat mir die Waffe gegen meinen Feind in die Hand gegeben.

Ha! wie wird der alte Graukopf, der Biſchof, ſich das Haar zerraufen! wie wird es ihn ſchmerzen, daß Kunz gerade in meine Hände kam!"

In Zwickau erwartete Kunzen ein neuer Volksauflauf; denn im ganzen Sachſenlande von Leipzig an bis hoch in's Gebirge hinauf war durch die ſchnellſten Boten das ſonderbare Ereigniß der vergangenen Nacht bekannt geworden und die getreuen Unterthanen ſtrömten überall, wohin der Zug kam, zuſammen, um den geretteten Prinzen, ſeinen Räuber und ſeinen Befreier zu ſehen und Gott mit lautem Jubel zu danken für die wunderbare Hülfe. Schier ein Freudenruf erfüllte Dörfer und Stadt.

Veit von Schönburg empfing den tapfern Ritter Kunz ohne Vorwürfe oder Schmähungen; er ehrte in ihm den alten Adel und die berühmte Tapferkeit und bedauerte ſeine unglückliche Verirrung mit wahrem Schmerz. Deshalb ließ er auch Kunzen die Feſſeln abnehmen und in ein anſtändiges Gefängniß bringen, ſo ſehr auch der Mönch Sebaſtian dagegen eiferte. Noch in der Nacht ſchickte Schönburg einen Eilboten nach Altenburg ab, mit der Kunde, daß Prinz Albrecht ſich im Kloſter zu Grünhain, Prinz von Kauffung aber in ſeiner Macht zu Zwickau befinde.

Am folgenden Morgen ſchickte der Abt den Prinzen Albrecht mit ſtarker Begleitung ebenfalls nach Zwickau. Von da begleiteten ihn Schmidt und Wiland. Schmidt ging dem Zuge voran, den Schürbaum auf der Schulter, mit dem er ſo wakker gekämpft; neben ihm ſein treuer Hund, der durch ſein Bellen ihn zuerſt auf die Räuber aufmerkſam gemacht hatte. Von allen Dörfern waren Schaaren von Menſchen hergezogen und hatten ſich an die Landſtraße gelagert. Mit lautem Gruß des allgemeinen Entzückens wurde Albrecht, mit Segenswünſchen für ſeine That der alte Köhler empfangen. Und ſo ging ihr Triumphzug von den Höhen herab in die Ebene nach der ſchönen Fürſtenſtadt zu.

Moſen und Schönfels ritten mit dem Prinzen Ernſt und ihren übrigen Begleitern eben ſo raſch als Kunz auf dem gebahnten Wege hinüber nach Waldenburg. Eben ging die Sonne auf, als ſie bei der Stadt über die Muldebrücke ritten und nun wandten ſie ſich nach dem nahegelegenen Kahlenberg, Dietrichs von Kauffung Wohnort. Mit triumphirendem Siegsgeſchrei empfing er ſie und war thöricht genug die Ritter zu einem Imbiß zu nöthigen. So ſehr auch Moſen dagegen war, ſo ließen ſich doch die Andern bereden, zumal da der ſchlaue Prinz auch zu eſſen begehrte; denn er gedachte ſeine Räuber damit hinzuhalten. Eine Stunde und wohl noch drüber war mit Zechen und Eſſen hingegangen, da ſchallte von der Stadt und den Dörfern jenſeits der Mulde das furchtbare Sturmläuten. Nun ſtürzten Alle Hals über Kopf auf die Pferde. Moſen und Schönfels, die Beſonnenſten, nahmen den ſich ſträubenden Prinzen in die Mitte und jagten auf die Gäule ſchlagend, was ſie vermochten. Sie waren kaum den Andern, die ſich etwas mehr Zeit nehmen zu dürfen glaubten, aus den Augen, ſo erblickten dieſe hinter ſich

auch ſchon eine Staubwolke, und blieben nicht lange in Ungewißheit, was wohl ihr Inhalt ſei; denn eine Menge bewaffneter Reiter ſtürzte ſich auf ſie los. Man hatte in Waldenburg früh den flüchtigen Trupp bemerkt, und da kurze Zeit darauf die Eilboten von Altenburg mit der Nachricht des Prinzenraubes eintrafen, ſo war man im Klaren, wer die Vorübergerittenen geweſen wären. Und alsbald brach männiglich auf, was wehrbar war und verfolgte die Straße, welche jene eingeſchlagen hatten. Wer von den böhmiſchen Reitern ein ſchnelles Pferd hatte, der konnte allenfalls auf Rettung rechnen, aber die Meiſten betrogen ſich doch; denn ſie fielen faſt Alle in die Hände ihrer Verfolger. Nur Einige kamen davon. Durch dieſen Aufenthalt hatten die beiden Ritter wieder etwas Zeit gewonnen. Mit der höchſten Anſtrengung ihrer Pferde holten die Entkommenen ſie ein und berichteten den Verluſt. Aber rechts und links auf ihrem Wege ertönten die Sturmglocken, die Landleute liefen zuſammen und jeden Augenblick war ein neuer Angriff zu befürchten. Der Prinz Ernſt jammerte laut und wollte, von dem raſenden Ritte entkräftet, nicht mehr fort. Moſen kam in Verzweiflung und drohte ihn augenblicklich zu erſchießen, wenn er nicht willig folge.

Dies half. Der Prinz ſchwieg furchtſam und ſie ritten ungehindert auf Nebenwegen durch das Wieſenthal bei Lichtenſtein und dann in die Berge hinein. Aber als ihnen auch hier wieder das Läuten nachſchallte, als ſie hinter ſich ſchon berittene Haufen umherſtreifen ſahen, da verging ihnen der Muth faſt.

„Hier kann uns nur Eins Rettung verſchaffen," ſagte Moſen. „Und das iſt, daß wir uns ſo ſchnell als möglich verbergen."

„Aber wohin?" fragte Schönfels.

„Wenn wir nur erſt das Thal, in welchem Hartenſtein liegt, erreicht haben, dann will ich euch verſtecken, daß uns keine Seele finden ſoll."

„Nun ſo laßt uns die letzten Kräfte der Pferde dran ſetzen!" erwiederte Schönfels; „denn lange halten ſie's ſo nicht mehr aus und dann ſind wir verloren. Drum verſuchen wir noch das Mögliche." Und Sporn und Peitſche ſetzten die müden Gäule noch einmal in Galopp. Im hohen Nachmittag waren ſie nicht weit von Hartenſtein; da ſtürzte Moſens Pferd. Entſchloſſen ließ er es liegen, nöthigte auch die Andern, die ihrigen zu verlaſſen, und friſch erkletterten ſie, den Prinzen an der Hand, die vor ihnen liegende ſteile Höhe, gingen raſch durch Buſch-

werk und Gestein quer über die mäßigen Berge und langten nach einer Stunde auf dem Rücken des Mehltheuer an. Bald hatten sie die Teufelskluft erreicht. Mosen zeigte den Andern die Stüfchen im Felsen und ermunterte sie hinaufzuklimmen. Die Nothwendigkeit gebot wohl Gehorsam. Auch der weinende und über diesen schauerlichen Aufenthalt erschreckte Prinz wurde hinauf gehoben. Aber nun ergab sich eine neue Schwierigkeit, an die Keiner gedacht hatte. Ernst klagte sehr starken Hunger und in den Taschen der außer ihm aus fünf Personen bestehenden Gesellschaft fand sich nur etwa soviel, daß er auf einen Tag elend leben konnte. An die Andern, welche die Anforderungen des Magens auch empfanden, war gar nicht zu denken. Mosen erinnerte sich, wo die Tatern ihre Vorrathskammern gehabt hatten, aber es war Alles wüste, leer, verödet und zerstört. Die freundlichen Erinnerungen, die sich ihm an jede Stelle knüpften, wurden durch das düstere verlassene Aussehen derselben und die verzweifelte Gegenwart zurückgedrängt. Fast schienen ihm diese Felsenmassen schwärzer und grausiger entgegen zu starren, als sonst, die steile Höhe viel wilder und mehr mit Steinblöcken übersät zu sein, die Mulde aus ihrem tiefen Kessel weit dum-

pfen und fürchterlicher herauszubrausen. Wenn die Natur verlangte mit solchem Nachdruck ihre Rechte, daß Moses sich genöthigt sah, in den nahen verfallenen Hütten der Tatern zu suchen, und wenn er auch darin nichts zu leben finde, seine Zuflucht zu Kräutern, Wurzeln und Beeren zu nehmen, von denen, wie er wußte, die Tatern sonst viel hier gesammelt hatten. Als er in einer Hütte, die noch weist erhalten und nun eben theilweise vom Moses entblößt war, umhertappte, ob er nicht irgend einen Vorrath von Erdfrüchten oder Getraide fände, fiel das Tageslicht durch die vom Wetter entstandenen Löcher in die Hütte und erhellte in der Ecke am Tische einen sonderbaren Gegenstand, den Moses sogleich für einen todten Menschen erkannte. Beherzt ging er darauf los und schaute ihm in's Gesicht. Erschrocken fuhr er zurück; denn es war Nasta's Leichnam. In einen weiten Mantel gehüllt lehnte er mit dem Haupte in der Ecke, in der Hand hielt er eine Pergamentrolle, vor ihm auf dem Tische lag einer großer Laib Brot. Ahnungsvoll und von geheimen Schauern durchrieselt, griff der Ritter erst nach der Rolle und eilte damit in's Freie. Er schlug sie auf und las des alten Tatern letzten Willen an Estrellen gerichtet. Sobald

ſie dieſes Blatt in den Händen halte, was ſie Geliebter ihr ſelbſt überbringen werde, ſolle ſie die Erlaubniß haben, ſein chriſtliches Eheweib zu werden. In Venedig erwarteten ſie Schiffe, mit denen ſollten ſie nach Spanien gehen. Dies war der Hauptinhalt des Schreibens. An Moſen war noch die Erinnerung angefügt, daß unter dem Stuhle auf dem er ſitze, ein Käſtchen mit Gold und Edelſteinen von großem Werthe ſtehe; dies ſolle er Eſtrellen als letztes Andenken überbringen, ihn aber, ehe er von hier gehe, zur Erde beſtatten. Moſen fand die Ausſage beſtätigt und eilte von ſonderbaren Gefühlen bewegt, mit dem Briefe hinüber zu ſeinen Gefährten, um ihn unter ſie zu theilen. Er ſelbſt ging wieder in die Hütte zurück, ohne den Andern etwas von dem, was er erfahren, zu entdecken. Mit ſeinem Schwerte grub er in der Hütte ſelbſt ein Grab, legte die Leiche hinein, ſprach ein leiſes Gebet darüber und warf ſie mit Erde zu. Dann nahm er das kleine Käſtchen, ging heraus, hieb die Balken um, welche quer über einander gelegt die Hütte ſtützten, ſo daß dieſe über Nekos Grab zuſammenſtürzte und ihm gleichſam den Grabhügel bildete. Zuletzt wälzte er einige große Steine darauf.

„Wie du hast es gewußt, wunderbarer Mensch, daß ich kurz nach deiner Rede noch einmal [illegible] kommen müßte! In dir lag die Zukunft offen und wäre Kunz deinem Rathe gefolgt, wie ich [illegible] gewillt war, wir würden jetzt nicht diese [illegible] billige Thak begangen haben, die uns am Ende mit dem Verderben droht."

Die Bemerkung, daß Estrella mit ihm nach Venedig fliehen solle, erfüllte ihn mit [illegible] Muth; denn er sah daraus doch mit [illegible] dessen Stempel jede Aussage Nekos trug, daß er glücklich durchkommen würde. Aber dabei begriff er den Prinzen mit. In der Berathschlagung mit Schönfels und den übrigen drei Rittern wurde nun beschlossen, noch zwei Tage zu warten, [illegible] Zeit, meinten sie, würde sich das ihnen nachsetzende Landvolk verlaufen und sie bis an die nicht mehr entfernte böhmische Grenze freien Weg haben. In der Nacht des dritten Tages wollten sie zu Fuße aufbrechen — denn ihre Pferde hatten sie zurück lassen müssen — und hofften so das hohe Gebirge zu erreichen. Dem stets weinenden und sehr ermüdeten Prinzen machten sie von Laub und Moos ein Lager, und er entschlief bald im Hintergrunde der schauerlichen Behausung. Auch sie [illegible]

[illegible] und bereiteten sich gleichen Bettes. Am folgenden Tage hielten sie sich wohl versteckt; denn einzelne Trupps bewaffneter Leute zogen unten im Thale über die Brücke nach den Bergen zu, jedenfalls waren es Verfolger.

„Wenn sie erst vernehmen, daß Kunz glücklich über die Grenze ist, woran ich gar nicht zweifle, denn er hat den weniger gefährlichen Weg, auf dem ihm fast bis nach Böhmen kein Mensch begegnen kann, so werden sie von selbst schon wieder nach Hause gehen und uns auch ruhigen Abzug vergönnen," bemerkte Schönfels. „Der ganze Lärm dauert heut und morgen noch; dann ist's vorüber."

„Ja wenn nur diese beiden Tage auch erst vorüber wären!" seufzte Mosen. „Wir werden heute schon das Brot aufzehren und dann ist guter Rath theuer. Der Prinz ist ein schwächlicher Knabe und ihn dürfen wir um unseres eigenen Heils und der Christenpflicht wegen keine Noth leiden lassen; denn was kann der arme Junge dafür, daß sein Vater kein aufrichtiger redlicher Mann ist?"

„Ich fürchte fast auch," setzte Schönfels hinzu, „daß wir unsere Noth mit ihm haben werden; er

liegt wie krank und zerschlagen hinten, klagt bald über Hitze bald über Frost und regt sich nicht weiter."

„Die Sache macht mir bange!", versetzte Mosen bedenklich. „Wenn uns der Prinz hart erkranken oder gar sterben sollte, wir könnten's vor Gott nicht verantworten; — und dann würden wir wohl bald nach Venedig kommen," murmulte er noch vor sich hin. — Ernst hatte sich den ganzen Tag über nicht von seinem Lager erhoben, hatte wenig Brot aber viel Wasser genossen, das gleich neben der Höhle in einer schönen Quelle entsprang, deren Spuren noch jetzt zu sehen sind. Gegen Abend gingen Mosen und Schönfels aus, Wurzeln und Beeren zu suchen. Die Andern blieben zur Bewachung und Wartung des Prinzen zurück. Aber ohne Kenntniß der eigentlichen genießbaren und nahrhaften Wurzeln war ihre Ausbeute nur gering. Noch mißlicher wurde ihre Lage am folgenden Morgen. Denn nicht nur, daß der Prinz die Kälte der Nacht und die Feuchtigkeit des Gesteins der Höhle sehr empfindlich erfahren hatte und dadurch in wahres Fieber verfallen war, auch einer von den Böhmen war erkrankt und die Lebensmittel fehlten. Dazu kam, daß das Thal unten sehr lebendig war

von den zurückkehrenden Landleuten, die mit Freudengesängen über die Brücke zogen. Mosen hatte über den Grund dieser Fröhlichkeit seine eigenen Gedanken, doch theilte er sie nicht mit, um nicht den Muth seiner Leidensgefährten vollens niederzuschlagen. Als der Tag sich zu neigen begann, ging Mosen wieder allein nach Nahrung aus. Indem er um den vorderen Felsen herum einige Heidelbeeren pflückte, hörte er plötzlich dicht neben sich die lauten Schläge einer Holzaxt. Der Ritter bog um den Felsen, damit er den Mann um Brot ansprechen. Dieser schien mit der letzten Arbeit beschäftigt zu sein und machte Miene, dann Feierabend machen zu wollen. Als Mosen eben hervorzutreten im Begriff war, erblickte er einen andern Holzhacker mit seiner Axt in der Scheide wohlgemuth den Berg herabsteigen.

„Mach Feierabend, Hans!“ rief der Letztere dem noch Arbeitenden zu. „Laß uns nach Hause eilen; denn es ist Freude im Land; Alles jubelt und schreit, weil der jüngste Sachsenfürst aus des Räubers Händen befreit worden ist.“

„Haben sie ihn?“ rief der Andere erstaunt.

„Drüben bei Grünhain hat ein Köhler den Erzschelm eingefangen und der Abt hat ihn in Ket-

ten nach Zwickau schleppen lassen zu unserem gnädigen Herrn Bruder. Dem wird der Appetit nach Prinzenfleisch schlecht bekommen."

„Nun vom andern weiß man wohl noch nichts?"

„Sie werden ihn schon auch noch beim Kopfe packen. Der Schurke wird so gut seinen Lohn erhalten, wie sein Geselle." — Und ihre schönsten Weise zusammen nehmend gingen sie fröhlich davon. Jeder ihrer heiteren Töne schnitt Mosen durch die Seele und die Nachricht von Kunzens Gefangennehmung hatte ihn vollends allen Muth genommen. Wie ein betäubender Donnerschlag wirkte sie auch auf die Übrigen. Als man sich vom ersten gräßlichen Schrecken erholt hatte, nahmen die schwierigen Berathungen ihren Anfang. Der Prinz war wenn auch nicht förmlich krank, aber doch zu schwach, um ihn zu Fuße schnell über die großen Berge hin zu bringen. Der eine Böhme konnte eben so wenig fort, und Pferde konnten doch unmöglich herbei geschafft werden. Gegen den Prinzen mußten sie auch gewisse schonende Rücksicht nehmen theils aus Mitleid mit dem schönen sanften Knaben, der so unschuldig litt, theils ihrer eigenen Lage wegen;

denn es fing doch allmälig an, ihnen einzuleuchten, daß die Sachen anders kommen würden, als sie sich gedacht hatten. Kunzens Unglück hatte sie aller Hoffnungen beraubt, auf diesen Wege etwas auszurichten. Der immer mehr überhand nehmende Hunger demüthigte ihren stolzen Sinn dermaßen, daß sie nur wünschten, den Prinzen los zu sein, um allein fort eilen zu können. Wenn Mosen an die Tage der Wonne und des Überflusses gedachte, die er an derselben Stelle erlebt, so beschlich eine bittere Wehmuth über seine jetzige kummervolle Lage sein Herz, in die ihn Kunzens Tollkühnheit und Rachsucht und Apels Vitzthum List gestürzt hatten. Gegen Abend nahm er Schönfels bei Seite und sagte: „Morgen können wir uns ganz unmöglich noch halten. Die Nothwendigkeit zwingt uns, den Prinzen auszuliefern und auf unser eigenes Heil bedacht zu sein. Es ist daher nur zu überlegen, wie wir ihn am besten los werden, ohne selbst Haare sitzen zu lassen. Nun ist der Ritter Friedrich von Schönburg auf Hartenstein ein alter Bekannter, ja sonst wohl ein Freund von mir und ich war einmal lange sein Gast unten auf dem Schlosse Stein. Hartenstein liegt nicht viel weiter als eine halbe Stunde von hier; wenn unser Leben gesichert

wär, könnten wir wohl den Prinzen bald [illegible] bringen.“

„Wir schreiben dem Ritter einen Brief,“ wiederte Schönfels; „ich habe einen Griffel bei mir, nur an einem Stückchen Pergament fehlt's.“ Da besann sich Moser, daß an Nekos letztem Willen unten noch ein großer leerer Raum sei, er holte die Rolle her und schnitt das Stück ab.

„Aber wer soll den Brief hinunterbringen?“ warf Moser ein. „Schreiben will ich ihm wohl.“ Unter den drei Böhmen war ein jüngst flinker Mann, der etwas wagte, ihn erkiesen Schönfels zum Boten; er wurde herbei gerufen und verstand sich dazu, nachdem ihm die Ritter [illegible] gemächt hatten, wie nothwendig dieser Schritt sei. Es wurde ausgemacht, er solle mit geladener Büchse bis vor das Thor der Burg gehen, dem Thorwart den Brief geben und so lange außerhalb der Burg stehen bleiben, bis man ihm die Antwort darauf zustelle. Jeden aber, der sich ihm feindlich nahte, solle er niederschießen und sich dann auf die Schnelligkeit seiner Füße verlassen. Dann wollten sie benfalls die Flucht ergreifen, nachdem sie den Prinzen und den Ermatteten heraus in's Thal gebracht

und da niedergesetzt hätten. Mosen schrieb den Brief. Er erinnerte den Ritter an seine sonstige ihm geschenkte Gewogenheit, versprach ihm dann den Prinzen Ernst unverletzt wieder auszuliefern, wenn er ihm und seinen übrigen vier Gefährten freien Abzug nach Böhmen zugestehen würde. Widrigen Falls drohte er den Prinzen um's Leben zu bringen. Am anderen Morgen machte sich der Böhme mit dem Schreiben auf den Weg und kehrte noch vor der Mittagsstunde mit der Antwort wohlbehalten zurück. Schönburg hatte ihm dieselbe selbst freundlich übergeben und ihn mündlich noch einmal ermahnt des Churfürsten Sohn ja sobald als möglich auf Schloß Hartenstein zu bringen. In dem Antwortschreiben Schönburgs war ihnen bei Ritterwort und Ehre freier Abzug angelobt, wenn sie den Prinzen unversehrt an ihn abgeben würden. Nun ging Mosen zu Ernst selbst.

„Prinz," sagte er, „wir wollen euch wohlbehalten wieder an euren Herrn Vater ausliefern, sobald ihr uns versprecht, daß uns sowenig ein Leids an Leib und Leben geschieht, wie wir euch zugefügt haben. Ich will hoffen, daß ihr mit unserer Behandlung zufrieden seid; wir haben's so gut mit euch gemacht, als wir vermochten."

„Ach, lieber Ritter Moſen, entgegnete der ſanfte Ernſt; „gebt mich frei, ihr ſollt nicht die geringſte Unbill erfahren. Glaubt mir, mein Wort gilt ſchon etwas bei dem Vater und wenn ich ihm ſage, daß ich mein fürſtliches Verſprechen gegeben, euch zu wahren, ſo fühlt er ſich verpflichtet, es zu halten.“ Damit reichte er dem Ritter die Hand zum Pfande ſeines Worts.

„Nun wohlan!“ ſagte dann Moſen; „ſo laßt uns aufbrechen! Folgt uns nach dem Schloſſe Hartenſtein, dort wird euch Friedrich von Schönburg von uns im Empfang nehmen und zu euren Eltern zurückführen.“

Freudig über dieſe unverhoffte Nachricht ſprang der entkräftete Prinz auf die Füße, und ging mit dem kleinen Häuflein über den Bergrücken hinüber nach dem hohen Schloſſe. Der Ritter empfing Ernſt ſchon am Thore mit vieler Freude, ſeine liebenswürdige Gemahlinn hatte ſchon für Speiſe geſorgt, um ihn ſogleich zu laben.

„Nicht für mich allein, edler Ritter,“ ſagte der Prinz zu ihm, „nehm ich eure gütige Mühe in Anſpruch; auch für dieſe meine Leidensgefährten.“

„Ihr habt zu befehlen, gnädiger Herr!“ war Schönburgs Antwort.

„Nun ſo gebt mir das Verſprechen, ehe ich noch unter euer gaſtfreies Dach trete, daß ihr die Ritter ebenfalls mit Speiſe und Trank erquicken, und dann jedem von ihnen ein Pferd reichen wollt, damit ſie ſo ſchnell als möglich über die Grenze fliehen können; mein Vater wird es euch auf meine Bitte wieder erſetzen.“ Dankend ruhten die Blicke der ritterlichen Räuber auf dem edlen Fürſtenſohn.

„Euer Verlangen ſoll ſogleich erfüllt werden,“ erwiederte Schönburg. Dann wandte er ſich zu Moſen. „Die Unbeſonnenheit eurer verwegenen That wird euch von ſelbſt einleuchten, ohne daß ich nöthig hätte, euch daran zu erinnern. O Ritter! hätt ich je denken ſollen, daß ich euch ſo wiederſehen ſollte? Gebrandmarkt vor eurem Vaterlande ſteht ihr da und ſeid auf ewig ausgeſtoßen aus ſeinem Adel.“

„Und das wird mein Glück ſein!“ entgegnete Moſen freudig; denn ihm kam bei Schönburgs Worten plötzlich eine helle Erinnerung an die alte Kunde in den Sinn, wie ein verhaltes Lied,

deſſen Weiſe uns plötzlich wieder einfällt, als hörten wir ſie ſingen: Wann er ausgeſtoßen aus ſeinem Vaterlande ſei, ſollte er glücklich werden. Und hatte er nicht Nekos Brief und den reichen Schatz in der Taſche? Mit einer Art Seelenheiterkeit hörte er deshalb den Tadel des Ritters an, und ließ ihn ſo lange vermahnen, als er wollte, bis er ihn endlich darüber ungeduldig fragte: „Sagt mir doch, Ritter, wenn ihr einmal dieſen Prinzenraub ſo ſehr verdammt, wie kam denn das ſchöne Tatermädchen hierher auf euer Bergſchloß?“

Verwirrt ſchwieg Schönburg; in ſeinem Geſichte war die eigene Schuld zu leſen. Er ſelbſt trieb nun auf die Abreiſe der Ritter. In Haſt ſtanden die Pferde geſattelt; ein Paar Biſſen Brot und ein Schluck Wein waren eingenommen; die Flüchtlinge ſchüttelten dem edlen Ernſt noch einmal dankbar die Hand. Dann eilten ſie der böhmiſchen Grenze zu, die ſie noch an demſelben Tage glücklich überſchritten.

Das Entſetzen kehrte am andern Tage mit ihnen in der Burg Iſenberg ein; denn als Anna, die die ganze Zeit über in der größten Angſt gelebt

hatte, die Gefangenſchaft ihres Mannes erfuhr, beraubten ſie Schmerz und Schrecken ihrer Sinne und neben ihren ſchreienden Knaben ſank ſie nieder. Eſtrella riß ſich von Moſens Munde und nahm die Unglückliche in die Arme. Aber eben ſo ſchnell ſie zuſammen geſtürzt war, ſprang Anna auf, und ohne weiter zu jammern oder zu klagen ſchritt ſie mit gräßlichem Ernſt in den erſtarrten Zügen und wie von ſtillem Wahnſinn umfangen die Stufen hinab in den Hof und befahl die Roſſe zu ſattlen für ſich und ihre Kinder. Und ohne auf Eſtrellas Zureden und Moſens Bitten zu hören, beſtieg ſie mit den Knaben und vier Knechten die Pferde und eilte nach Sachſen zu. Kaum entfloß ein Abſchiedswort ihren Lippen; ihr Geiſt war ihr ſchon vorgeeilt. Entſchloſſen ſich der Churfürſtinn zu Füßen werfen und Gnade für Kunzen zu bitten, oder die harte Gefangenſchaft mit ihm zu theilen trieb ſie die Pferde zum ſcharfen Ritt ſo wie ſie ſelbſt von herzzermalmender Angſt getrieben wurde.

Moſen überraſchte Eſtrellen mit Nekos letzten Worten. Kaum hielt ſie das entſcheidende Blatt in den Händen als ſie halb freudig halb ſchmerzlich ausrief: „Wir ſind am Ziel unſerer Leiden. Aber

nun laß uns auch des braven Alten letzte Bitte erfüllen. Glaube mir, Kunz iſt verlohren und ſein ganzes Haus. In Böhmen blüht uns das gehoffte Glück nicht."

„Aber ich gab den Rittern mein Wort zu einem Überfalle in Sachſen."

„Meinſt du, daß die Böhmen euch ihr Verſprechen halten? Podjebrad iſt mit dem Churfürſten in freundſchaftliche Verbindung getreten. Ich fürchte ſogar, daß man dich und Schönfels in Böhmen verfolgen wird."

„Ich folge dir und ging's an's Ende der Welt!" rief Moſen entzückt an ihrer Bruſt. „Dieſes Käſtchen macht uns reich!" Und damit ſchüttete er die reichen Pretioſen in den Schoos ſeiner Braut. Sie waren von ungeheurem Werth und verwundert hafteten Eſtrellas Augen auf ihrer Pracht.

„Und thu ich das Meinige noch hinzu," ſagte das erfreute Mädchen, „ſo ſind wir ſo reich —"

„Wie Könige, und das mußt du auch, denn du biſt ja eine geborne Königinn. —"

Schon am andern Abend waren ſie reiſefertig, und eben als ſie den Morgen darauf mit ein Paar

Knappen die Pferde beſteigen wollten, um von der einſamen Burg auf ewig Abſchied zu nehmen, ſprengte Apel Vitzthum verſtört auf den Hof.

„Ich weiß euer Unglück!“ rief er Moſen zu. „Es iſt ſchlimmer als ihr ſelbſt glaubt; ſo eben erhalte ich die Nachricht, daß Kunz in Ketten und Banden von Zwickau nach Freiberg gebracht worden iſt. Das wird nicht gut enden. Wo gedenkt ihr hin?“

„Nach Welſchland!“ erwiederte Moſen eintönig.

„Das thut ihr wohl; denn ihr ſeid hier ſo wenig ſicher, wie in Sachſen. Alle unſere ſchönen Entwürfe ſind vernichtet. Ich werde es nicht überleben.“

„Ihr werdet euch zu tröſten wiſſen, verſetzte Moſen kalt; denn er ſah in Apeln jetzt den Urheber alles Unglücks.

„Lebt wohl!“ rief dieſer davon reitend. „Ich will zu Schönfels, um ihn ebenfalls zur Flucht anzutreiben.“ Bald war er ihren Augen entſchwunden. Ein ſanfter bräutlicher Kuß von dem ſchönen braunen Mädchen glühte noch auf Moſens Lippen; dann zogen ſie davon und dem heiteren Süden zu, wo das Glück ſeine wonnig-

ſten Gaben über ſie ausſtreute. In Venedig ward Eſtrella Chriſtinn und an demſelben Tage des glücklichen Ritters Weib. Kurze Zeit darauf trug ſie ein buntwimpliches Schiff über das adriatiſche Meer hinab und bald nahmen Spaniens blühende Fluren ſie auf.

Der junge Heinrich von Barby ſprang, als die Räuber mit den Prinzen davon geritten waren, hinab in die Stadt nach des Kanzlers Hauſe. Hier verbreitete ſeine Ankunft und die unerhörte Kunde, welche er mit brachte, den gräßlichſten Schrecken unter den halb berauſchten Gäſten. Wie mit einem Schlage nüchtern, rennten ſie alle wie toll durcheinander, drängten nach der Thüre und ſtürzten dann auf daß Schloß. Magdeburg und Bibenberg eilten, ſo ſchnell es nur ihre Füße verſtatteten, nach den Zimmern der Churfürſtinn, um ſich von der faſt märchenhaften Ausſage des jungen Grafen zu überzeugen; denn beide zweifelten daran und waren eher verſucht, den Sohn des Hofmeiſters für verrückt oder mondſüchtig zu halten. Aber nur zu bald tönte ihnen das Wimmern der Frauen entgegen. Einige durch die alte Kammerfrau aus dem Schlafe aufgeſchreckten Diener waren eben beſchäftigt, die Anwürfe von den Thüren loszuſchrauben. Als ſie geöffnet waren, trat der Kanzler in das Gemach, ein großer Theil des verſammelten Adels folgte. Der Schmerz der Churfürſtinn überſtieg alle Schranken;

todtenbleich saß sie auf einem Ruhebett in weißem Nachtgewande, große Thränentropfen stürzten aus ihren starren Augen; einen Ton gab sie nicht von sich und schien auf Augenblicke der Besinnung ganz beraubt zu sein. Und doch gewann sie so viel Geistesgegenwart, daß sie dem ihr bestürzt nahenden Kanzler befahl, sogleich ihrem Gemahl einen Boten mit der Hiobspost nach Leipzig zu senden und die Räuber, die doch jedenfalls nach Böhmen zu geflohen wären, verfolgen zu lassen.

„Ihr habt's an Kunzen verschuldet" fügte sie im Tone des bittersten Vorwurfes hinzu, „nun bietet auch Alles auf, das Unglück wieder gut zu machen."

Magdeburg verweigte sich ohne eine Stunde auf das gerechte heftige Wort zu erwiedern. Die Ritter liefen in den Ställen umher, die Knappen sattelten die Rosse, Einer stürzte wider den Andern. Das Schloß und sein weiter Hofraum, vor einer Stunde öde wie ein Todtesacker, war jetzt mit lebendigem Treiben überfüllt. Mehr als hundert Fackeln warfen ihren dunkelrothen Schein an die Wände des alten Gemäuers, eine Menge Stimmen riefen durch einander, Pferde wieherten, Peitschen knallten, Reiter sprengten über das Pflaster, Alles glich einem

wüsten wirren Traum. Nach einer Stunde war man so weit in Ordnung, daß der Bote an den Churfürsten fort war, und alle Ritter des Hofes mit des Kanzlers Befehlen in den Dörfern und Städten die Glocken zum Sturme ziehen zu lassen, und die Räuber zu verfolgen, mit Fackeln begleitet davon ritten, um sich durch das ganze Land bis an das Erzgebirge hinauf zu vertheilen. Hildebrand von Einsiedel leitete wüthend über seines Schwagers Gottvergessenheit den Oberbefehl. Magdeburg und Wibenberg begaben sich zu der Churfürstinn zurück, bei der sich ihre Töchter versammelt hatten. Nach einer halben Stunde weckten die gräßlichen Sturmklänge aller Glocken der Residenz die müden Schläfer; das Entsetzen schritt durch alle Häuser. Bald wogten die Straßen von Menschen und von Mund zu Mund lief die Kunde von dem verwegenen Raube. Der Menschenhaufe fluthete nach dem ganz erhellten Schlosse hinab; die hohen adlichen Damen begaben sich zur Churfürstinn. Kaum begrüßte der junge Tag mit seinem ersten leisesten Kusse die Zinnen der hohen Churfürstenburg, so waren schon die Bewohner der ganzen Stadt darum versammelt, um die Strickleitern zu sehen, welche noch an dem verhängnißvollen Fenster hingen. Von allen Seiten

her über das Feld herüber verkündeten die [illegible] Glockenzungen die entsetzliche That durch das [illegible] segnete Sachsen. Es war nicht anders, [illegible] die Fluren plötzlich Menschenhaufen geboren hätten, denn das ganze Land war aufgestanden. Der schlimmste Tag in Margarethas Leben verging unter Qualen in der Mitte der Hofdamen. Noch vor Mitternacht langte der Bote des Amtshauptmanns aus Zwickau mit der Nachricht an, daß ihr Liebling glücklich gerettet und Kunz von Kauffung gefangen sei. Veit von Schönburg hatte in seinem Schreiben die Befreiung so umständlich als möglich erzählt. Mit dem Briefe in der Hand sank Margaretha auf die Knie; ihre Hände falteten sich; ein heißes Dankgebet entströmte ihren Lippen. Noch hatten Angst und Verzweiflung sie nicht zum Lenker aller menschlichen Schicksale beten lassen. Aber noch zagte ihre Brust für den ihr so theuren Ernst. Doch mit wiedergewonnenem kindlichen Vertrauen zu dem ewigen Vater konnte sie jetzt ausrufen: „Herr, du hast mir den einen wiedergeschenkt, du wirst mir auch den andern bald wieder in die Mutterarme legen. Deinem Schutz will ich ihn anbefehlen!“ — Die freudige Post verbreitete sich eben so schnell wie die des Schreckens und alle treuen

Unterthanenherzen Altenburgs wurden noch in dieſer Nacht von Wonne und Dank für Gottes wunderbare Fügung erfüllt. Schlaflos brachte die Churfürſtinn die Nacht meiſt mit Gebet zu.

Der folgende Tag gewährte wieder ein eigenes Schauſpiel. Es war allgemein bekannt worden, daß der Prinz mit ſeinem Retter noch den Vormittag erwartet werde. Deshalb ſtrömten Haufen auf Haufen aus dem Thore nach Zwickau zu, ſo daß die ganze Straße ein Menſchenzug war. Das ganze Hofperſonal war feſtlich geſchmückt und begab ſich, die Churfürſtinn in der Mitte, ebenfalls vor die Stadt. Bald erſchallte weither durch die Ebene ein Jubelruf, der erſt von ferne ſchwach, allmälig näher und ſtärker kam und zuletzt die Lüfte erfüllte. So weit das Auge ſehen konnte, bewegte und drängte ſich Alles, bis man einen Mittelpunkt gewahrte, der ſich dann zum Triumphzuge geſtaltete. Voran ſchritt der alte Köhler Schmidt mit ſeiner mächtigen Waffe, den Schürbaum, und nickte allen Leuten zu, die ihm Zweige und Blumen ſtreuten, die Hände drückten und ihn mit den ſchmeichelhafteſten Namen benannten; dicht hinter ihm ritt der Prinz Albrecht. Sein heiteres Geſicht war mit einer ſtolzen Röthe übergoſſen, die lebhaften Augen irrten wonnetrunken

in der jauchzenden Menge umher, mit edler Haltung schritt sein Roß einher, als fühle es, daß es den geliebten jungen Herrn wieder zu den Mauern seines Stammschlosses zurücktrage. Dicht hinter dem Prinzen ging Wiland; auf ihn folgten die begleitenden Ritter, denen sich endlich die zahllose Masse des Volks anschloß. Sobald Albrecht seiner Mutter ansichtig wurde, sprengte er rasch auf sie zu, sprang auf die Erde und fiel in ihre Arme. Freudenthränen flossen aus den Augen der edlen Frau auf den wiedererhaltenen Liebling; ihr gieriger Mund schien ihm das frische Roth von Wangen und Lippen wegküssen zu wollen. Süße holde Namen gab sie ihm und führte ihn an der Hand, von dem rauschenden Jubelgeschrei ihres Volkes begrüßt. Dann bestieg er wieder das Pferd, Margaretha ergriff des betreuten Köhlers Hand und benetzte sie mit dankbaren Freudenthränen. Hierauf befahl sie, daß der Zug in derselben Ordnung auf das Schloß gehen sollte. Hier waren die Thüren der Kirche geöffnet und von Margaretha angeführt strömte Alles in das Gotteshaus, um ein frommes Dankfest zu feiern. —

Der Churfürst war in Leipzig eben mit Kunzens Angelegenheiten beschäftigt, als ihn die Kunde vom Raub seiner Prinzen außer aller Fassung brachte.

Er hatte nämlich, um ſich den Schein des Rechts zu erhalten, den ganzen Streit mit dem Ritter ſchon im vorigen Jahre von ſeinen Räthen aufſetzen laſſen und an die Schöppenſtühle zu Leipzig, Freiberg und Magdeburg überſchickt. Leipzig hatte an ſeiner damals ſchon blühenden Univerſität mehrere ſehr gelehrte Rechtsgelehrten und ein berühmtes Schöppengericht. Freiberg aber beſaß ein ſehr altes Stadtrecht und für die damalige Zeit ausführliche Geſetze, und ein von dem Markgrafen Friedrich dem Gebiſſnen privilegirtes Geſchwornengericht, welches in allen perſönlichen Angelegenheiten des Meißniſchen Hauſes Recht ſprechen ſollte. Magdeburg endlich war wegen ſeiner Rechtsſprüche ſehr bekannt und dem daſigen Stuhle wurden aus ganz Teutſchland verwickelte Streitigkeiten vorgelegt. Alle drei Stühle hatten den Ausſpruch gethan, der Churfürſt ſolle ſich mit Kunzen vergleichen. Da dieſer nun aber, ohne ſich auf den mindeſten Vergleich einzulaſſen, von Altenburg weggeritten war, ſo hatte der Kanzler dieſes abermals an die Stühle berichtet und jetzt war von allen dreien das zweite Urtheil gekommen, daß Kunz als ein Geächteter zu betrachten ſei.

Friedrich reiſte noch denſelben Tag mit ſeinem Gefolge von Leipzig ab, aber nicht nach Altenburg,

ſondern nach Chemnitz, um von da, wenn Kunz die Prinzen wirklich nach Böhmen bringe, ſogleich nacheilen und von Podjebrad ihre Auslieferung erlangen zu können. Seiner Gemahlin ließ er die Bitte zukommen, ſich ebenfalls in dieſe Stadt zu begeben. Aber kaum war er dort angelangt, als auch ſchon die freudige Botſchaft einging, daß Albrecht befreit und Kunz gefangen ſei. Des Mittwochs kam Margaretha mit ihrer ganzen Familie an und der gerührte Vater umarmte wieder ſeinen geretteten Sohn. Von Albrecht ſelber ließ ſich der Churfürſt nun den ganzen Vorfall erzählen und als er nun erfuhr, welch großes Verdienſt ſich der alte Köhler um ihn und ſein Haus erworben, da gingen ihm die Augen über und er befahl, daß Schmidt vor ihn geführt werde. Mit beſcheidenem Bücking, ſeine rußige Mütze unter dem Arm trat, der Biedere in den Saal des Schloſſes. Margaretha eilte ihm entgegen, faßte ihn gütig bei ſeiner harten ſchwarzen Hand und führte ihn ihrem Gemahl mit den Worten zu: „Hier bring ich euch den Retter und Befreier unſeres Sohnes, den mir Gott im Traume gezeigt hat in derſelben Nacht, als der ruchloſe Kunz mir die Kinder ſtahl. Denn hört und erſtaunt welch wunderbares Gebilde ich ſah. Ich hab euch

meinen ersten Traum erzählt, eh' ihr nach Leipzig gingt. Er quälte mich den ganzen Tag und ich konnt ihn nicht vergessen. Nach dem Abendsegen legt ich mich kummervoll nieder, doch kaum hat ich die Augen geschlossen, als ich den grimmigen Eber wieder im Schloßgarten umherwüthen sah. Aber die zwei schönen schlanken Bäume, die ich in der vorigen Nacht hatte fallen gesehen, standen wieder herrlich blühend aufrecht an ihrer alten Stelle. Das Thier aber wühlte die junge Raute um, welche an den Weinstöcken emporgewachsen war. Plötzlich brach ein schwarzer Bär herein, stürzte sich auf den Eber und warf ihn um. Da erwachte ich von dem Nothgeschrei meiner Kinder und den Flüchen ihrer Räuber. Der Schrecken und die Angst dieser Tage haben mir die Träume aus dem Gedächtniß verwischt, jetzt aber beim Anblick dieses ehrenwerthen Mannes treten sie mir wieder vor die Seele und es ist mir klar, daß der rachgierige Kunz der wilde Eber, der ihn besiegende Bär aber dieser schwarze edle Mann, die schönen Bäume unsere zwei Söhne, die Raute das sächsische Haus, dessen Wappen sie ist, bedeutete."

„Eure Worte haben mich wunderseltsam gerührt," sagte Friedrich. „Der Finger Gottes ist

nicht zu verkennen in dem, was euch begegnet ist. Drum wollen wir zu Gottes Ehren ein groſ ſes Dankfeſt feiern, wenn auch unſer Sohn Ernſt wieder in unſeren Händen iſt, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr unterbleiben wird. Du, lieber Mann, erzähl auch mir die wunderbare Begebenheit, wie du dazu gekommen biſt, meinen Sohn zu retten."

„Wir hatten eben den Morgen ein Pech-Meiler ausgekohlt," begann Schmidt freimüthig und ſchaute allen den vornehmen Rittern und Frauen unerſchrocken in's Geſicht. „Nun kam's, daß den Frauen das Salz und noch ſo Einiges, wie Zwiebeln und Speck, in der Küchen ausgegangen war, da ſchickt mein Weib, die Margareth, den Jungen, mei meinem Bruder, heißt Urban, nach Geier hinab zu der Schmidtsfrau, für deren Mann wir eben kohlten. Der Jung kam wieder, es war wohl ſo ein Zwölf Uhr im Mittag, war ganz athemlos und bericht: in Geier wär ein groß Unglück geſchehn; denn die groſe Glocke auf dem Thurm ſei geſprungen vom heftigen Sturmläuten, weil in Altenburg ein gar gräßlicher Raub an dem Prinzen ſei verübt worden. Wir wurden darüber ſtutzig und konnten's nicht recht begreifen; der Jung wußt aber nicht mehr,

und wir konnten deshalb nichts dazu und auch nichts davon thun. Eine gute Stunde drauf hör ich unten an des Walds End Menschen reden, mein Spitz läuft voran, ich geh nach, meinen Schürbaum in der Hand, um nachzusehen, ob's vielleicht Jemand ist, der sich in den Bergen verirrt hat. Kaum war ich aus dem Wald getreten, so springt das Herrlein auf mich zu und entdeckt mir gar klug mit kurzen Worten, wer er sei und wer die Andern. Da kommt ein Knecht, der wohl sonst einmal in meinem Hause gewesen und haut mir nach euren Gehn; aber den Scheim schlug ich zu Boden; der Ritter springt auch zu, bleibt mit dem Sporn im Beerstrauch hängen, plumst auf die Erde; ich nicht faul, mach mich an ihn mit dem Schürbaum und hab ihn gar weidlich getrillert."

Ein allgemeines Lachen der Hofleute erfolgte auf diesen sonderbaren Ausdruck und selbst der Churfürst konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Du bist ein braver Mann!" sagte Friedrich milde. „Bitte dir von mir eine Gnade aus, damit ich dich für den großen Dienst belohnen kann, den du meinem Hause erzeigt hast."

Da wurde des Köhlers Gesicht noch freundlicher, aber er wollte nicht mit der Sprache heraus

„Scheue dich nicht, lieber Mann," redete ihm Margaretha ſanft zu. „Sage welches dein höchſter Wunſch iſt, vielleicht ſteht es in der Macht meines Gemahls ihn dir zu erfüllen."

„Nun wenn ihr mir's nicht für ungut nehmen wollt, gnädigſter Herr Churfürſt, ſo ſchenkt mir das Holz aus euren großen Wäldern, das ich mein lebelang noch verkohle; ich bin ſchon in die Jahre, e' wird nicht lange dauren."

„Beſcheidener Alter!" rief der Churfürſt fröhlig. „Du hätteſt nur einen von den Leuten, die dich umſtehen und dich jetzt heimlich wegen deiner winzigen Bitte verlachen, zum Rathgeber dir wählen ſollen, und ſie möchte anders ausgefallen ſein. Mit Freuden will ich dir das Holz ſchenken, nebſt noch ein Waldgut dazu, und eine jährliche Rente an Korn und Geld für dich und deine Nachkommen. Aber von heute an ſollſt du und Alle, die ferner aus deinem Geſchlecht entſprießen, nicht mehr Schmelz, ſondern zum Andenken an deine That und das Wort, welches du zu unſerer Aller Beluſtigung brauchteſt, Triller heißen."

Der Köhler konnte ſich vor Entzücken kaum faſſen, große Freudenthränen perlten unter ſeinen langen Wimpern hervor.

Die Churfürstinn nahm ihn bei der Hand, führte ihn vom ganzen Hof begleitet in den Speisesaal und setzte ihn trotz seines Weigerns oben an. Sie selbst setzte sich mit ihrem Gemahl zu seinen rechten, der gerettete Albrecht zu seiner linken Seite. An dem Churfürsten hatte Magdeburg seinen Platz und während Margaretha in der Unterhaltung mit dem treuherzigen Köhler soviel Vergnügen fand, als der Kummer über das ungewisse Schicksal ihres ältesten Sohnes ihr jetzt erlaubte, sprachen jene beiden über den gefangenen Kunz.

„Jetzt könnt ihr ihn nun erkennen, wie ich ihn euch immer geschildert habe," bemerkte Magdeburg. „Ihr habt mir nie recht glauben wollen, jetzt sprich die unerhörte That, wie noch keine unter der Sonne geschehen."

„Ihm soll dafür sein Recht widerfahren," erwiederte Friedrich mit heimlichen Ingrimm. „Der Elende, dem ich so hoch vertraute, den ich mit meiner Gnade überhäufte, soll nun auch meinen gerechten Zorn erfahren."

„Was ihr zu thun gedenkt, das thut rasch; er hat noch mächtige Freunde und vielleicht kennen wir sie nicht alle; sie möchten ihn der gebührenden Strafe entziehen."

„Freunde?! — Wen meint ihr?"

„Nun in Böhmen. Wer weiß Podjebrad selbst. —"

„Möglich!" erwiederte der Churfürst nachdenklich. „Ich würde ihn sogleich dem Geschwornengericht in Freiberg übergeben, das, wie ihr wißt, über Verbrechen an meinem Haus zu richten hat, aber wir dürfen's nicht früher wagen, bis wir wissen, wo mein ältester Sohn ist. Haben ihn seine Räuber in den Händen, so dürfen wir gegen Kunzen nichts anfangen, wenn wir nicht die Rache jener Buben reizen wollen."

Die Churfürstinn fragte den neubenamten Köhler leise, ob er denn gar kein geheimes Anliegen mehr habe, was er vielleicht nicht laut im Beisein aller der Hofleute habe herausſagen wollen, er möge es ihr entdecken.

Dem ehrlichen Triller war wohl noch hinterdrein etwas eingefallen, was er aber vorhin in aller Freude rein vergessen hatte. Von neuem so freundlich aufgefordert, faßte er sich nochmals ein Herz und sprach ebenfalls so leise als möglich: „Gnädige Frau, ich hab einen Schwesterſohn, einen guten lieben Jungen, hat lang mit unter den Churfürstlichen gedient und sich gar tapfer gezeigt, der

hat schon vor vielen Jahren das einzige Töchterlein des alten Klingers, des Waffenschmids in Grünhain, im Herzen gar lieb gewonnen, aber der Vater war ihm gram, weil er nicht reich war; gab sie einem Bergmann. Der ist wieder todt und die Herzen der beiden hangen noch immer zusammen und der Alte will's doch nicht zugeben, weiß kein Mensch warum."

„Und da soll ich ihnen zusammen helfen, guter Alter? nicht wahr so meinst du?"

„Nun weil ihr's schon vorher wißt, so brauch ich's nicht zu sagen."

„Ich werde dafür sorgen, daß sie in acht Tagen ein Paar sind. Verlaß dich auf mein Wort, lieber Mann!" — Der Köhler war so wonnetrunken, daß er oft in Versuchung gerieth, Alles für einen Traum zu halten; aber bei der jedesmaligen Überzeugung von der Wirklichkeit wurde der Wunsch in ihm rege, daß seine liebe Margareth auch dabei sein möchte. Nach der Tafel schlich er sich in den Hof und suchte den Wiland auf, ihn mit der Nachricht von seinem nahen Glücke zu überraschen. Der hatte unterdessen mit der churfürstlichen Bedienung auch nicht schlecht gespeist und die lachende Hoff-

nung vollendete nun seine Seligkeit, die der genossene gute Wein begonnen hatte. —

Am folgenden Nachmittag Freitags den 11. Juli erhielt der Churfürst durch einen Eilboten ein großes Schreiben von dem Ritter Friedrich von Schönburg auf Hartenstein. Kaum hatte er in dasselbe geblickt, als er hastig mit freudeverklärtem Angesicht auf seine Gemahlinn zueilte und sie mit dem Ausruf in die Arme schloß: „Gottlob! unser lieber Ernst ist auch gerettet und weilt wohlbehalten beim Ritter von Schönburg."

Margarethas Herz floß über vor Entzücken und in frommer Begeisterung rief sie aus: „So laßt uns Gott und allen Heiligen danken und lobsingen, daß sie mit ihrem hohen himmlischen Regiment, daß große Trübsal für unsere Herzen glücklich beendet und ohne Schaden vorüber geführt haben." Der Churfürst schrieb sogleich eine Antwort und ersuchte den Ritter Schönburg so eilig als möglich aufzubrechen und ihm den jungen Herzog zuzuführen. Die Freudenpost ging in Chemnitz von Munde zu Munde; man überließ sich dem höchsten Jubel.

Magdeburg trat in des Churfürsten Gemach. „Eure Rücksichten gegen Kunzen sind gehoben, gnädiger Herr, was habt ihr über ihn beschlossen?"

„Ihr kennt meinen Willen," entgegnete Friedrich. „Laßt ihn heute noch nach Freiberg bringen; ihr ſelbſt eilt ſogleich dorthin und ſtellt ihn vor das Gericht der Geſchworenen. Ihr Urtheil iſt auch das meinige."

Im Herzen triumphirend über ſeinen ſtolzen Feind, eilte Magdeburg zu Bibenberg, um ihm die angenehme Mähr zu hinterbringen, daß er das Gericht leiten werde.

„Und was werdet ihr thun?" fragte Bibenberg bedeutungsvoll.

„Er muß ſterben!" war die fürchterliche Antwort.

„So ſei's!" ſtimmte Bibenberg bei; und beide gaben ſich die Hände darauf.

Nach einer Viertelſtunde jagte ein Ritter nach Südweſten mit dem Befehl an den Amtshauptmann in Zwickau, Kunzen ſogleich nach Chemnitz abzuführen, die Übrigen aber im Gefängniß zu behalten. Denn von den zwanzig Rittern von Kunzens Begleitung waren über die Hälfte noch Dienſtags den 8. Juli eingefangen worden, worunter ſich auch Schwalb befand. Auch Dietrich von Kauffung war an demſelben Tage eingezogen worden, da die nachſetzenden Ritter erfahren, daß die Räu-

ber des Prinzen Ernſt einen Imbiß bei Ihm genommen.

Magdeburg zog die Straße nach Nordoſt und bereitete in Freiberg Alles auf Kunzens Empfang.

Der Amtshauptmann langte mit Kunzen eher an, als ſein Bruder mit dem Prinzen Ernſt. Ganz Chemnitz war im Aufſtand, den Prinzenräuber zu ſehen, der mit ſtarker Bedeckung durch die Stadt ritt. Weder der Churfürſt noch ſeine Gemahlinn begehrten ihn zu ſehen, und ſo wurde er ohne Aufenthalt ſogleich nach Freiberg gebracht. Auf Friedrichs Befehl mußte der Köhler den Zug wieder anführen, um gleichſam als Hauptzeuge gegen Kunzen zu ſtehen.

Sogleich nach Empfang des churfürſtlichen Antwortsſchreibens zog Friedrich von Schönburg mit dem Prinzen und einem glänzenden Gefolge unter Trompeten- und Paukenſchall von Hartenſtein weg. Den Weg, den er von Stollberg aus durch das Holz gerade aus nahm, hat man von Stund an den Fürſtenweg geheißen. So führt die Teufelskluft ſeitdem den Namen der Prinzenhöhle; der Grünhainer Berg wird nun der Fürſtenberg; die ſchöne Quelle an den Köhlerhütten, aus der Prinz Albrecht getrunken, der Fürſtenbrunn, genannt. Die neuſte

Zeit hat ſie zum ruhmwürdigen Andenken an die bedeutungsvolle Begebenheit mit einer ſchönen ſteinernen Pyramide überbaut, in derem Innern, in einer Niſche, der ſchöne klare Brunnen quillt. Eine große Tafel ſagt dem Wanderer, was hier geſchehen iſt. Weit leuchtet der hohe weiße Stein in das Thal hinab und hinüber auf den Berg, woher der Weg von Raſchau führt.

Als Ernſt in Chemnitz einzog, kamen ihm ſeine Eltern und Geſchwiſter mit dem Hofe und den Einwohnern der Stadt unter dem feierlichen Geläute aller Glocken entgegen. Solchen Wonnetag hatte noch kein Auge geſehen; die ächte Sachſentreue, die immer mit glühender Liebe an ſeinem angeborenen Herrſcherſtamm hing, ſprach ſich in den einfachen Ergüſſen der Freude des Volkes recht deutlich aus; nicht als die Söhne ihres Beherrſchers, nein als ihre Geſchwiſter, ihre Kinder, durch Bande der Liebe und des Bluts mit ihnen verwandt, betrachteten die Unterthanen die Prinzen und deshalb nahm jeder ſo innigem Antheil an ihrem Schickſal.

Die Nacht war ſchon hereingebrochen, als Ernſt anlangte, aber ihre Finſterniß ſetzte dem Jubel des Volks kein Ziel.

Am Morgen wurden wieder alle Glocken geläutet in Dörfern und Städten durch das ganze Land; aber es war nicht mehr der gräßliche Ton des Stürmens; die heitern Friedensklänge waren es, die Gott mit sanftem Gesang lobten und von den hohen Thürmen den erstaunten Menschen verkündeten, daß der Herr den Seinen geholfen. Es war Sonntag, und alle Kirchen im Lande waren voll der Dankbaren und ein heiliges Danklied erscholl aus Tausender Mund. Nach vollendetem feierlichem Gottesdienst überließ sich die churfürstliche Familie mit dem Hof der stillen Freude.

Der Kanzler Magdeburg hatte noch am Abend, Sonnabends den 12 Juli, nach seiner Ankunft in Freiberg, die vierundzwanzig geschwornen Rathsherren zusammen rufen lassen und sie von Kunzens baldiger Ankunft unterrichtet. Zugleich machte er bekannt, daß er als Kläger und der Köhler, welcher Kunzen ergriffen, als Zeuge auftreten werde.

Als Kunz in der Nacht eingeführt wurde, warf man ihn in ein unterirdisches Gefängniß. Der Sonntag verbot in seiner Sache etwas vorzunehmen; drum wurde das Gericht auf den Vormittag des folgenden Tages festgesetzt.

Allein saß Kunz in seinem Kerker und sein ganzes Leben zog in abenteuerlich beleuchteten Bildern an ihm vorüber. Er konnte sich am Ende nicht abläugnen, daß er bei aller gesuchter Selbstständigkeit doch ein Spielzeug in den Händen Anderer gewesen war. Dies erfüllte ihn mit dem bitterſten Schmerz. Auf den ersten Platz zwischen zwei Thronen hatte er sich schwingen wollen und nun saß er tief unter der Erde gefesselt, wie der gemeinste Bösewicht. Aber noch war ihm nicht ein-

gefallen, daß ſeine Laufbahn beſchloſſen ſei. Mehr glaubte er mit Gewißheit, daß Moſen von Schönfels den Prinzen Ernſt glücklich nach Böhmen gebracht und ihn nur gegen ſeine Freilaſſung wieder heraus geben würden. Dann wollte er nach Prag und ſelbſt für ſeine Sache handeln. Während er aber ſo in geiſterbleichen ſchwankenden Plänen ſich vertiefte, denen er kein friſches Leben einzuhauchen vermochte, düſterte er allmälig in ein dumpfes gedankenloſes Brüten hin. Daraus weckte ihn der laute in Eins zuſammenhallende Klang aller Glocken und der laute vorübertobende Jubel des durch die Gaſſen ſtrömenden Volks. Es war früh am Morgen, der Gottesdienſt konnte jetzt noch nicht beginnen, auch dieſen Menſchenauflauf nicht erzeugen. Eben trat die unfreundliche Geſtalt des Kerkermeiſters herein, um ihm das Frühbrot zu reichen.

„Was zerrt man denn an den Glocken ſo früh und wozu rennt das Volk umher?“ fragte ihn Kunz.

„Die Churfürſtlichen haben geſtern Abend den Herzog Ernſt auch nach Chemnitz eingebracht, froh und wohlgemuth. Eure Spießgeſellen ſind entwichen

und haben den Prinzen dem Ritter Friedrich von Schönburg überbracht."

„Das wollt der Teufel! Das gilt mir mein Leben!" sagte Kunz erschrocken. Er winkte mit der Hand und der Schließer ging. Des Ritters Haupt sank auf den zusammengebogenen Arm auf dem Tisch. Ein wunderbares bängliches Gefühl preßte ihm die Brust und versetzte ihn plötzlich in eine so weiche Stimmung, daß er fast Thränen vergossen hätte. Todesfurcht war es nicht zu nennen; denn er hatte sich ja hundertmal dem Tod entgegen gestürzt und war unerschüttert jeden Augenblick seiner Umarmung gewärtig gewesen. Aber jetzt regte sich in der Tiefe seiner Seele eine Liebe zum Leben, eine Sehnsucht nach seinem Weibe, nach den holden Knaben und, wie Tage der Kindheit mit ihren wunderlieblichen Gestalten, stieg es Traumähnlich in ihm auf und umschmeichelte ihn mit süßem Kosen. Aber die fürchterliche Kluft war es, die er zwischen dem stillen heitern Leben des Glücks und seinem tollen Treiben sah, die ihm Schmerz und Bangen verursachte. Fast wie vom Körper getrennt, schweifte sein Geist umher und umfaßte die ganze Vergangenheit in einem Rahmen. Da war's ihm, als sähe er sich wieder

in die Taterhöhle am Markberg verſetzt, als wandelte die alte ſcheusliche Chiska als Zauberkönigsinn um die verglimmende Glut der Kohlen, und die ſeltſamen Geſtalten erſtiegen ihn auf's neue. Drei bedeutungsvolle Bilder hatte er geſehen, dann hatte ein blutrother Schein die ſchwarze Nacht gefärbt.

„Ja Blut, Blut!“ ſtöhnte er vor ſich hin. „Ich werde es mit meinem Blute enden. Ich fiel damals in der Buhlerinn Arme, und ſie hat mich verdorben. Das ſeh ich nun aus jener Prophezeihung. So rächt die böſe That ſich ſelbſt; ſo wuchert ihr Unkraut fort und iſt nicht auszurotten.“— Und wieder ſah er den Herzog Sigismund und den rathenden und warnenden Neko. Ihm, dem weiſen Sterndeuter war er nie gefolgt, um ſelbſt zu handeln, aber des ſchlauen Apels Willen hatte er gethan. Wie Rabengekrächze ſchien ihm des Geheimnißvollen Zuruf an Iſidoren am Abend vor ſeiner Gefangennehmung bei Gera, den er damals faſt überhört und nicht geachtet hatte, in den Ohren wieder zu gällen: Siehſt du ſein blutiges Haupt nicht in des Henkers Hand? — — Er ſprang auf und ging mit großen heftigen Schritten durch das Gefängniß.

„Also wirklich!“ rief er nach bangem Schweigen verzweifelt aus „dahin wäre es mit mir gekommen, daß ich vom Schwerte des Henkers fiele?“ — Er schauderte. „Nein! Es ist nicht möglich! Wie auch diese fabelhaften Bilder sich mir aufdrängen, ich will sie verscheuchen mit der Kraft meines Willens. Was hätte ich denn so Entsetzliches gethan, das meinen Tod als Sühne erforderte? Ich habe Friedrichs Kindern kein Weh gethan, auf meine Burg wollt ich sie führen und sie gut halten, wie meine eigenen Söhne. Der Churfürst kann nicht ganz vergessen, was ich ihm einst war, was ich ihm hier werden können, wenn er nicht zu unbeständig sein Ohr den Einflüsterungen falscher Schmeichler geliehen hätte.

Noch haben sie mich in Sachsen nicht vergessen und manches Herz schlägt mir noch dankbar, dem ich einst wohlgethan. Ja! Ich habe noch Freunde am churfürstlichen Hof; der wackere Hildebrand wird für mich bitten, wird mich befreien; denn der Churfürst hört auf seine Stimme. Und der alte Bischof von Meißen sollte nicht eilen, mich aus diesem Kerker zu ziehen und meinen Kindern den Vater zu erhalten? Bin ich nicht ein Thor, daß ich verzweifle. Ich werde leben — — und doch

rieſelt's mir durch die Adern wie Tod;" Schauder und Entſetzen faßten ihn auf's neue.

So brachte er den Tag und faſt die ganze ihm folgende Nacht mit Hoffen und Bangen, in dunkler grauſenvoller Vorahnung und Bekämpfen derſelben zu. Noch ehe die Morgenröthe den erſten Strahl an die feuchte ſchwarze Wand ſeines Gefängniſſes warf, knarrten die Angeln der Thür und von dem Wächter begleitet ſchwankte Anna, ſeine Gemahlinn mit ihren beiden Söhnen herein. Ohnmächtig ſank ſie an des überraſchten Ritters Bruſt. Kunz ſeufzte tief auf, als er die bleiche Frau, in deren Geſicht der ungeheuere Gram ſeine Furchen gezogen hatte, in ſeinen zitternden Armen hielt. Laut weinend umfaßten die Kinder ſeine Knie. Es bedurfte vieler Zeit, ehe die Unglückliche ihre Beſinnungskraft wieder erlangte. Erſt nach einer langen Stunde vermochte ſie zu ſprechen.

„O iſt das unſer geträumtes Glück? Iſt das die Erfüllung unſerer Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe?" jammerte ſie an ſeinem Halſe hängend. „Kunz mich martert der entſetzliche Vorwurf, daß ich es bin, die dich und unſer ganzes Haus in's Verderben ſtürzt. O weh! mein Herz war von eitelem Stolze erfüllt. Ich hatte nie genug an dem,

was ich beſaß; nun erſt, da es mir verlohren iſt, erkenne ich ſeinen ſchönen Werth. Tief gebeugt und gedemüthigt für meine Hoffarth bekenne ich vor Gott und dir meine große Schuld."

„Laß das, theure Anna!" erwiederte Kunz gerührt, „wir ſind Alle ſchwach. Auf unſerem Gewiſſen laſten keine Sünden und deshalb können wir getroſt den Ausgang erwarten."

„Was wird mit dir werden?" fragte ſie zweifelhaft.

„Noch bin ich ungewiß, welche Strafe meiner wartet; doch hoff' ich auf des Churfürſten Gnade, auf die Fürſprache meiner Freunde.

„O Gott! wenn dieſe Hoffnungen nur nicht trügen! Wir haben Friedrichs Haß ſchon zu ſehr erfahren und auf unſere Freunde, ſelbſt auf meinen Bruder iſt zu wenig zu rechnen, als daß ich nicht Alles fürchten müßte?

„Ja dann wäre es ſchlimm!" ſagte Kunz angſtgepreßt. „Wenn meine Feinde raſch und liſtig handeln, dann bleibt mir nichts als der — Tod."

Anna ſchrie erſchreckt auf von dem entſetzlichen Worte; die Knaben wimmerten.

„Macht mir das Herz nicht schwer?“ rief Kunz. „Auch daß Ärgste muß ich, müßt ihr ertragen.“

Plötzlich sprang Anna auf. „Noch weiß ich ein Mittel zu deiner Rettung. Ich will mit meinen Kindern zu Margarethen; sie wird, sie kann mir ihren Einfluß zu deiner Begnadigung beim Churfürsten nicht abschlagen; sie war mir ja sonst gewogen. Wie ein gemeines Weib will ich mich zu ihren Füßen in den Staub werfen, will sie beschwören, zwingen. Meine Thränen, das Jammergeschrei meiner Kinder werden die stolze Frau rühren. Fort! schnell fort! ich will hinüber nach Chemnitz, da weilt sie noch, wie ich diese Nacht auf der Reise vernommen.“ Und ihre Söhne wieder an die Hand nehmend preßte sie dem geliebten Mann einen flüchtigen Kuß auf die Lippen, und rief: „In einigen Stunden sehen wir uns wieder mit besseren Hoffnungen! Und fort eilte sie nach einem Wagen, um nach Chemnitz zu fahren, weil sie von dem langen Reiten und der bangen Sorge zu ermüdet war. Ach! sie ahnete nicht, daß es der letzte Kuß sei, den sie dem Gefährten ihres Lebens gereicht, nicht, daß ihr sein schönes Auge nie wieder leuchten werde.

„Schon in den Frühſtunden des Tags waren die geſchwornen Vierundzwanziger auf dem Rathhauſe zuſammengekommen. In ihren langen ſchwarzen Mänteln mit großen in das Geſicht gedrückten Hüten ſaßen ſie um die lange Tafel. Schweigen herrſchte im großen Saale, wie wenn kein Lebendes in ihm verweile. Da trat Magdeburg herein geſchmückt mit den Ehrenzeichen ſeiner hohen Würde. Er verneigte ſich vor dem Gericht, aber ſie nahmen ihre Hüte nicht vom Haupte.

„Männer des Geſchwornengerichts!“ begann der Kanzler feierlich, „ich fordere euch auf, Recht zu ſprechen vor Gott und den Menſchen über eine That, wie ihr zu richten pflegt über Jegliches, was eurem Schöppenſtuhle vorgelegt wird“

„Sagt an,“ erwiederte der Sprecher, „gegen wen tretet ihr als Kläger auf?“

„Gegen den Ritter Kunz von Kauffung.“

„Was iſt ſein Verbrechen?“

„Er hat in der Nacht durch räuberiſchen Einbruch in die Hofburg meines Herrn, des Churfürſten Friedrich, diebiſcher Weiſe deſſen beiden Söhne, die Herzoge Ernſt und Albrecht, entwendet.“

„Habt ihr einen Zeugen?“

„Er iſt ergriffen worden auf handhafter That von dem Köhler Georg Schmidt aus Eltenlein."

„Der Zeuge mag ſprechen!"

Und hereingeführt von einem Diener des Raths trat der Köhler vor die ehrwürdige Verſammlung, berichtete ſeine Gefangennehmung Kunzens und mußte die Wahrheit ſeiner Erzählung mit einem Eide erhärten.

„Beiſitzer des Geſchwornengerichts," redete der Sprecher zu den Übrigen gewendet weiter, „der Ritter Kunz von Kauffung hat ſich räuberiſch vergriffen an unſeres Fürſten und Herrn eigenem Fleiſch und Blute. Wir aber ſind verordnet und beſtellt durch den alten Brief des Markgrafs Friedrich mit dem Biſſe, daß wir richten ſollen über alle Übelthäter an ſeinem Haus. Was iſt nach unſern Geſetzen ſeine Strafe?"

Und der Oberrichter ſchlug das große Buch auf, welches vor ihm auf der Tafel lag und las mit lauter Stimme: „Welcher Mann oder Frau auf Raub und Diebſtahl bei Tage ergriffen wird, der mehr denn vier Groſchen beträgt, der ſoll geſtäubt werden, geſchieht es bei Nacht, ſo ſoll man über ihn richten zu Haut und Haar. Iſt der

Raub über einen Gulden, ſo er bei Tag geſtohlen, ſo ſoll man ihn brandmarken, war es Nachts, ſo hat er den Galgen verſchuldet."

Und ein anderes Blatt aufſchlagend las er weiter: „Welcher Mann ſich mörderiſch oder böslich vergreift an dem Markgrafen, ſeinem Weibe, ſeinen Eltern, Brüdern, Kindern oder ſonſtigen Verwandten, der ſoll mit dem Schwerte gerichtet werden."

„Was iſt euer Urtheil, geſchworne Richter, über Kunz von Kauffung?" fragte der Sprecher mit gellender Stimme.

„Sein Haupt falle durch des Henkers Hand!" erwiederte dumpf der Oberrichter. Und Alle erhoben die rechten Hände, reckten die Finger in die Luft und riefen laut nach: „Sein Haupt falle durch des Henkers Hand!"

„So gebt mir das Urtheil ſchwarz auf weiß," redete Magdeburg weiter, „damit es der Churfürſt, mein Herr, unterzeichne." Der Schreiber ſchrieb's, die Vierundzwanziger fügten ihre Namen hinzu, und Magdeburg ging. Aber unten am Rathhauſe hielt ſchon der Bote mit dem Pferde, der das Blatt wie auf Windes Flügeln hinüber nach Chemnitz trug und es dort dem Ritter Bibenberg überbrachte.

Dieser legte es dem Churfürsten vor. Obgleich darauf vorbereitet, ja mit dem heimlichen Wunsche nach dieser Entscheidung, fuhr Friedrich doch beim Anblick des Briefes zusammen.

„Er war mein bester Ritter!" seufzte er tief und starrte auf die fürchterlichen Schriftzüge.

„Bedenkt, gnädiger Herr," redete Bibenberg durch diese unerwartete Äußerung bestürzt, „wie falsch und trügerisch er stets gegen euch gewesen. Mit dem Herzog Wilhelm erst, dann mit dem Herzog Sigismund gegen euch verbunden hat er euch sicherlich zu Gunsten des Letzteren nach Thron und Leben getrachtet, verweigert euch dann die Güter, behandelt euch trotzig vor eurem ganzen Rath, entweicht nach Böhmen, reitet hohnlachend von dannen, als ihr ihn großmüthig zum Vergleich eingeladen und stahl euch das Kostbarste, das Edelste, was ihr besitzt, das hoffnungsvolle Paar eurer Söhne, auf die das Land mit froher Zuversicht schaut."

Der Churfürst hatte schon die Feder ergriffen und that hingerissen von Bibenbergs überströmender Beredtsamkeit den verfängnißvollen Zug.

„Es soll heute noch geschehen!" sagte er zu seinem Minister, indem er ihm das Blatt über-

gab. Unterdeſſen gehen wir nach Altenburg zurück."

So ſchnell wie das Urtheil herüber gekommen, ſo ſchnell ging es wieder zurück. Die unglückliche Anna begegnete dem Boten, ſie ahnete nicht, was er trug. Kaum war das Todesurtheil aus des Churfürſten Händen, ſo langte Hildebrand von Einſiedel mit dem Biſchof von Meißen Kaspar von Schönburg an. Beide traten in Friedrichs Gemach, ohne ſich ihm vorher erſt anmelden zu laſſen.

„Die Nothwendigkeit entſchuldigt unſere Eile und das Umgehen aller ſchicklichen Förmlichkeit," ſagte der greiſe Biſchof. „Churfürſt, wir kommen euch um Begnadigung zu bitten.

„Es iſt zu ſpät, ſchon hab ich ſein Todesurtheil unterſchrieben," entgegnete Friedrich mit zitternder Stimme.

„Das Todesurtheil!" riefen beide Männer zugleich erſchreckt aus. „Könnt ihr das vor Gott verantworten?" fuhr der Biſchof fort. „In ſolcher Eile ohne ein Gericht!"

„Die Geſchwornen meiner Stadt Freiberg haben ihn gerichtet."

„Churfürſt! Ihr habt euch übereilt!" rief mit Schmerz der Greis.

„Herr, ruft euer Wort zurück! Bei meiner Treu und Ergebenheit beſchwöre ich euch!“ war Hildebrand ihn an.

„Bei dieſen ſilberweiſen Locken, bei dem Hirtenſtab, den ich dreißig Jahre zu Gottes Ehr geführt, bitt ich euch auf meinen alten morſchen Knien, die dem Grabe keinen Schritt mehr fern ſind, laßt Gnade vor Recht ergehen! Denkt an Kunzens alten ehrwürdigen Adel, denkt an ſeine ſonſtigen Heldenthaten, an ſeine Ergebenheit!“

„O mit dieſer Ergebenheit haltet zurück, er war ein tapfrer Ritter, aber kein treuer.“

„Ihr ſeid hintergangen, Churfürſt! Seine Feinde haben euch eingenommen.“

„Seine Thaten ſprechen.“

„Sie ſind Handlungen des wilden Bluts, die die Rache ſchnell geboren, weil ihr ihn ſchon zuvor ſtoßen; der Verſtand hat ſie nicht geprüft, die Hand ſie raſch ausgeführt.

„Was im Herzen lebt, das führt die Hand zur That!“

„Wie? ſeid ihr etwa ſtets ſo gerecht gegen ihn geweſen? Ihr zogt ihn an euch im Krieg, wo

ſein Arm euch Noth that; ihr ſtieſt ihn zurück, wenn es ſeines Schwerts nicht mehr bedurfte, und habt ſeine Feinde mehr gehört, als ihn und ſeine Freunde. Churfürſt! ich bitte zum letztenmal Kraft meines heiligen Amtes um Kunzens Leben!"

„Gnade ihm! Gnade!" rief Hildebrand bewegt.

„Gnade für Kunzen!" riefen vier weiche Stimmen, und die Churfürſtinn ſchritt an Annas von Einſiedel Hand herein mit Kunzens Söhnen. Anna warf ſich zu Friedrichs Füßen und hob flehend ihre gefalteten Hände zu ihm herauf. Ihr ſtummer Schmerzensblick ſagte mehr als alle Worte.

„Es ſei!" ſagte der Churfürſt beſiegt, und in ſeinen dunkelblauen Augen glänzte es wie Thränen. Und zum Tiſche ſchreitend zeichnete er auf ein Blatt: „Kunz ſoll nicht ſterben!" mit ſeinem Namen.

„Laßt ſchnell einen Reiter aufſitzen, der dies in größter Eile nach Freiberg an den Kanzler bringt. Ich will Kunzen verzeihen, was er mir angethan."

„Ja es soll Alles vergeben sein!“ sagte Margaretha und umfaßte die heftigweinende Anna. Aber dieser war mit dem heilverkündenden Worte noch immer nicht die Angst von der Brust gehoben. Es gemahnte sie wie ein hohler bedeutungsloser Schall, der aus der blühenden Welt herab sie in der tiefen modrigen Todtengruft kaum erreiche.

Als der Bote mit dem Gnadenbriefe vor Freiberg kam, fand er das Thor verschlossen und wie er auch lärmte und tobte, Niemand kam ihm zu öffnen. Er versuchte es an den andern; aber alle waren in Schloß und Riegel. Die Gnade kam zu spät. Magdeburg hatte vielleicht so etwas geahnet; drum ließ er sogleich nach Empfang des Urtheils Kunzen auf das Rathhaus vor die noch versammelten Vierundzwanziger führen. Er hatte, im Vertrauen auf Annas Versicherung, seine Fassung wieder gewonnen, und unerschrocken trat er vor die Schwarzgekleideten.

Der Sprecher laß ihm sein Verbrechen vor; er gestand es Punkt für Punkt ein.

„Du hast deine That selbst bezeugt,“ sagte der Oberrichter, „und bist als ein auf handhafter That ergriffener Dieb, der die Hand frevelhaft gelegt an des Churfürsten Kinder, von uns zum Schwerte ver-

urtheilt. Schon hat der Churfürſt des Gerichts Ausſpruch beſtätigt. Finde dich ab mit der Welt, in einer Stunde giebſt du ihr Valet.“

Da erbleichte Kunz und die gräßliche Täuſchung raubte ihm faſt die Sinne.

„Tritt heran vor die Tafel unſeres Gerichts!“ fuhr der Oberſchöppe fort. Kunz folgte mechaniſch. Die tiefen Schmerzenszüge ſeines Geſichtes waren verſteinert.

Da nahm der Richter ein weißes Lindenſtäbchen, das auf dem Tiſche lag, hob es aufſtehend hoch empor, brach es dann in zwei Stücken und warf dieſe über Kunzens Haupt mit den hohlen Worten: „der Stab iſt gebrochen, das Urtheil iſt geſprochen, Menſch, du mußt ſterben!“ Und kaum hatte er ausgeredet, ſo ſprangen alle Schöppen von ihren Sitzen auf, und warfen die Stühle um, auf denen ſie geſeſſen, hüllten ſich dann dicht in ihre Mäntel und traten in einen engen Kreis zuſammen. Hinter Kunzen aber ſtanden die Henkersknechte, die ihn ſogleich erfaßten, als der Stab über ihn gebrochen war, ihm den Ritterrock auszogen und mit einem Sterbekleide vertauſchten. In demſelben Augenblick trat auch ein Pfaff zu ihm mit dem Crucifix, um ihn auf ſein Ende vorzubereiten. Vor

Kunzens Augen tanzte Alles einen wirren gräßlichen Tanz, den er zu keiner Klarheit ordnen konnte; nur der einzige Gedanke ſchlang ſich durch die Zerrüttung ſeines Geiſtes, daß ihn der Churfürſt doch noch begnadigen werde.

Nach geſprochenem Urtheil ließ Magdeburg ſogleich alle Thore der Stadt verſchließen und gab den ſtrengen Befehl, daß Niemand heraus oder herein gelaſſen, auch kein Unfug in den Straßen getrieben werde.

Vom Rathhaus wurde Kunz ſogleich hinab auf den Markt geführt; da war ein großer ſchwarzer Teppich ausgebreitet. Noch lebte in des unglücklichen Ritters Geiſt ein Schimmer von Hoffnung. Als er aber von der letzten Stufe der Rathhaustreppe herabſchritt und in die ſich herandrängende Volksmenge blickte, da fiel ſein Auge zuerſt auf jenes alte Bettelweib, in deren Zügen eine ſo fürchterliche Ähnlichkeit der Hexe Chiska lag und die ihm auf der böhmiſchen Grenze nach ſeiner Gefangennehmung die dunklen Worte zurief, die ihm jetzt hell und deutlich wurden. Ihr Geſicht grinzte mit höhniſcher Teufelslache und neben Kunzen her hinkend kreiſchte ſie mit heißer Stimme: „Ich hab mein Wort gehalten!“ — Jetzt war Kunz ſeines Todes gewiß.

Die Rathsherren und das ganze Volk schlossen einen großen Kreis um den schwarzen Teppich, auf dem der Scharfrichter schon in seinem blutrothen Mantel stand. Der Ritter sammelte, so gut als möglich, seinen Geist und blickte mit Vertrauen auf den gekreuzigten Heiland, den der Pfaffe in den Händen hielt. Die Worte des Letzteren drangen ihm plötzlich in die Seele, der dumpfe Traum war gewichen und Kunz erkannte seine Sünden und Vergehen. Auf des Scharfrichters Befehl kniete er nieder, der Pfaffe hielt ihm das Crucefix vor, er küßte es inbrünstig, betete ein kurzes Gebet, befahl Gott Weib und Kind und seine Seele. Dann sagte er gefaßt: „Ich bin bereit — Herr, vergieb mir meine Schuld, um deines Sohnes willen!“ Der Scharfrichter warf den Mantel ab und hob das breite blitzende Schwert, und im Nu rollte Kunzens Haupt auf den Teppich. Jener aber faßte es beim Haar, hob es hoch empor und rief zu den Schöppen gewendet: „Hab ich recht gerichtet?“

„Du haſt recht gerichtet!“ rief der Vierundzwanziger mit tiefer ſchauervoller Stimme. Und er warf das Haupt nieder und der Teppich verhüllte den Leichnam.

Um vier Uhr des Nachmittags war Kunzens Haupt gefallen; eine Stunde darauf war schon der Bischof von Meißen da; denn der Bote hatte die Nachricht von der Hinrichtung schnell nach Chemnitz gebracht. Der alte würdige Mann weinte bittere Thränen; auf seinen Befehl wurde Kunzens Leichnam in der Peterskirche in Freiberg beigesetzt. Stumm schritt er dann an den Kanzler Magdeburg vorüber, der ihm mit leeren Beileidsbezeigungen nahte, und verließ die Stadt, wo ein schönes Leben geendet hatte.

Aber selbst Kunzens Leiche hatte keine Ruhe; denn auf seiner Feinde Betrieb, ließ sie der Churfürst aus der Kirche wegnehmen und auf dem Dorfe Neukirchen beerdigen.

Anna erhob sich in ihrem unbeschreiblichen Schmerz. Noch an demselben Tage nahm sie von der Churfürstinn Abschied und ließ sich mit ihren Kindern in einem Wagen wieder nach Böhmen bringen. Der stille Gram tödtete sie bald; auch der Bischof von Meißen überlebte die Schmach seines Neffens nicht lange.

Als die churfürſtliche Familie mit den beiden Köhlern wieder auf ihrem Schloſſe angelangt war, ließ es Margaretha ihre erſte Sorge ſein, ihr gegebenes Verſprechen des Wilands wegen zu halten. Ohne Wiſſen der Köhler rüſtete ſie ſich zur Abreiſe und begab ſich mit ihren beiden Prinzen nach Grünhain. Schmidt, jetzt Triller genannt, und Wiland warteten in Altenburg erſt Dietrichs von Kauffung Hinrichtung ab. Er wurde dort auf dem Markte ebenfalls enthauptet. Sodann kehrten ſie reichbeſchenkt nach ihrer Heimath zurück.

Die Churfürſtinn war im Kloſter eingekehrt, um dem Abt Liborius ihren Dank abzuſtatten für ſeine eifrige Thätigkeit, ihr den geliebten Sohn ſo bald als möglich wieder an das Mutterherz zu legen. Der Abt, durch die Ankunft der hohen Frau auf's höchſte überraſcht, wußte kaum, wie er ſie herrlich genug empfangen, womit er ihr dienen ſollte.

„Zwei Dinge ſind's, Hochwürdiger, die ich von euch erbitte und weiter nicht das Geringſte," ſagte Margaretha über ſeine Ängſtlichkeit lächelnd. „Erſtlich ſollt ihr mich an den Ort führen, wo der

gute Köhler meinen Albrecht dem Ritter Kunz abjagte; ich will an der Stelle ſelbſt dem Himmel danken und die lieben Köhlersleute beſuchen. Sodann aber beſcheidet mir doch den Waffenſchmied Klinger mit ſeinem Eheweibe und ſeiner Tochter hierher und zwar noch ehe wir an den Berg hinausgehen."

„Ich ſtehe mit Leib und Seel zu euren Dienſten, gnädigſte Frau," erwiederte Liborius, und ſandte ſogleich den Bruder Sebaſtian ab zu den Beichtkindern deſſelben, um ſie nach dem Kloſter zu führen.

Lenchen trat ihm wie eine friſchaufgeblühte Roſe entgegen; denn ſeit ſie ihren Wiland am Hochaltare im Angeſicht Gottes und aller Heiligen umarmt hatte, war gleichſam des Himmels erquickender Tau auf ſie herabgeträuft und hatte ihre dahin welkende Blüthe wieder jugendlich friſch emporgehoben. Als ſie den ihr verhaßten Pater erblickte, wich ſie in die Stube zurück, halb erſchreckt, halb neugierig, was des Mönchs höchſt beſtürztes Geſicht zu bedeuten habe. Ohne ſie eines Blicks zu würdigen, ſchritt er raſch auf den alten Klinger zu und ſagte haſtig:

„Wißt ihr ſchon, daß die Churfürſtinn von Sachſen mit ihren beiden Prinzen hier iſt?"

„Die Churfürstinn?“ rief Frau Christine; „die möcht ich wohl sehen.“

„Nun die Ehre sollt ihr sogleich haben; der Abt hat mich in ihrem Namen hergeschickt, euch Meister Klinger mit Weib und Kind sogleich vor die hohe Frau zu führen.“

„Mich?“ sagte Klinger. „Uns?“ Christine, und Beide standen wie vom Erstaunen zu Steinsäulen verwandelt. Lenchen aber klopfte freudig mit der einen Hand in die andere. Sie ahnete mit beflügeltem Herzschlag den Grund dieses Befehls und während Vater und Mutter sich nicht fassen konnten und sich in den wunderlichsten Muthmaßungen ergingen, glänzte ihr Auge von innerer Freude.

„Das ist mir ganz unbegreiflich!“ sagte nach langem Sinnen und Reden der Waffenschmied.

„Fragt nur eure Tochter,“ erwiederte der Mönch giftig, der die junge Wittwe verstohlen beobachtet hatte; „sie wird euch bald aus dem Traume helfen.“

„Die Magdalene?“ fragte Klinger noch mehr verwundert. „Was hast du mit unserer durchlauchtigen Landesmutter zu schaffen?“

„Was doch der Pater will?“ entgegnete sie verlegen. „Wie wird die hohe Fürstinn mich armes

Weib kennen? Ich weiß ſo wenig, wie ihr, was ſie von uns verlangt."

„Nun folgt mir nur auf dem Fuß! Es wird ſich aufklären," ſagte der Mönch dringend.

„Wir ſollen ſogleich kommen?" rief Frau Chriſtine verzweifelt. „Wir müſſen uns doch erſt ſchmücken, um vor der fürſtlichen Frau erſcheinen zu können."

„Nein, nein! Wie ihr ſeid, ſollt ihr kommen. Meiſter Klinger vom Ambos, ihr und eure Tochter aus der Küche weg; ſo hat ſie befohlen. Drum zaudert nicht und bringt ſie nicht durch euer langes Ausbleiben auf."

„Mein Gott und Herr!" rief Chriſtine verzweifelt. „Wie dürfen wir's wagen in ſolchem Anzug? Es geht nicht, guter Pater."

„Was hilft's? Ihr müßt wohl! Oder ſoll ich gehen und berichten, daß ihr gegen den Befehl erſt euren theuerſten Putz anlegen wollt?"

„So geht!" herrſchte Klinger. „Eure Lumpen und Flitterwerk iſt doch nichts in den Augen ſolcher Frau; und ihr ſeid in euren leinen Röcken ſo gut, als in geflickten Tuchwämſern."

Nachdenklich ſchritt der alte Klinger mit dem Mönche voraus, Chriſtine zitternd und zagend, Len-

chen freudig bangend und hoffend hinterdrein. Im Kloſter kam ihnen der Abt entgegen und führte ſie zu den Saal, wo die Churfürſtinn war. Klinger machte eine unbehülfliche Verbeugung, Chriſtine einen Knix um den andern, beide vermochten nicht zu ſprechen; es war nicht anders, als wenn ihnen die Worte in den Hals gefroren wären. Lenchen blieb ſittſam erröthend im Hintergrunde ſtehen.

Die majeſtätiſche Churfürſtinn ſchritt mit ſtolzer Haltung auf die Eingetretenen zu und wandte ſich zuerſt mit freundlicher Geberde und huldreichen Worten an Lenchen.

„Biſt du die Wittwe des Bergmanns Gotthardt?“

„Ich bin's, gnädigſte Frau!“ lispelte die mit Purpurglut Übergoſſene.

„So komm doch näher her zu mir!“ Und damit faßte Margaretha die Verſchämte bei der Hand und führte ſie vorhin an den Tiſch, wo ſie ſelbſt ihren Sitz hatte; dann wandte ſie ſich wieder zu den erſtaunten Eltern.

„Mein lieber Mann,“ redete ſie den Waffenſchmied an, „ich habe jetzt deine Tochter in Schutz genommen. Wirſt du mir ſie abſchlagen, wenn ich die Freiwerberin bei dir mache? Ich habe große

uſt, ſie wieder zu vermählen.“ Klinger war och immer ganz verdutzt und konnte nicht ant- orten.

„Was meinſt du, Mutter?“ wandte ſich die Fürſtinn an Chriſtinen.

„Wir ergeben uns eurer Gnade!“ verſetzte dieſe ängſtlich; doch kaum waren dieſe Worte heraus, ſo bekam ſie neuen Muth und ohne ihren Mann zu berückſichtigen, da ſie ſich in mächtigem Schutz wußte, ſetzte ſie hinzu: „der Köhler Wilandt, des Schmidts Vetter iſt meinem Kind ſchon lange Jahre gewogen und ſie kann nicht von ihm laſſen; wenn es euch gefiele —“

„Weib!“ unterbrach ſie Klinger barſch, „meine Tochter iſt für das Kloſter beſtimmt; dem Herrn will ich ein ſchön Geſchenk mit ihr machen.“

„Iſt das auch deine Tochter zufrieden, wunderlicher Mann? Willſt du eine Nonne werden, Magdalena?“ fragte ſie dieſe lächelnd.

Und wieder hold erröthend entgegnete dieſe: „Ihr kennt meine Wünſche.“

„Sie iſt mein Kind und was ich will, das muß ſie gehorſam befolgen,“ ſprach Klinger jetzt unbefangen; denn dies Geſpräch hatte ihm ſeine Faſſung bald wieder gegeben.

„Du haſt ſie dem Bergmann gegen ihren Willen vermählt und nun haſt du kein Recht mehr auf ſie. Erbittere mich nicht, harter Mann! Wiland iſt durch mich wohlhabend geworden, und kann deine Tochter gut ernähren; ſie bedarf deines Geldes nicht, denn ich ſelbſt werde ſie ausſtatten. Wiland iſt brav und hat im Kriege ſich tapfer gezeigt. Wirſt du meinen Wünſchen noch entgegen ſein?“

Klinger ſchwieg; da ſanken Lenchen, die leiſe herbeigeſchlichen war, und ihre Mutter zu gleicher Zeit dem eiſernen Schmiede zu Füßen und erhoben bittend ihre Hände. Thränen und Schluchzen ließen die Holde nicht zu Worten kommen.

„Biſt du noch hartherzig?“ fragte Margaretha heftig und geſpannt, und ihr Auge blitzte auf den alten Mann.

Da beugte er ſich zu der Tochter nieder, blickte ſie einen Augenblick an und ſagte dann zur Churfürſtinn: „Ich ergebe mich in euren Willen!“

„So biſt du morgen Wilands Weib!“ ſagte Margaretha gütig zu Lenchen. „Damit aber kein neidiſcher Mönch wieder ein Hinderniß einlegen möge, ſo bleibſt du ſo lange bei mir, bis dein Geliebter von Altenburg kommt. Heute aber begleite mich nach ſeiner Hütte.“

Taumelnd vor Wonne sprang Magdalena auf, erfaßte inbrünstig die Hand der übergnädigen Fürstinn und überströmte sie mit glühenden Küssen und Thränen des Danks. Christine hatte die andere Hand ergriffen und zog sie an die Lippen. Wohlwollend ruhten der edlen Margaretha große strahlende Augen auf Lenchens blühender Schönheit.

Klinger entfernte sich halb stolz und erfreut über die in Grünhain unerwartete große Gnade, die ihm widerfahren und doch ein wenig ärgerlich über sich selbst, daß er sich hatte erbitten lassen. Das Vergnügen über die genossene Auszeichnung gab seinen Schritten eine Art Würde und seiner Haltung den Anstand, den er wohl in der Jugend als Krieger gehabt hatte; den Ärger aber ließ er an Christinen aus, die er ausschalt über ihre Unverschämtheit; sie that nicht, als ob sie's höre und jubelte innerlich über das Glück und die Ehre ihres Kindes, die natürlich auch auf sie überfloß. Im Kreuzgang stand der Mönch Sebastian ungeduldig auf den Erfolg der Unterredung wartend.

„Ih bitt euch," rief ihm Klinger schon entgegen, „verschont mich mit allen Fragen und Rathschlägen; es ist nicht anders, die Lene wird seine

Nonne, ſondern Morgen des Köhlers Frau, und nun macht mir keine Einwendungen weiter."

Dem Mönch erſtarrte das Wort auf der Zunge, und eh er ſich erholt hatte, um ſeiner Beredſamkeit freien Lauf zu laſſen, war Klinger ohne ein Wort weiter raſchen Schrittes vorüber gegangen und eilte auf Alle, die ihm begegneten, hochmüthige Blicke werfend ſeinem Hauſe zu. Dort hatten ſich ſchon Freunde und Nachbarn verſammelt, die ihm den Hof machten; denn das Gerücht von der großen Ehre, die ihm widerfahren, war wie ein Lauffeuer durch das ganze Städtchen gedrungen und hatte männiglich mit Staunen und Ehrfurcht vor dem ohnedieß gar angeſehenen Meiſter erfüllt. Dadurch legte ſich Klingers Unmuth ganz und machte einem behaglichen Gefühle Platz, das aus der erfahrenen Auszeichnung entſprang. Jemehr ihm ſeine Mitbürger ſchmeichelten, um ſo höher ſtieg Wieland bei ihm und mit dem Gedanken, daß doch all die große Ehre durch jenen allein auf ſein Haus komme, vergaß er alle frühere Unbill und verkündete die morgende Hochzeit ſeiner Tochter. In reudiger geſchäftiger Eile ließ Klinger Anſtalten treffen, um zu zeigen, daß er doch auch etwas vermöge; und eh der Tag ſich neigte, war das kleine Haus von

oben bis unten gesäubert, und noch in der Beleuchtung des schönen Sommerabends schmückten Lenchens Gespielinnen die Zimmer mit duftenden Laubgewinden und Blumenkränzen. Mit unermüdeter Emsigkeit sprang Klinger, den der eine Tag so ganz verändert hatte, seiner in einem wahren Entzückensrausche verschwimmenden Ehehälfte bei. In das zum Tempel des Glücks sich eben umwandelnde Haus trat Abends mit schnellen Schritt der Mönch; er glaubte Klingers Unmuth würde nun verraucht und der ihm sonst so sehr ergebene Waffenschmied empfänglicher für seine Einwürfe sein; aber des Erstaunten Fuß blieb auf der Schwelle haften. Kalt erwiederte Klinger seinen Gruß und bestätigte noch einmal mit dürren Worten seine frühere Aussage, daß Lenchen des Köhlers Braut sei. Mit einem heimlichen Fluche verließ Sebastian das Haus.

Die beiden Köhler kehrten am Abend noch wieder in ihre Heimath, ohne das neue Glück, das ihrer wartete, auch nur von ferne zu ahnen. Hastig förderten sie die Schritte thaleinwärts voll feuriger Begierde, der guten Frau Margareth und allen Freunden und Gesellen die frohe Botschaft und die Begebenheiten der Woche mitzutheilen, die sie fern von den Hütten in den verschiedensten Lagen zugebracht

hatten. Wenn es den alten Schmidt drängte, Weib und Kinder mit seinem neuen Namen und Glücksstand bekannt zu machen, so brannte Wiland, sein Lenchen recht bald mit dem gnädigen Versprechen der Churfürstinn zu überraschen.

Aber welche Überraschung erfaßte selbst die hurtigen Wanderer, als sie nahe an den Hütten angelangt ein ungewohntes frohes Leben und Weben dort bemerkten. Lange standen sie und horchten mit steigendem Erstaunen. Liebliche Dämmerung hatte schon unter den breiten Laubdächern ihren zarten Schleier ausgebreitet, während auf dem Grün der Wiesen der Tag noch die Blumen küßte, zögernd im Gruß ihrer Düfte mit dem bald nothwendigen Scheiden. Aus der Tiefe des schattigen Haines blickten viele Lichter wie Sterne oder wandernde Geisterflämmchen und ein froher bekannter Gesang der Bergleute schallte hinter den Baumstämmen hervor, die dem forschenden Blick den Grund dieser Fröhlichkeit verbargen. Leise schlichen die beiden heran und hielten fast den Athem an sich. Endlich hatten sie ohnfern der Quelle eine breite Buche erreicht, von wo aus sie den ganzen Platz übersehen konnten. Himmel was gewahrten ihre Augen! Auf einer alten Meilerstätte war eine große Tafel mit

Bänken erbaut und über dieselbe eine große grüne Laube gewölbt. Außerhalb derselben hatte sich eine große Menge Waldbewohner, Köhler, Bergleute, Holzhacker mit Weibern und Kindern gelagert, die nach dem Klange ihrer Zittern frohe Volkslieder sangen. In der Laube selbst saß die hehre Churfürstinn, ihre beiden Söhne an der Seite. Ihr gegenüber der Abt von Grünhain mit den Vornehmsten des Klosters; im Hintergrunde mehrere Ritter aus der Umgegend mit ihren Frauen, Friedrich und Veit von Schönburg in der Mitte, nicht weit von der Churfürstinn Lenchen und Frau Margaretha. Die Gesellschaft schien eben zu speisen; auch wurden unter das versammelte Volk Wendelmittel vertheilt. Wiland und Schmidt wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten und einer fragte den andern, ob er dasselbe auch wahrnehme; denn Jedem kam es schier wie Zauberei vor. Indem noch ihr Fuß zauderte hervor zutreten, wurden sie von einigen sich herumtummelnden jungen Köhlern bemerkt, die ihre Ankunft sogleich dem ganzen Haufen mittheilten. Da brach plötzlich ein allgemeines Jubelgeschrei aus. Alles Volk sprang auf die Füße, eilte nach dem Versteck der beiden Köhler und im Nu waren sie umringt und mit freudigem

Jauchzen begrüßt. Die Zittern erklangen, Schallmeien ertönten, der Gesang erbrauſ'te und unter den Ausbrüchen der allgemeinſten unbegrenzten Freude wurden ſie eingeholt. Plötzlich theilte ſich der Haufen, und Schmidts Kinder kamen mit Laubgewinden, umſchlangen ihren Vater und führten ihn ſo unter Inſtrumentenklang und Geſang der Churfürſtinn zu. Prinz Albrecht ſprang auf ihn entgegen und erfaßte ſeine Hand und ſo mit Thränen im Auge trat der beſcheidene Biedermann vor ſeine hohe Herrſcherinn. Mit freundlicher Herablaſſung ihn begrüßend ſagte die Churfürſtinn: „Mein lieber Freund! ich habe mich in eurer Abweſenheit in euer Haus eingeladen, um euch auf eine eurer würdige Weiſe zu empfangen.

„Ihr habt des Himmels Segen in meine niedrige armſelige Hütte getragen, edle Frau!“ erwiederte Schmidt. „Sie iſt zu enge für eure große Gnade.“

Frau Margaretha, des Köhlers Frau, ſtand wie zur Bildſäule verſteinert; ſolch Glück hatte ſelbſt ein Traum ihr niemals gezeigt. Lenchens Blicke hatten aus der umſtehenden Menge den Geliebten bald herausgefunden und Beide begrüßten ſich

mit schelmischem Zunicken. Die Churfürstinn bemerkte es und rief ihm zu: „Tretet nur auch hervor, junger Mann! denn ich habe auch mit euch ein Wörtchen zu kosen, das ihr wohl gerne hören werdet."

Erröthend folgte Wiland ihrem Geheiß; da faßte sie Lenchens Hand, führte das blühende Weib dem Seligen zu und sagte: „Seid glücklich, ihr lieben Menschen! Nichts als der Tod trenne euch ferner!"

Ein lauter Beifallruf des Volks folgte diesen Worten. Das glückliche Paar faßte die segenspendenden Hände und bedeckten sie mit Dankesküssen. Sie und der alte Köhler mußten dann an der Tafel Platz nehmen und mit der Gesellschaft speisen. Der versammelte Menschenhaufen ergötzte sich außerhalb in den lauen Lüften des Sommerabends mit Spiel und Gesang. Lenchen und Wiland aber sehnten sich allein zu sein; denn ihre Herzen hatten sich gar vieles mitzutheilen, was ein anderes Ohr nicht hören durfte. Unbemerkt schlichen sie deshalb nach aufgehobener Tafel aus der Menge hinaus in die sternenhelle Nacht durch den Wald nach der Quelle zu. Des Himmels heitere blaue Klarheit

breitete sich hoch über den leis rauschenden Baumkronen aus, die ihnen das Hochzeitlied süß flüsternd sangen. Die glänzende Heerde der dunkelblauen Flur schien sich zu den Glücklichen herabzusehnen, um sie zu schmücken mit ihrem eigenen Glanze, und neben ihnen lispelte die Quelle und erinnerte sie mit dem geschwätzigen Plaudern an die einst hier genossene Seligkeit und die Stunde des Schreckens, die sie so lange getrennt hatte. Der Gesang des rieselnden Wassers rief ihnen zu, das alles Erdenleid besiegt werde von der beharrlichen Treue und dem standhaften Ertragen aller Stürme. Und wieder wie damals sanken sie auf das schwellende Moos, und ihre Freudenthränen vereinten sich mit dem dahinströmenden Bächlein; Mund war auf Mund gefesselt, Herz schlug am Herzen. Keine Trennung war für sie mehr zu fürchten; rein wie der Himmel über ihnen, war der Horizont ihres Lebens frei vom lauernden Sturme.

Gegen Mitternacht zog die Churfürstinn mit ihren fröhlichen Prinzen, dem Abt und seiner Begleitung, den Rittern und ihren Frauen, dem Köhler Schmidt und seiner Familie, dem beglückten Liebespaar und allem Volke über den Berg hin nach Seelnhain. Die Menge, die von der Chur-

fürſtinn zur morgenden Hochzeit eingeladen war, vertheilte ſich in Kloſter und Stadt.

Am andern Morgen verließ der Mönch Sebaſtian das Kloſter mit einem Empfelungsſchreiben des Abts an einen Cardinal in Rom verſehen. Nach dieſem Sitze der Hierarchie wanderte er, und dort fand ſein großes Talent den wahren Platz ſeiner Wirkſamkeit, die ſich nach Jahren ſo ſehr auszeichnete, daß er eine gar bedeutende Stelle erhielt und ſein Name berühmt wurde.

In bräutlichem Schmuck glänzte Lenchen, aber der jungfräuliche holde Schein ihres Geſichts überſtrahlte den Putz der reichen Waffenſchmiedstochter; jede Spur des Leids war aus ihm verſchwunden, ſie war wieder zur Jungfrau verjüngt. Die Glocken des Kloſters riefen zur Kirche; vom Berg herab kamen alle Köhler und Bergleute mit klingendem Spiel gezogen; aus allen Häuſern des Städtchens ſtrömten die Menſchen feſtlich gekleidet; Alles eilte hinab dem Kloſter zu. Da that ſich auch die Thüre an Klingers Hauſe auf, und heraus ſchritt das holde Paar, hinter ihm gravitätiſch der alte Waffenſchmied in ſeinem langen Bräutigamsrocke mit ſilbernem Knopfe, neben ihm Frau Ehſi-

ſine koſtbar heraus geputzt, und nickte mit verklärtem Geſicht rechts und links allen Nachbarn freundlichen Dank auf die freundlichen Grüße zu. Das Volk aber ſtreute dem Paare Blumen bis vor die Kirchthüre. Der Abt verband Lenchens Hand zum zweitenmal mit der eines Mannes; aber nicht Angſt zerpreßte ihr jetzt das Herz, ſondern Wonne drohte daſſelbe zu zerſprengen; wieder zitterte ihre Hand, die ſie zum Bunde hinreichte; aber damals war es das Zittern des Bangens geweſen, jetzt der Wonne; wieder floßen Thränen aus ihren Augen; aber ſtatt der damaligen Schmerzensthränen waren es jetzt die der Freude. Zur rechten Seite des Altars ſtand die Churfürſtinn mit den Prinzen, zur linken Klinger, Schmidt, Chriſtine und Margaretha. Nachmittags gab die Landesmutter allem verſammelten Volke eine freie Zeche und Tanz unter der großen Linde mitten im Städtchen. Sie ſelbſt ſpeiſte mit dem Brautpaar, den Eltern und Verwandten, den Rittern und dem Abt im Kloſter. Nachher zogen die Hochzeitgäſte in Klingers geſchmücktes Haus, und der Tag verging unter allgemeinem Jubel. Am andern Morgen reiſten die Churfürſtinn und ihre Söhne von den Segenswünſchen Aller begleitet wieder nach Altenburg zurück.

Wiland erhielt vom Churfürsten ein Waldgrundstück, wo später seine Meiler dampften; Magdalena aber von der Churfürstinn eine beträchtliche Heirathsgabe. Sie zogen in das Haus, welches Magdalena eine traurige Zeit lang mit ihrem ersten Manne bewohnt hatte, und welches noch ihr gehörte; nun wurde es eine Freistadt des häuslichen Glücks und Friedens.

Die erste Woche ihrer Ehe war im Taumel der Liebe schnell vorüber geflogen; da erfuhren sie, daß Kungens Mitschuldige zu Zwickau auch hingerichtet werden sollten. Das war der erste Tropfen Wermuth in den Becher ihrer Seligkeit, damit sie doch auch wieder an den Schmerz der Erde erinnert würden. Wiland wünschte sehr seinen alten Freund Schweinitz, dessen Loos so traurig gefallen war, noch einmal zu sehen, und machte sich deshalb mit seinem jungen Weibe auf den Weg nach Zwickau. Von allen Seiten strömte das Volk zu, um an dem gräßlichen Schauspiele Theil zu nehmen. Das auf dem Markte aufgebaute schwarz ausgeschlagene Blutgerüst machte auf Lenchen einen fürchterlichen Eindruck. Leider waren sie zu spät gekommen, als daß Wiland dem sanftigen Waffen-

wieder noch sein Lebewohl hätte sagen können; denn schon waren alle Anstalten zur Execution gemacht.

Ein langer Zug von bewaffneten Bürgern und einigen Edlen der Stadt, den Amtshauptmann an der Spitze, bewegte sich vom Gefängnisse her. In der Mitte desselben ritten Knappen um die von Henkersknechten geführten Verbrecher. Von den acht Männern, die zum Blutgerüst geführt wurden, erregten Schweinitz und Schwalb vorzüglich Wielands Theilnahme; die Andern waren ihm gänzlich unbekannt. Am Arme seines weinenden Weibes stand der Köhler dicht am Wege, als der Zug vorüberging. Schweinitz's Augen fielen auf das Paar. Mit tiefem Schmerz rief er ihnen zu: „Lebt wohl ihr Glücklichen! Ich folge treu meinem Herrn."

„Schenke dir Gott Muth auf der letzten Reise!" erwiederte Wiland gerührt. Mit Schwalb begann das harte Gericht; er wurde geviertheilt. Schweinitz hatte noch die unbeschreibliche Qual auszustehen, daß er mit eigenen Augen die Martern erst mit ansehen mußte, die eben seiner harrten. Schwalb starb hartherzig, ohne Reue, fast

lachenden Muthes. Schweinitz hob mit bangem Zagen seine Hände zum frommen inbrünstigen Gebet und empfing so den Todesstreich. Die übrigen Gefangenen wurden enthauptet. Die Theile der Körper Schwalb's und Schweinitz's wurden an den Landstraßen zur ewigen Warnung aufgehängt.

Betrübt im Herzen kehrte das Ehepaar zum heimischen Heerde zurück; die Zeit heilte die Wunde, die ihnen der Anblick dieser Greul geschlagen. Klinger fand an Wiland immermehr Geschmack; das kam daher, weil dieser so gut als er mit im Kriege gefochten und sich Ehre und Wunden geholt hatte. Der alte Groll war ganz vergessen und die Liebe ging so weit, daß der greise Waffenschmied sein Hab und Gut seinen Kindern übergab, und sich mit seiner Christine in Ruhe setzte. Magdalenas Schooße entblühten liebliche Kinder, und erhöhten das Glück der Eltern und Großeltern.

Oft saß die Familie zusammen um den dampfenden Meiler im Walde, wenn der Abend seine Netze um die Berge spann und erzählten sich von den vergangenen Zeiten; da gedachte Wiland gern oft seines lieben Herrn, des Ritters Wilhelm von

Moſen und ſeiner Braut, der wunderſchönen Tatarenköniginn, und dann berichtete er wohl manche ſchauerliche Geſchichte von der Zauberinn Chiska und dem alten Sterndeuter Neko, und allen den andern Tatern, unter denen er oft gelebt. Oft wurde der tapfere Ritter Kunz von Kauffung erwähnt, ſein armer Knabe und der gottloſe Schwalb nicht vergeſſen. —

Im hohen Alter hatte Wiland mit den Köhlern Fiſcher und Urban Schmidt die Freude, den berühmten Herzog von Sachſen Albrecht den Beherzten, den ausgezeichnetſten tapferſten Helden ſeiner Zeit, nach dem Platze zu führen, wo der ſelige Treffer mit ihrer Hülfe ihn dem Ritter Kunz abgejagt hatte. Der Herzog fiel auf die Knie, dankte Gott und ſchenkte den Köhlern eine freie Ritterzehrung.

Georg Schmidt lebte noch lange. Ein Jahr nach ſeiner guten That ließ der Churfürſt des Köhlers Kleider, die er bei Albrechts Befreiung getragen, holen und ſie mit denen der beiden Prinzen in der Kirche zu Eberſdorf bei Chemnitz, wo ſich Friedrich oft aufhielt, zum ewigen Gedächtniß aufhängen, und dort ſind ſie bis dieſe Stunde zu ſehen. Des

Köhlers Söhne und Nachkommen führten nun den Namen Triller fort; sie wurden reich und angesehen und noch blüht ihr Geschlecht in Sachsen und Thüringen.

Zwei Brüder aus demselben, Kaspar und Michael Triller, wurden vom teutschen Kaiser Rudolph im Jahr 1592 sogar in den Adelstand erhoben. Ihr Wappen zeigt über dem Helm den oberen Theil eines Köhlers, der mit beiden Händen einen Schürbaum emporhält, als wolle er mit demselben zuschlagen; im Schilde des Wappens ist im linken Felde ein Löwe, der einen Zschörper hält; im rechten Felde ein gleicher mit einem doppelt gekrümmten Schürhaken in der Branke. In der Mitte zeigt sich ein schwarzer Bär mit Bezug auf den Traum der Churfürstinn. —

So wie dieses Geschlecht emporblühte, so versank das der Kauffunge bald in den Strom der Vergessenheit; der Name erlosch; kein Lebender führt ihn mehr. Alle Güter des reichen Kunz in Thüringen und Sachsen zog der Churfürst als eröffnete Lehne ein, und vertheilte sie an andere Ritter. Auch das Schloß Isenberg in Böhmen blieb seinen Söhnen nicht. Podjebrad, König von Böhmen, nahm Besitz davon. Heinrich von Kauffung-

Kanzens jüngster Bruder, konnte keines Antheils am Prinzenraube bezüchtigt werden, aber er ging außer Land, weil Schande auf seinem Namen lastete. Auch der Ritter Meckau auf Kohren flüchtete als Theilnehmer der That und sah nie sein Vaterland wieder.

Gefallen war des tapfern Kunzens Haupt vom Henkerschwerte; die fromme Herzoginn Anna hatte keinen Beschützer mehr. So lange er gelebt hatte, wenn auch fern in Böhmen, konnte der Herzog Wilhelm doch nie eine gewisse Scheu und Furcht ganz unterdrücken und beobachtete gegen die sanfte Dulderinn immer noch äußere Rücksichten. Als der Furchtbare aber nicht mehr unter den Lebendigen wandelte, da mußte die Königstochter danken, daß er sie nicht aus dem Schlosse stieß. Anna war ein Dorn in Katharinas Augen, die den Herzog ganz beherrschte. Nur noch das Eine hielt ihn ab, seine Gemahlinn nicht von Weimar zu entfernen, weil der König von Ungern und Böhmen die Schmach seiner Schwester gewiß geahnet haben würde. Wilhelm war frech genug, als er eine zweite Erinnerung vom großen Statthalter Ungerns Hunjady im Namen des Königs der schlechten Behandlung wegen, die er Anna erfahren ließ, erhalten hatte, eine eigene Gesandtschaft an Ladislaus zu schicken und sich bei ihm zu entschuldigen. Da Annas Brief, von den er gehört, daß er so gute Wirkung ge-

ſo zwang er ſie jetzt einen zweiten zu ſeiner Vertheidigung zu ſchreiben, den er den Geſandten mit gab, worin ſie vorgeben mußte, das ganze Gerücht von den Mißhandlungen, die ſie von ihrem Gemahl erdulden müſſe, käme ganz allein von den böſen Witzthuemen her, die es ausgeſprengt, um ihrem Gemahl damit zu ſchaden. Statt die Größe ihrer Seele anzuſtaunen, verhöhnte dann Wilhelm ihren Jammer.

Im Jahre 1457 ſtarb der junge Ladislaus und nun hatte Anna keine Seele mehr, an die ſie enge Bände des Bluts knüpften. Deſto treuer hingen ihr die beiden Kammerfrauen, Bertha und Jutta, an und ihre Seelen floſſen gleichſam in einen langen ſchwermüthig verhallenden Ton zuſammen. Wie drei heilige Schweſtern, ſchon umleuchtet von dem Glorienſchein, der aus dem offenen Himmel herabſtrahlte, ſie zu umſpinnen, ſtanden ſie Herzen und Hände vereint, und alle kümmerlichen Menſchenſchranken waren vor ihnen zerfallen. Es war unter ihnen und wenn ſie allein zuſammen waren, unbelauſcht von den Spähern des Herzogs und Katharinens, nicht mehr von Herrinn und Dienerinn die Rede; ein ſchweſterliches Du geſtaltete das innigſte Verhältniß unter ihnen.

Die Churfürstinn Margaretha kam zuweilen nach Weimar herüber, um Anna zu besuchen; aber diese durch die innigste Liebe ihres Gemahls, durch ihre häusliche Ruhe, durch das Aufblühen und Gedeihen ihrer Kinder so glückliche Frau stand zu fern von der geistigen Anna, um sich in die Himmel dieses duldenden Engels nach zu schwingen. Dazu kam das Mißverhältniß, daß die Herzoginn nicht am Hofe erschien und Margaretha bei ihrem dasein des Herzogs Einladung zu den Festen und Feierlichkeiten nicht ausschlagen konnte und Katharina dort einen der Schwester des teutschen Kaisers unausstehlichen Stolz beobachtete. Sie kam also nicht, Anna beklagte sich nicht, bat nicht um Schutz und Beistand und man hielt sie für glücklich, ohne zu ahnen, wie vernichtend ihr der Schmerz über die verlohrene Liebe ihres Gatten am Kern des Lebens nagte.

Der Churfürst kümmerte sich um die häuslichen Angelegenheiten seines Bruders nicht, um mit dem tollen Hitzkopf nicht wieder in unangenehme Händel zu gerathen, und machte deshalb nun die Geschäfte der Regierung meist in Altenburg mit ihm ab. Dahin gehörten noch vor des Königs Tod die

Angelegenheiten mit Böhmen, wegen des Austausches der Schlöſſer.

Als zum Ladislaus geſtorben war, meldete ſich Wilhelm mit unter den Candidaten des böhmiſchen Throns und gründete ſeine Anſprüche auf Anna, ſeine Gemahlinn, die Schweſter des verſtorbenen Königs. Er ſchickte deshalb eine glänzende Geſandtſchaft mit vielem Geld nach Prag, welche die böhmiſchen Großen zu ſeinem Gunſten bearbeiten ſollten. Aber des Herzogs Leben war in Böhmen nur zu bekannt, und man wußte, wie ſchnöde er gerade der Abgeneigte, um derentwillen er die Krone des Landes begehrte. Ohne den Geſandten eine beſtimmte Antwort zu geben, hielten die Edlen Böhmens dieſelben lange hin, und die mächtigere Partei wählte den zeitherigen Statthalter Georg Podjebrad und die Wahl wurde erklärt, ehe die Geſandten etwas davon erfahren hatten. Sie widerſetzten ſich zwar derſelben, aber ohne eine ſchlagfertiges Heer, ohne Nachdruck. Der Herzog wandte ſich an Friedrich, den teutſchen Kaiſer, und erſuchte ihn um ſeinen Beiſtand, aber dieſer ließ ihm antworten: hätte er in ſeinem Hauſe ein gottgefälliges Regiment geführt, ſo würde ihm Böhmen nicht entgangen ſein.

Nun brach Wilhelms ganzer Haß gegen Amalia los und im folgenden Jahre verstieß er sie grausam auf das Schloß Ekardtsburg. Ohne Thränen verließ sie das Herzogsschloß in Weimar am Arme ihrer Frauen und des edlen Eusebius. Aber als sie auf dem hohen Berge stand, ringsum von Mauern umschlossen und hinein blickte in die weiten Auen des Landes, das sie hatte glücklich machen wollen; da fiel sie auf ihr Antlitz nieder und weinte Thränenströme. Verbannt von aller ihr zukommenden Pracht saß die edle Tochter eines teutschen Königs auf einer einsamen Burg, gleich einer Verbrecherinn; denn dem ihr bei gegebenen Marschall war streng verboten, sie aus der Burg zu lassen oder Jemanden zu ihr hinein. Der Gram über ihr getretenes Herz zerstörte ihre Schönheit, und so jung sie auch noch war, so erlosch doch der Glanz ihres blauen Augens von ewigen Thränen. Ihr größtes Glück auf Erden war, daß der Grausame ihr ihre Freundinnen und den frommen Kaplan nicht entrissen hatte. In Betrachtungen himmlischer Dinge und in Gebet vergingen die einsamen Tage. Oft streifte ihr Blick über die lachenden Fluren durch die herrlichen blühenden Thäler und dann zuckte es wohl wehmüthig um ihren Mund und ein bitteres Ge-

flieg in ihr auf, daß sie so früh der schönen Erde habe entsagen und so ganz unschuldig die grausamste Last des Schicksals auf sich nehmen müssen. Aber dann trat Bertha zu ihr und legte die bleiche Wange an ihrer Schwester Brust und fragte: „Regt sich einmal das Herz und schlägt es dem grünen freundlichen Leben entgegen? Blick hinauf! ins Blaue ist noch wohlthuender, noch herrlicher als das Grün der Flur. Wie ein sanfter Aetherstrom ergießt sich von dort Ruhe in die bedrängte Brust. Ich habe ausgekämpft, ring auch du, daß der den Kampf vollendest."

Ach Anna wußte ja den unter den Lebendigen, den sie mit namenloser Innigkeit und Treue geliebt, und oft regte sich noch in der innersten Tiefe ihrer Seele die Neigung zu dem Undankbaren.

Einst träumte ihr, sie wandele auf einer Blumenau, die ihr die herrlichsten Düfte zusende; da erblickte sie plötzlich des Herzogs Gestalt auf sich zueilen wieder so jugendlich, so freundlich als sonst. Sein großes dunkeles Auge brannte wieder so liebend so verlangend in das ihrige, er neigte sich zu ihr, umschlang sie mit holdem Lächeln und indem er ihr einen Kuß auf die Lippen drückte, rollten

seine schwarzen glänzenden Locken auf ihre Brust, und sie hatte mit dieser wonnigen Berührung ihre ganze vorige Schönheit wieder erhalten.

Mit dem Morgen zogen neue Hoffnungen, die sie seit Jahren entbehrt hatte, in ihr Herz ein und mit liebender Sehnsucht nach dem Gemahl hob sich ihre Brust. Sie theilte den Traum ihren Freundinnen mit einer Heiterkeit, ja mit einer lebendigen Bewegtheit mit, die diese fast erstaunen machte. Bertha lächelte bitter, als Anna sich den schmeichelnden Gedanken festhielt, der Traum könne in Erfüllung gehen, und Wilhelm seine Gattenliebe ihr wieder zuwenden. Keine der beiden Jungfraun wagte ihr die süße Hoffnung zu rauben und Anna dadurch noch mehr angefeuert bestürmte ihren Marschall mit Bitten, sie zu ihrem Gemahl zu bringen. Sehnsucht und Liebe waren so heftig in ihrer Seele erwacht, daß sie keine Gegenvorstellungen annahm und Eusebius dem Burgvogt rieth, das Wagniß zu unternehmen, vielleicht hätte es doch einen guten Erfolg. Der Mann ließ sich von Mitleid hinreißen und brachte sie mit dem Kaplan auf einem Wagen nach Roßla, wo sich Wilhelm eben mit Katharinen aufhielt. Sie steigt mit ängst-

licher Haſt aus dem Wagen und indem ſie den Geliebten auf dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes erblickt, läuft ſie ihm auf der Brücke entgegen, breitet ihre Arme aus um ihn zu empfangen und ruft im Tone der größten Zärtlichkeit: „Mein Wilhelm! komm an das treue Herz deiner Anna!“

Wüthend über die ihm unbewußte Ankunft der Verhaßten, die ihn eben in den ſchwelgeriſchſten Genüſſen mit Katharinen ſtört, rennt er mit zornblitzenden Augen auf ſie zu, zieht ſeine hölzernen Schuh vom Fuß, ſo wie man ſie damals im Hauſe zur Bequemlichkeit trug, und ſchleudert ihr denſelben heftig in's Geſicht, ſo daß der große Abſatz eine tiefe Wunde in Annas Stirn ſchlägt.

„Wie kannſt du es wagen, ohne meine Erlaubniß vor mir zu erſcheinen?“ brüllt er ihr dabei zu. „Dir geziemt nur auf deiner Burg zu bleiben, wohin ich dich gewieſen.“

Die entſetzlich Getäuſchte ſtürzt ohnmächtig auf der Brücke nieder, das Blut ſchießt ihr heftig aus Mund und Naſe und rinnt aus der Wunde an der Stirn. Euſebius eilt außer ſich vor Schmerz hin-

zu und hebt ſie auf. Der Herzog iſt davon geſtürzt, als wenn ihm Furien aus dieſem gräßlichen Anblick erſtiegen.

Schnell wurde die bedaurenswürdige unglückliche Fürſtinn nach dem hohen Bergſchloſſe zurückgebracht und erſt in den Armen ihrer jammernden Frauen kam ſie wieder zu ſich. Sie weinte nicht, ſie beklagte ſich nicht; vielmehr befeſtigte ſich der Gedanke in ihrer Seele, ſie müſſe dieſes grauſame Schickſal verdient haben, und mit dem heißeſten Gebet ſuchte ſie Schuld und Gram von ſich zu wenden. Ihre einzige Erdenfreude war noch, wenn ſie das ſchöne Thal entlang die Wieſen blühen und die Landleute fröhlich arbeiten ſah; kaum hatte der Herzog das erfahren, ſo ließ er das Fenſter zumauren, das ihr die ſchöne Ausſicht gewährte.

„Er hat wohlgethan!“ ſagte Anna, „nun bin ich ganz von der Erde abgeſchloſſen und ſank aller irdiſchen Herrlichkeit entkleidet vor die Himmelsköniginn nieder; aber wie heiter ſie auch zu ſein ſchien, ſie unterlag doch dem wüthendſten Schmerz, dem Erbtheil der Erde. Zuſehens wurde ſie ſchwächer; aber auch zugleich geiſtiger, verklärter. Endlich konnte ſie wegen körperlicher Schwäche das Lager

nicht mehr verlaſſen und ſprach mit himmliſcher Heiterkeit und ſtrahlenden Augen, in denen ſchon das Licht einer beſſern Welt aufgegangen war, von ihrer baldigen Auflöſung. Und ihre weinenden Frauen tröſtend, horchte ſie dann mit geiſtiger Wolluſt den Verſicherungen ihrer ewigen Liebe und den ſalbungreichen Worten des Paters Euſebius. Und immer mehr rang ſich ihre reine Seele von der welkenden Hülle los, und erhob ſich zum höheren Schaun. Über allen Erdenſchmerz lächelnd verſchied ſie in den Armen Berthas am 13. November 1462. Zwei Tage darauf ließ der Herzog ihre Leiche mit allem Gepränge ihres Standes nach dem Kloſter Reinhardsbrunn, dem alten Stammbegräbniß der thüringiſchen Landgrafen, bringen. Dort ſchlummert die unglücklichſte tugendhafteſte Fürſtinn.

Der Pater Euſebius ging nach Ungern, ſeinem Vaterlande zurück. Bertha und Jutta ließen ſich in Erfurt in einem Nonnenkloſter einkleiden und im Schleier genoſſen ſie noch lange auf Erden die Ruhe des Himmels.

Katharina von Brandenſtein, die reizende Fee, ſah jetzt das Ziel plötzlich nah, nachdem ſie lange geſtrebt hatte. Wie hätte ihr Wilhelm auch nur in

einem Stück widerstehen können? Er erklärte sie nach einem Monat allen verwandten und bekannten Fürsten als seine Braut und wußte durch geschickte Leitung sowohl seinen Bruder als die andern Fürsten zu ihrer Einwilligung zu bereden. Der Churfürst wußte, wie sehr sein Bruder von der jungen Wittwe eingenommen war und sah ein, daß er ihn mit der Verweigerung seiner Beistimmung auf's Äußerste bringen würde und Wilhelms Rache und Zorn hatte Friedrich fühlen gelernt. Deshalb waren nach einem halben Jahre alle Hindernisse beseitigt und Katharina stieg auf den Thron an Wilhelms Seite. Der Herzog richtete wieder ein großes Hochzeitfest zu Weimar aus. An dreißig Fürsten waren zugegen und eine große Menge Adel und Abgeordnete der Städte. Rauschende Freuden erfüllten das Schloß wie vor siebzehn Jahren in Jena, aber der Engel weilte nicht mehr unter den Kindern der sündigen Lust; die Dulderinn war vergessen; ihre Stelle hatte ein stolzes sinnliches Weib eingenommen. Bernhard von Kochberg stand triumphirend als erster Minister zu des Herzogs Seite. Er glaubte dieses Glück seines Hauses sei sein Werk und der Herzog überschütte ihn und Katharinas Geschwister mit Gnadenbezeugungen; einem jüngern nun

herangewachsenen Bruder von ihr ſchenkte er die Burg und Stadt Ranis bei Neuſtadt an der Orla, und er erbaute Burg und Dorf Brandenſtein ohnfern davon. Ranis und Brandenſtein blicken von ihren Felſengipfeln noch jetzt herab und erinnern den Wandrer an die Macht eines reizenden Weibes.

Auch als Herzoginn trieb Katharina ihr unzüchtiges Leben fort und behandelte die ſogar mit Stolz, die ſie erſt in ihre ſinnlichen Netze gelockt hatte.

Selbſt Cäſar hatte viel von ihr auszuſtehen; ſie behandelte ihn hart, ja oft grauſam und forderte ſeine Gunſtbezeigungen trotzig als einen ihr ſchuldigen Tribut. Dagegen hatte ſie ihm eine angeſehne Stelle beim Hof gegeben. Einſt als er des Nachts nicht zur beſtimmten Stunde bei ihr erſchien, empfing ſie ihn mit Fauſtſchlägen; darüber aufgebracht, rennte der Tater zum Herzog und entdeckte ihm offen Katharinas ganzes ſchändliches Leben. Wüthend lief Wilhelm zu ſeinem Weibe, um ſie zu durchbohren; aber nach einer Stunde lag er von ihrer Unſchuld überzeugt wieder in den Armen der ſchlauen ſchmeichelnden Schlange. Cäſar ritt mit Andern dieſen Tag auf die Jagd, am andern Morgen fand

man ihn todt im Walde. Zwei Kugeln hatten seine Brust durchwühlt.

Auch von andern Seiten her kam dem Herzog die Kunde von Katharinas Ausschweifungen; ihr eigener Mundschenk gestand ihm vertraulich, daß er ihre höchste Gunst genossen, aber Wilhelms Geist konnte den furchtbaren Zauber nicht abstreifen, mit dem sie ihn auf ewig besiegt hatte. Er überhäufte sie sogar stets mit neuen Gnadenbezeigungen, und verlangte von Allen, ihr größere Ehre zu erweisen als ihm selbst. Beim Volk aber hieß sie nur die böse Käthe von Rossel. Das eine Glück ward ihm nicht beschieden, Kinder von ihr zu umarmen. Ohne Erben starb er noch in dem schönsten Mannesalter von seinen Ausschweifungen entkräftet im Jahr 1482, 59 Jahr alt. Sein Land fiel an die Söhne seines Bruders, Ernst und Albrecht; denn der Churfürst Friedrich war schon 1464 gestorben.

Katharina erhielt von den beiden Fürsten für die vier schönsten Pflegen des Landes, Weimar, Freiberg, Weißensee und Weißenfels, ihr eigentliches Leibgeding, und das Amt Saalfeld und den obern

Hof zu Saalfeld zum Wohnsitz. Dort lebte sie lange ruhig und glücklich, ohne Reue, ohne Gewissensbisse, und starb 1492 daselbst. Ihre Leiche ruht an der Seite ihres Gemahls in der Peter- und Paulskirche zu Weimar.